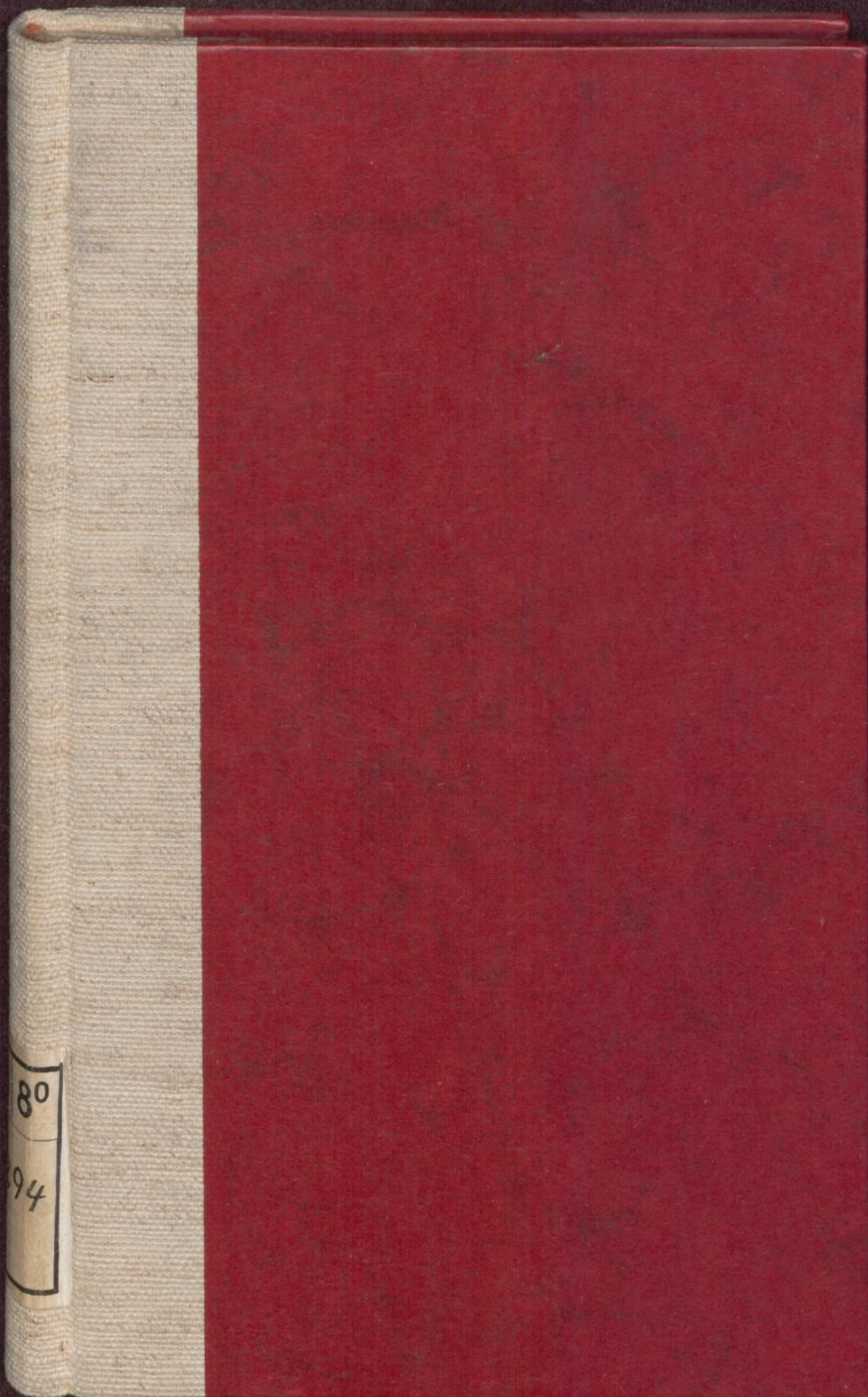
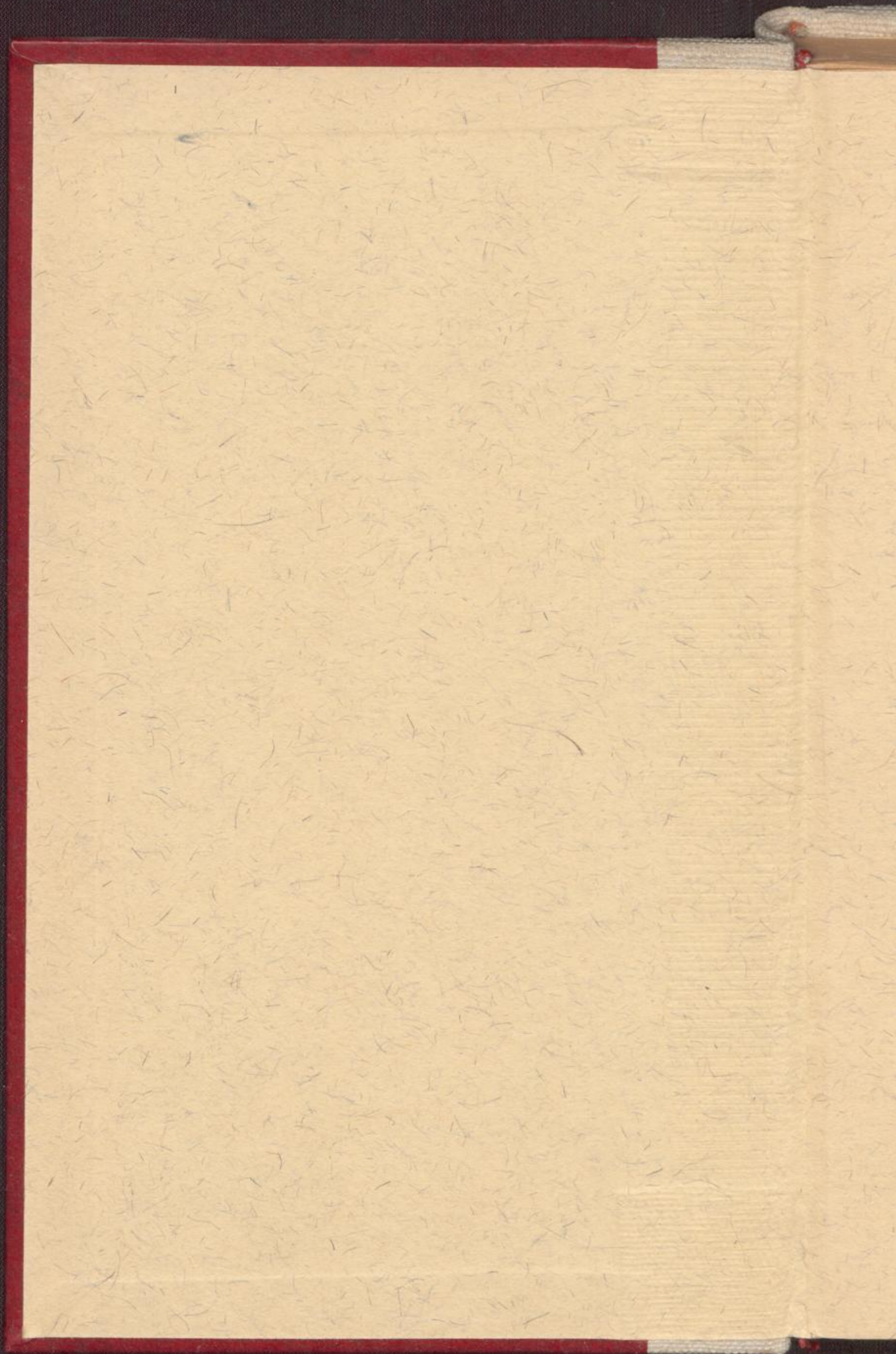
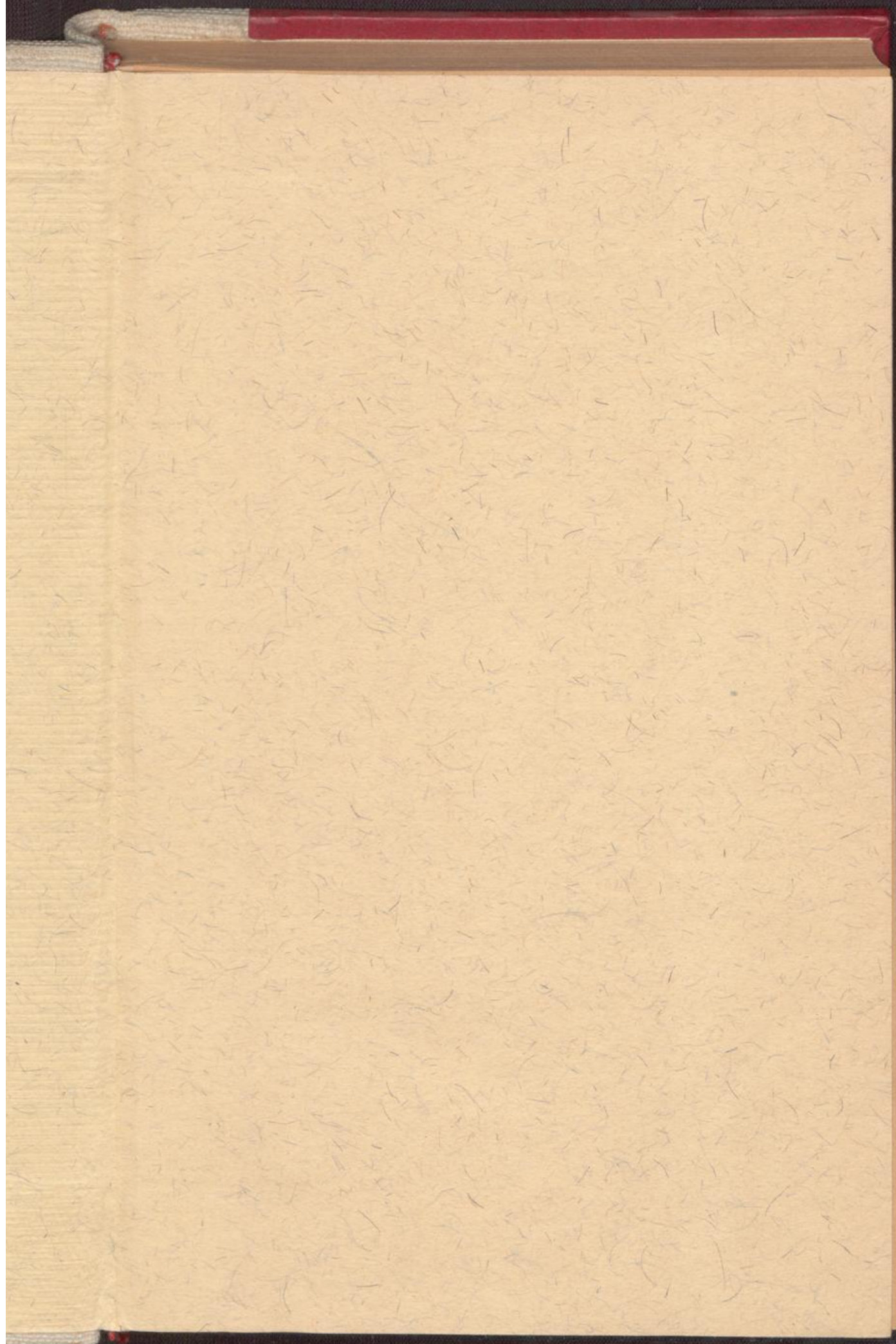


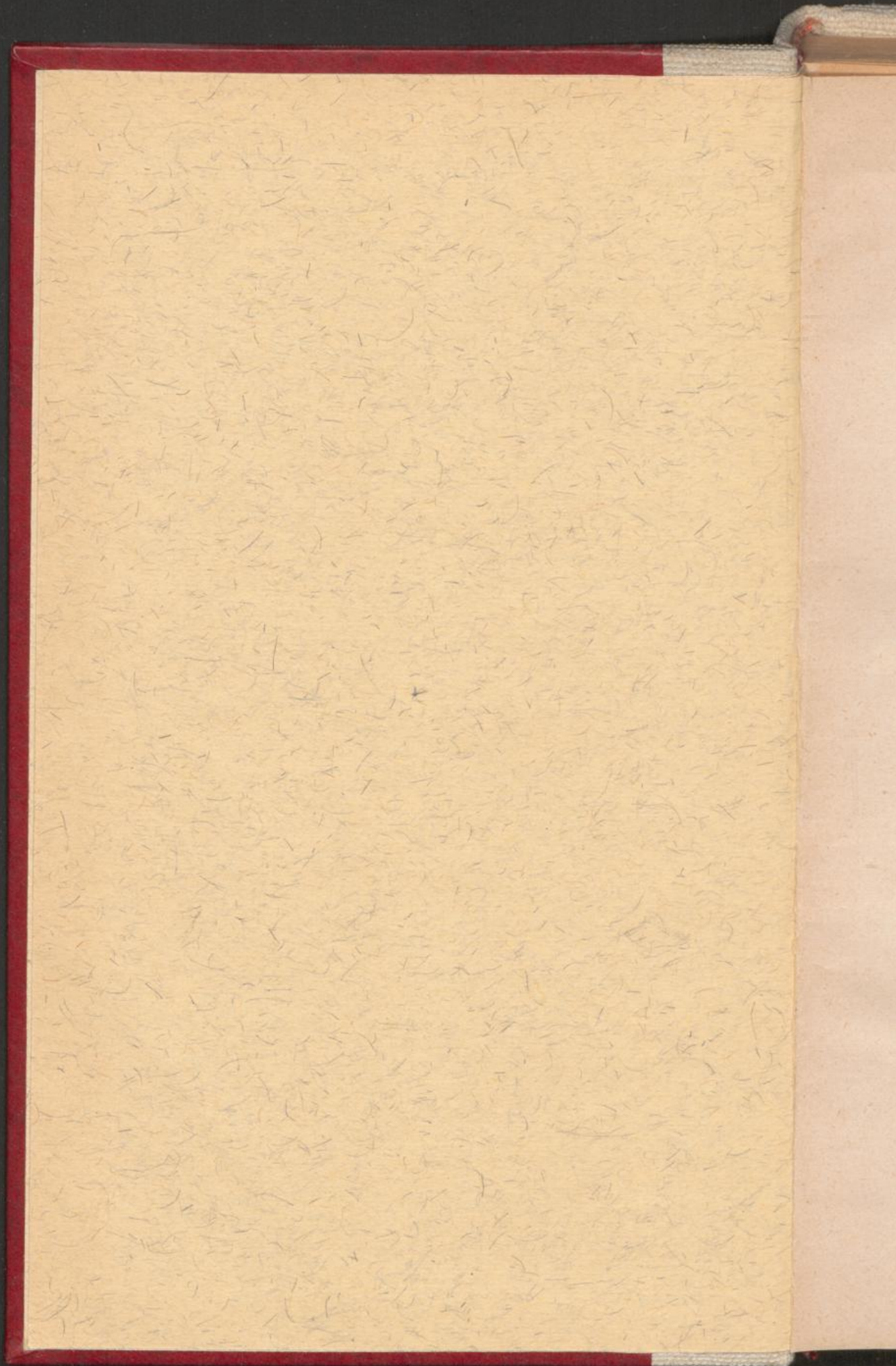


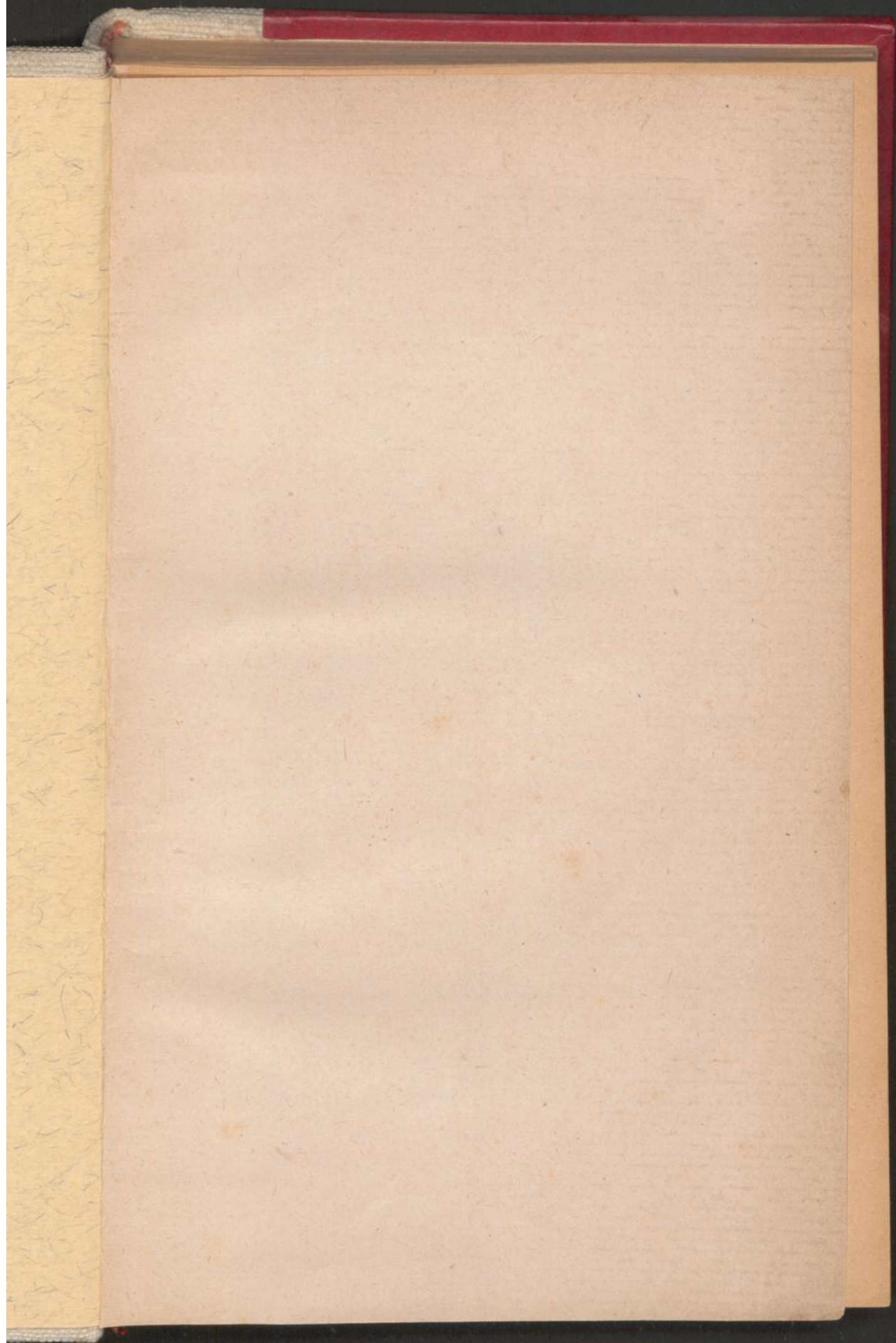
80

94











S. 109. Der siegreiche Retiarius blickt fragend zu den Zuschauerreihen empor, von denen Tod oder Leben des Beliegten abhing. Brausender Beifall lohnte den Sieger, doch die aufgeregteste Grausamkeit übte keine Gnade: fast nirgends eine andere Kundgebung, als der abwärts gewandte Daumen, das Zeichen des Todes.

Hermione

Roman aus der ersten christlichen Zeit der
Stadt Trier

von

f. Riotte.



Verlag der Paulinus-Druckerei
G. m. b. H. in Trier.

11/5294 80



203 W 1963 b.54

Vorwort.

Die Zeit der ersten Christen ist eine gar merkwürdige Zeit. Wir hören da erzählen von heroischen Tugenden, von Glaubensfestigkeit unter den grausamsten Martern und von plötzlichem Sinneswandel der Heiden, die, jetzt noch ungläubig, durch die Gnade erleuchtet und entflammt, alsbald die Bluttaufe empfangen, indem sie aus freien Stücken den Tod für Christus starben. Wir halten es für unglaublich und wären diese Vorkommnisse nicht unerschütterlich historisch festgelegt, wir könnten sie nicht glauben. So aber kann man nicht mehr zweifeln an Tatsachen, für die selbst die heidnischen Schriftsteller Zeugnis ablegen. Wir erinnern an das Schicksal der Thebäischen Legion (286 n. Chr.), an die auffallenden Befehrungen heidnischer Schauspieler, wie des Genesius, der, während er vor Diokletian spielte, durch eine Vision plötzlich bekehrt wurde, und so vieler anderer, die unwiderstehlich die Gnade zum Martyrium trieb. Der Fall der Befehrung des Apostels Paulus hat sich eben seit Bestehen des Christentums mehr als tausendmal wiederholt.

Das Leben der Christen in den ersten Zeiten der Kirche, in den Jahrhunderten blutiger Verfolgung, ist viel zu wenig bekannt, obwohl bedeutende Gelehrte wie de Rossi, de Waal, Wiseman, Ott usw. darüber geschrieben haben. Auch spielen sich die an historische Tatsachen knüpfenden Erzählungen, wie *Fabiola* usw., meistens in Rom ab. Unser Roman „*Hermione*“ jedoch führt uns in die Gegend

der Mosel und spielt in dem alten Trier zu der Zeit, da es noch unter römischer Herrschaft stand. Durch den Verkehr mit Rom kam nämlich das Christentum alsbald auch in das eigentliche Deutschland, und ist die älteste christliche Kirche daselbst unstreitig Trier, dessen erste Bischöfe Eucharius, Valerius und Maternus waren. Der hl. Maximin nahm den verfolgten Athanasius dort bei sich auf, und viele berühmte Bischöfe kamen nach Trier, so Ambrosius, Augustinus und Martin von Tours. Auch der hl. Hieronymus machte dort wissenschaftliche Studien. Doch auch in Trier mußte sich die Kirche Christi durch ähnliche blutige Vorgänge wie zu Rom ruhmvoll emporarbeiten, und diese große Zeit behandelt, anknüpfend an historische Tatsachen, unser Roman. Wir hoffen demnach mit diesem Buche kein überflüssiges Werk in die Welt zu schicken.

~*~ Hermione ~*~



Eine von dichtem Gezweig überwölbte Gartenpforte wurde von innen geöffnet, und ein junger Mann trat heraus, der zunächst einige Augenblicke stehen blieb und mit tiefen Zügen die taufrische reine Morgenluft einatmete. Es war im Monat Mai und noch früh am Tage; ein leichter Dufschleier lag über Berg und Tal gebreitet, in den die leuchtenden Strahlen der Morgensonne goldschimmernde Lichter webten. Ringsum in dem frischen, prangenden Grün sangen und jubilierten die Vögel, rein und klar wölbte sich der Himmel, und hoch in den Aether stieg jauchzend die Lerche empor. In der Ferne erglänzte der Spiegel der Mosella, deren silberne Fluten zwischen malerischen Ufern sanft dahingleiteten. Ein reicher Kranz von prächtigen, marmorschimmernden Villen dehnte sich nach links und rechts, in deren Hintergrund sich die Stadt mit ihren Mauern und gefestigten Toren erstreckte. Es war ein schönes Landschaftsbild voll Kraft und Anmut, das sich hier dem Auge des frühen Beschauers darbot, dessen Blicke jetzt freundlich und sinnend darüber hinschweiften, und dessen ganzes Aeußere den Römer bekundete. Er mochte fünf- bis sechsundzwanzig Jahre alt sein; die ziemlich große, jugendlich schlanke Gestalt trug mit edlem Anstand den Kopf, der der ganzen Erscheinung das Gepräge der Bedeutung und der Bornehmheit verlieh. Leichtgewelltes, braunes Haar beschattete die freie offene Stirne, kühn geschweifte Brauen wölbten sich über ernste dunkle Augen, zu denen die kräftig geformte Nase, der feingeschnittene Mund und das schöngebildete Kinn in vollendetem Einklang stand. Ueber die weiße mit schmalen Purpurstreifen verzierte Tunika fiel in gefälligem Faltenwurf ein helles Uebergewand, das eine zierlich gearbeitete Agraffe auf der rechten Schulter zusammenhielt.

„Sei mir begrüßt, o Treviris“¹⁾, sprach der junge Römer jetzt halblaut, indem er mit warmem Blick seine Umgebung umfaßte; „lange hab’ ich dich nicht gesehen,

¹⁾ Das heutige Trier.

aber in der Seele des Jünglings lebte das Bild unverwischbar, das sich einst dem Herzen des Knaben eingeprägt. Find' ich doch hier mehr meine Heimat, als im fernen Rom, und ist mir doch, als sei ich jetzt erst zu den heimischen Laren¹⁾ zurückgekehrt!"

Langsam sah er um sich und überblickte die Straße nach allen Richtungen. Dann haftete sein Auge auf dem zierlichen Landhaus, dessen Mauern hell und freundlich zwischen dem Grün des Gartens, aus welchem er hervorgetreten war, hervorleuchteten.

"Wie oft gedachte ich deines trauten Peristyls²⁾ und blütenreichen Atriums³⁾, fuhr er sinnend fort; „aber ach, daß sich die Urne über der Asche meines edlen Oheims wölbt! Seinen Manen bracht' ich das erste Opfer. Den Göttern dank ich, daß wenigstens der treue Cingetius, der Hüter und Genosse meiner Kindheit, mir erhalten blieb."

Leichten, elastischen Schrittes ging er weiter. Aufmerksam musterte sein Blick links und rechts die Umgebung, bekanntes und neuerstandenes gewahrend, und lächelnd verfolgte er den Flug der Schwalben, die pfeilschnell über ihm die klare Luft durchschnitten. Hier draußen im Bereich der eleganten Landhäuser war es um diese Zeit noch still und menschenleer; die vornehmen Römer und Römerinnen verträumten die schönen Morgenstunden lieber in Morpheus Armen, und die begüterten Trevirer folgten der römischen Sitte auch hierin.

Im Vorüberschreiten gewahrte er durch das Ostium⁴⁾ einer der elegantesten Villen zwei Sklaven, die mit Hilfe einer älteren Frau und eines jungen Mädchens beschäftigt waren, die zierlichen Säulen des Portikus⁵⁾ mit Guirlanden von Laubwerk zu umwinden. Er blieb stehen und sah ihren Bemühungen einige Augenblicke zu.

"Wohnt in diesem Hause Cajus Marcellus?" frug er dann nähertretend, während es bei der Ueberraschung, welche seine Frage und sein unerwartetes Erscheinen bei den Angeredeten hervorrief, wie ein Lächeln über sein Gesicht huschte.

"Ach, edler Julian", rief freudig der ältere der beiden Diener, indem er dienstfertig und ehrerbietig herankam, „mögen die Götter Deinen Eingang segnen! Gewiß wohnt hier der edle Marcellus; und wie wird er sich freuen dich zu begrüßen!"

¹⁾ Schutzgötter. ²⁾ Säulengang. ³⁾ Bedeckter Laubgang. ⁴⁾ Eingang.

„Doch schwerlich jetzt, zu dieser Stunde“, erwiderte Julian lächelnd; „er müßte denn seine Gewohnheiten sehr geändert haben.“

„Du hast recht, Herr“, entgegnete der Diener schmunzelnd, „Cajus Marcellus pflegt gern der Morgenruhe; du erinnerst dich alter Freunde und ihrer Gewohnheiten noch wohl.“

„Gewiß, wackerer Tibull“, sprach der junge Mann freundlich, „auch dein ehrliches Gesicht habe ich keineswegs vergessen; und dort ist ja die gute Materna, die hübsche Attia und der treue Scipio.“

Er nickte den Genannten, die sich dankbar verneigten, und denen man es ansah, wie geschmeichelt sie sich von solcher Freundlichkeit fühlten, leutselig zu, dann frug er:

„Doch weshalb schmückt Ihr das Haus so festlich?“

„Cajus Marcellus gibt heute seinen Freunden ein Fest — er feiert seine Ernennung zum Quästor und gleichzeitig den Jahrestag glücklicher Errettung aus großer Gefahr, indem er den Göttern ein Dankopfer bringt; denn die Himmlischen muß man ehren und ihnen dankbar sein.“

Julian neigte zustimmend das Haupt.

„Gewiß“, sagte er; „melde deinem Herrn meinen Gruß, guter Tibull, später statte ich ihm meinen Besuch ab.“ Er winkte flüchtig mit der Hand und schritt weiter.

Der Weg mußte ihm wohl bekannt sein; denselben zur Linken verfolgend, gelangte er in den nach dem Fluß zu gelegenen Teil der Stadt, wo der Hafen sich ausdehnte, und wo neben einigen prächtigen Munizipalgebäuden meist die Wohnungen der Schiffer und kleinerer Gewerbetreibender sich befanden. Hier herrschte trotz der frühen Stunde schon reges Leben. In den am Ufer angelegten Barken bereiteten sich die kräftigen Gestalten der Schiffer zum Fischfang vor, Sklaven schleppten Wasser in großen Krügen oder trugen sonstige Lasten, die Weiber hantierten in dem offenen, ärmlichen Wohnraum ihrer Behausungen, und halbnackte Kinder spielten am Flußufer vergnüglich Mora.¹⁾ Mancher neugierige Blick folgte dem vornehm aussehenden Fremdling, der seinerseits mit Interesse und, neue Eindrücke an alte Erinnerungen anknüpfend, dem friedlichen Treiben zusah. Dasselbe bildete die bewegte Staffage zu dem malerischen Panorama, das sich von hier aus dem Blicke darbot; denn in der Tat

¹⁾ ein Fingerspiel.

ild unver-
eingeprägt.
im fernen
den hei-

die Straße
auf dem
freundlich
er heraus-

hls²⁾ und
„aber ach,
Dheimis
fer. Den
etius, der
en blieb.“
er. Auf-
ie Umge-
nd, und
die pfeil-
er draußen
um diese
ömer und
den lieber
er folgten

Ostium⁴⁾
mit Hilfe
beschäftigt
nit Guir-
tehen und

is?“ frug
raschung,
einen bei
sein Ge-

der beiden
gerankam,
iß wohnt
euen dich

) Eingang.

zeigte sich hier ein neues, großartiges Landschaftsbild, das der Aufmerksamkeit wohl wert war, die der junge Römer ihm widmete. Silber schimmerte im Glanze der Morgensonne der Spiegel des Stromes, der mit leichtem Wellenschlag sanft dahinfloß; jenseits erhoben sich waldige Hügel, Berge und malerische Felspartien, und am Ufer entlang leuchteten freundliche Ansiedelungen aus heiterem Grün. Lange und mit warmem Blick betrachtete Julian das sich in reicher Abwechselung weit nach links und rechts ausdehnende Bild, über dem er den tiefblauen italienischen Himmel und die gelben Fluten des Tiber gerne vergaß. Wenn auch nicht mit südlicher Glut, so strahlte über der Mosella und dem trevirischen Lande der Himmel in nicht minder klarem Blau, und der gallische Frühling blühte ebenso lieblich, wie der römische.

Das Klirren von Scherben und laute Scheltworte weckten den in seine Gedanken Versunkenen auf.

„Fauler, unnützer Schlingel“, schallt eine freischende Weiberstimme, „nun liegt die kostbare Amphora¹⁾ am Boden, und du besitzest nicht soviel, um mir auch nur einen Henkel derselben bezahlen zu können! Wer hieß dich den Krug anfassen?“

„Du selbst hießest mich, Ombra“, verteidigte sich eine weinerliche Knabenstimme.

„Was? Ich selbst? Hieß ich dich die Amphora zerbrechen? Auch noch beschönigen willst du? Da, nimm das — und das — — und nun laufe zu deiner Großmutter und sage ihr, was für ein lügnerischer, nichtsnutziger Bursche du bist!“

Lautes Klatschen bewies die Schlagfertigkeit der erzürnten Sprecherin.

Der junge Mann trat rasch hinzu.

„Ich lüge niemals“, rief in diesem Augenblicke der Knabe, wobei in seiner Stimme die Entrüstung mit dem Schluchzen kämpfte, während er sich flüchtig aus dem Bereich der ergrimmtten Ombra brachte. Er war etwa zwölf bis dreizehn Jahre alt, von schwächlicher Figur und hatte ein hübsches, offenes Gesicht, in dem die wohl sonst klugen freundlichen Augen jetzt von Zorn und Weinen glühten. Beim Herannahen des Fremden fühlte er instinktiv, daß dieser zu seinem Schutze bereit sei, und trat er demselben schüchtern näher. Die aufgebrachte Ombra dagegen, ein noch ziemlich junges Weib von nicht unschönem, aber ge-

¹⁾ zweihenkeliger Krug.

meinem Aeußern, betrachtete die Einmischung eines Unberufenen offenbar als einen Eingriff in ihre Rechte, und ihre Augen funkelten dem jungen Mann kampfbereit entgegen. Doch bevor eines von beiden ein Wort sprechen konnte, ward im Hintergrunde eine Thür aufgerissen, und ein junges Mädchen, halb Kind, halb Jungfrau, erschien auf der Schwelle. Es mochte ein bis zwei Jahre älter sein als der Knabe, und an der Aehnlichkeit sah man sofort, daß beide Geschwister seien. Seine Tunika¹⁾ war ärmlich, aber rein und offenbar verwachsen, denn sie reichte nicht einmal mehr bis zu den Fußknöcheln; auf dem Arme trug es ein wenige Monate altes, schlafendes Kind. Die großen, ausdrucksvollen Augen blickten finster und drohend, doch bei dem unerwarteten Anblick des Fremden schlossen sich die schon zum Sprechen geöffneten Lippen wieder schein, während in dem blassen Gesicht langsam eine tiefe Röthe aufstieg.

„Was willst du?“ herrschte die Megäre sie an: „scher dich hinaus und hüte das Kind!“

„Ich hörte, daß du Sejus schlugst, und —“

„Und da mußttest du natürlich zu seinem Schutze herbeilaufen, wie immer“, höhnte das Weib, „das hält ja zusammen wie die Ketten. Da sieh her, was dein Püppchen angerichtet hat — meine kostbare Amphora —“

„Gestatte mir, schöne Ombra“, unterbrach Julian ihre Rede, indem ein kaum bemerkbares Lächeln seine Lippen umspielte, „daß ich dir deren Wert ersetze; der Knabe hat dieselbe gewiß nicht böswillig zerbrochen, und ein Ungeschick kann jedem widerfahren; lasse ihm daher deine Verzeihung zu teil werden. Glaubst du den Wert des Kruges mit fünfzig Sesterzen genügend bezahlt?“

Sowohl das vornehme Aeußere des jungen Römers, als auch die höfliche Anrede, ganz besonders aber das freigebige Angebot, das der aus dem Gürtel gezogene Beutel offenbar in klingender Münze zu betätigen bereit war, wirkten besänftigend auf die erregte Ombra. Ihr Blick wurde weniger funkelnd und ruhte dagegen wohlgefällig auf dem Redenden, wie auf dem gefüllten Beutel.

„Um deiner Fürsprache willen sei dem ungeratenen Schlingel verziehen“, versetzte sie mit freundlichem Tone, der ihre Stimme indes keineswegs weniger unangenehm machte; „und was die Amphora betrifft, so will ich um

¹⁾ Unterkleid.

ihren Wert nicht lange feilschen und nehme dein Gebot an, Herr."

Julian neigte leicht den Kopf und zählte die fünfzig Sesterzen in die dargehaltene Hand. Während dessen ruhten die dunklen Augen des jungen Mädchens mit einem unergründlichen Ausdruck von Bewunderung und Dankbarkeit auf dem Schützer ihres Bruders. Als die letzte Sesterze in die Hand Ombras gewandert war, trat sie schein und leise näher und drückte die herabhängende Linke des jungen Römers hastig an ihre Lippen. Ueberrascht blickte dieser auf.

"Wie heißest du, mein Kind?" frug er gütig.

"Psyche werd' ich genannt", antwortete sie leise und errötend.

Julian betrachtete sie mit Wohlgefallen; er dachte, wie gut der Name zu dieser lieblichen Erscheinung passe, doch gab er zartfühlend diesem Gedanken nicht Ausdruck. Statt seiner ergriff Ombra das Wort.

"Ihre Mutter war eine Griechin, eine Freigelassene", erläuterte sie geläufig, "und starb, als der Sejus erst vier Jahre alt war; dem Sincorius behagte die Wittverschaft nicht", fügte sie mit verschämt sein sollendem, aber höchst unangenehmem Lächeln hinzu, "und er muß wohl im Tempel der Juno Pronuba fleißig geopfert haben, denn ich verstand mich dazu, seine zweite Gattin zu werden. Er ist Legionär", ergänzte sie stolz, "und beim Centurio gut angeschrieben. Kennst du vielleicht den Centurio Flaccus?" frug sie, "der ist's!"

Julian verneinte. Mit doppeltem Mitgefühl betrachtete er nunmehr die beiden Kinder.

"Den Sejus hat die Mutter meines Mannes zu sich genommen," fuhr die nunmehr in Fluß geratene Ombra fort, deren Zunge die fünfzig Sesterzen gelöst hatten, "und sie wollte durchaus auch Psyche haben, aber ich werde mich hüten, diese gute Hilfe im Haushalte wegzugeben, wenn schon sie mir viel Aerger und Verdruß verursacht. Das Kleine, das sie auf dem Arm trägt, ist mein jüngstes: außerdem habe ich noch drei Knaben, wovon der älteste sechs, der zweite fünf und der kleinste drei Jahre zählt —"

"Da bist du sicher eine tüchtige Hausfrau, um die Sincorius zu beneiden ist", unterbrach sie anerkennend Julian, in dem sich die Befürchtung regte, die redselige Ombra möchte ihn noch weiter in ihre Familienangelegen-

heiten einweihen, und kannst allerdings die Tochter nicht entbehren. Den Göttern zum Tribut, daß sie deinen Kindern die Mutter länger erhalten mögen, wirst du gewiß der Mutterlosen mit Güte begegnen." Das Weib sah ihn betroffen an; seine Worte schienen einen neuen Gedanken in ihr anzuregen.

"Gewiß, Herr", murmelte sie kleinlaut. Die Augen Psyche's aber, die bei der Erzählung ihrer Stiefmutter finster dreingesehen hatten, hingen jetzt mit leuchtendem Ausdruck an dem Antlitz des jungen Mannes; sie hatte seine Absicht dankbar verstanden.

Julian grüßte und entfernte sich. Nach wenigen Schritten schon gewährte er Sejus, der ihm vorausgeeilt war, und jetzt schüchtern herankam.

"Herr, ich danke dir", sagte er treuherzig.

"Laß es gut sein, Kleiner", lächelte der junge Römer, "doch wenn dir Umbra wieder eine ihrer Amphoren anvertraut, dann sieh zu, daß du sie nicht abermals zu Boden wirfst."

Der Knabe sah ihn halb scheu, halb schalkhaft von der Seite an und schritt zögernd neben ihm her; es fiel ihm offenbar schwer, sich von seinem Beschützer zu trennen.

"Willst du auch einmal Legionär werden, gleich deinem Vater?" frug ihn dieser jetzt wohlwollend. Froh der Gelegenheit, die Unterhaltung weiter zu führen, kam Sejus rasch näher.

"Ja", antwortete er ernsthaft, "aber ein Centurio."

"Ei", meinte Julian scherzend, "du willst gleich hoch hinaus. Doch du hast recht: möge Mars deinen Wünschen gnädig sein! Wo wohnt denn deine Großmutter?"

"In der zweiten Nebengasse, ehe man in die Via Prätoria kommt", lautete die Antwort; "sie heißt Beturia."

"Und wie hieß dein Großvater?"

"Valerius Publius", entgegnete der Enkel stolz.

"Geh' voran und führe mich zu ihr", gebot Julian, der sich mehr und mehr für den Knaben interessierte. Vergnügt trabte dieser vor ihm her; nach dem Innern der Stadt zu abbiegend, gelangten sie zunächst nach der hier beginnenden Via principalis. Das Getriebe des Tages hatte seinen gewohnten Gang begonnen, und die Sonne sendete wärmere Strahlen. Ein Trupp römischer Miliz zog daher, Sklaven eilten zu mannigfachen Besorgungen des Weges, die Kaufleute legten ihre Waren aus und die

Handwerker arbeiteten an ihrem Tagewerk. In einer engen Gasse blieb Sejus vor einem der ärmlichen Wohnhäuser stehen, öffnete dessen Türe und ließ seinem Beschützer den Vortritt in den bescheidenen Raum, der Vestibül¹⁾, Atrium²⁾ und Peristyl³⁾ zugleich bildete: existierten doch für die arbeitenden Klassen diese exklusiven Begriffe nicht. Der Knabe eilte nach dem Hintergrunde des Gemaches, wo auf einem niederen Schemel eine alte Frau saß, welcher er hastig einige Worte zuflüsterte. Sofort erhob sich dieselbe und trat dem jungen Mann entgegen. Ein langer Mantel hüllte ihre Gestalt ein, und ein Tuch umrahmte das hagere, runzelige Gesicht. Beim Anblick des Fremden belebten sich ihre Züge.

„Herr“, rief sie bewegt, „laß deine Stimme hören, auf daß mein Ohr bestätigt, was meine Augen zu sehen glauben — — doch nein, er bedarf dessen nicht — du bist Julian, der edle Julian, der schon als Knabe die Großmut übte, die ihn auch heute auszeichnet — Dank sei dem Himmel, daß er mir vergönnt, dich wiederzusehen.“

„Meine gute Beturia“, sprach der junge Mann freundlich, der Greisin die Hand reichend, „beim ersten Blick habe ich dich erkannt — die Jahre sind glimpflich mit dir verfahren. Es freut mich, daß du zu denen gehörst, die mich in der schönen Treviris willkommen heißen.“

Beturia wiegte leise das Haupt.

„Es ist freilich schon lange her“, sprach sie sinnend, „und aus dem Knaben ist ein Mann geworden — dennoch, Herr, erkannte ich dich gleich; deine Züge sind mir unauslöschlich eingeprägt. Danke ich dir doch das Leben meiner süßen Cäcilia, die du aus den Fluten der Mosella rettetest. Und heute danke ich dir neue Großmut, die du meinem Enkel erzeigst — — mögen die Himmlischen dich segnen und dir vergelten!“

„Wie geht es der guten Cäcilia? Sie ist gewiß ein schönes Mädchen geworden?“

„Ja, sie war schön“, erwiderte die alte Frau mit zitternder Stimme, während Tränen ihren Blick verdunkelten; „und sie war mein Trost und meine Freude. Aber die Himmlischen beschlossen es anders; seit wenig Monden weilt ihre Seele bei den Schatten.“

¹⁾ Vorhof. ²⁾ Vorhalle, durch welche man in das Haus eintritt.
³⁾ Säulengang.

"Arme Beturia", sprach Julian mitleidig; "die Unsterblichen legen dir Schweres auf; mögest du es im Vertrauen auf die Götter mutig tragen."

"Die Götter trösten kein Menschenherz", murmelte die alte Frau für sich; laut setzte sie hinzu: "wie manchmal haderte ich mit dem Schicksal, daß es die knospende Rose gebrochen und das dürre Blatt verschont hat; doch der Ewigen Ratschluß ist unerforschlich. Du hast des Eingetius Weib gesehen — —."

"Ich verstehe dich", erwiderte Julian teilnehmend, als sie zögernd schwieg, "es wäre schlimm für deines Sohnes Kinder, holte Charon dich ab."

Die Greisin nickte.

"Sie haben niemand als mich, und dies Band hält mich zurück", murmelte sie dumpf.

Der junge Mann reichte ihr die Hand.

"Leb' wohl, gute Beturia", sprach er gütig, "und wenn du Rat und Hilfe bedarfst, so sei eingedenk, daß mein Haus dir jederzeit offen steht. Des Sejus werd' ich mich besonders annehmen; er soll dir unbenommen bleiben, aber täglich mag er einige Stunden kommen, damit einer meiner Freigelassenen ihn unterrichte. Ist dir's recht, mein künftiger Centurio?" frug er scherzend zu dem Knaben gewandt.

"Ja, Herr", antwortete dieser mit leuchtenden Augen.

"Zunächst magst du mir als Führer dienen", fuhr Julian fort, "ich entsinne mich der inneren Straßen nicht mehr genügend, um allein von hier den kürzesten Weg zur Via Decumana zu finden."

Von den Segenswünschen Beturias begleitet, folgte er dem flink voranschreitenden Knaben.

"Es gibt noch einen näheren Weg", bemerkte letzterer geheimnisvoll, als sie schon nach kurzer Zeit das kleine weiße Landhaus zwischen den Bäumen auftauchen sahen, und an eine Stelle gelangt waren, wo der äußerste Turm der Umfassungsmauer die Stadt abschloß, "hier", und er deutete auf eine von Gestrüpp überwucherte Stelle in der Mauer, "hier ist der Eingang."

"Und wo mündet derselbe?" frug Julian etwas ungläubig.

"In dem Erdgeschoß des Hauses, das Beturia und ich bewohnen", flüsterte Sejus noch leiser; "sie hat mir zwar verboten, davon zu sprechen, aber ich weiß, Herr,

daß sie dir es sagen würde. Wenn du einmal willst, führe ich dich hindurch; es ist ein gutgemauerter Gang und ein viel kürzerer Weg als dieser."

"Ein anderes Mal", nickte Julian zerstreut, dem die Angaben des Anaben nicht ganz klar und ohne Bedeutung schienen; dann verabschiedete er ihn mit der freundlichen Ermahnung, sich am anderen Tage bei ihm einzufinden.



Das Haus des Konsuls Palmatius lag im östlichen Teil der Stadt, in der Nähe des Forums, und bezeugte innen wie außen den Reichtum seines Besitzers. Durch das Tor, das doppelflügelige Ostium, gelangte man in das Vestibül, aus welchem eine zweite Türe in das geräumige, von Marmorsäulen getragene Atrium führte. Der Boden desselben bestand aus kunstvoll eingelegter Mosaik die Wände schmückten reiche dekorative Malereien, und teils in Nischen mit dunkelrotem Hintergrund, teils auf zierlichen Marmorsockeln, hoben sich wertvolle Statuen wirkungsvoll ab.

Hinter dem Atrium befand sich das Tablinum, das Arbeitszimmer des Hausherrn, an das sich das Peristyl, der eigentliche Wohnraum der Familie, angeschlossen. Um dasselbe herum lagen die sonstigen Räumlichkeiten, vor allem das Triclinium und die Exedra, der Speisesaal und das Gesellschaftszimmer, dann die Privatgemächer der Familie und die Badezimmer. Das Dienstpersonal hatte die Attika inne, ein sich über das Ganze erstreckendes niederes Zwischengeschloß.

In dem hinter dem Peristyl sich ausdehnenden Xystos, einer von einem Säulengang umgebenen Gartenanlage, saßen an dem Maimorgen des Jahres 286, an welchem unsere Erzählung beginnt, zwei junge Mädchen auf einer von steinernen Löwenfüßen getragenen Bank und vergnügten sich damit, einer Schar Tauben, die sie teils umflatterten, teils emsig auf dem Boden pickten, Futter hinzustreuen. Vor ihnen dehnte sich der breite Kiesweg, jenseits desselben, inmitten eines wohlgepflegten Rasenplatzes, der die Mitte des Xystos bildete, erhob sich ein kunstvolles Bassin in Form einer riesigen Muschel, in welchem ein auf einem Delphin reitender pausbäckiger Triton¹⁾ den Wasserstrahl

¹⁾ Ein Meergott.

aus
Im
eine
und
wud
es
des
tan
Zuh
schei
in
gend
Gef
Futt
Tre
zierl
auf
Sch
licht
trug
eine
Bra
schat
schw
von
höch
Dan
kraft
schö
träu
ließ
fönn
liche
juge
Nach
geru
Hal
und
Aug
risch
gefo
einer
des,

aus hoch gehaltener Schale plätschernd niederströmen ließ. Im Hintergrund, zwischen den Blumenbeeten, hantierte eine junge Sklavin, die damit beschäftigt war, geräuschlos und in nicht allzu großer Eile das zwischen den Beeten wuchernde Unkraut auszurupfen. Still und friedlich war es in dem grünenden blühenden Raum. Das Rieselndes Wassers und das Gurren der Tauben bildeten momentan das einzige Geräusch, und es mußte auf die beiden Zuhörerinnen wohl einschläfernd wirken. Die eine, augenscheinlich ältere, hatte sich bequem zurückgelehnt und blickte in Gedanken verloren in das über ihrem Haupte sich wiegende dunkle Grün des Lorbeergebüsches, während ihre Gefährtin, nachdem sie den Tauben den letzten Rest des Futters hingestreut, mit träumerischem Lächeln dem eifrigen Treiben der gefiederten Lieblinge zusah, die eilig, den zierlichen Kopf rastlos auf- und niederbewegend, die Körner aufspickten. Beide waren jung und schön und offenbar Schwestern. Indessen, trotz der sofort bemerkbaren Ähnlichkeit waren sie im Aeußeren sehr verschieden; die ältere trug dunkelblondes Haar, das in schweren Flechten wie eine Krone auf ihrem Scheitel lag, und unter dunklen Brauen blickten stahlgraue, von schwarzen Wimpern beschattete Augen hervor, die je nach der Beleuchtung fast schwarz erschienen. Die Gesichtszüge waren regelmäßig und von warmem Kolorit, doch lag in dem Antlitz, trotz der höchstens ein- bis zweiundzwanzig Jahre, welche die junge Dame zählen mochte, ein Ausdruck von Ernst und Willenskraft, der sich besonders in den festgeschlossenen Lippen des schöngeformten Mundes zu erkennen gab. Weich und träumerisch war diese Natur offenbar nicht, eher vielleicht ließ sich dies von der jüngeren Schwester sagen. Dieselbe konnte etwa siebzehn Jahre alt sein, und ihre kleine zierliche Gestalt zeigte die ganze Anmut und elastische Rundung jugendlicher Formen. Glänzendes braunes Haar, im Nacken zu einem Knoten geschlungen, umrahmte den zierlich gerundeten Kopf, der sich in natürlicher Grazie dem schlanken Halse anschloß. Unter der reinen schöngeformten Stirn und den feingeschwungenen Brauen blickten große braune Augen, den die langen seidenen Wimpern einen träumerischen Ausdruck verliehen, jugendfroh hervor. Die feingeschnittene Nase und die schöngeschweiften Lippen des mit einer sich leise öffnenden Rosenknospe vergleichbaren Mundes, die rosig angehauchten Wangen und das zierliche

Sinn mit dem allerliebsten Grübchen — alles zusammen erschien wie die Verkörperung heiterer Jugendschönheit. Die Kleidung Beider bestand in der bis zur Erde reichenden Tunika von mattweißem Stoff, die um die Taille ein goldgestickter Gürtel zusammenhielt, während leichte Goldstickerei Ärmel und Halsausschnitt verzierte.

Von den gurrenden Tauben weg blickte die jüngere jetzt nach der sinnenden Schwester, die sie einige Augenblicke schelmisch betrachtete.

„Glücklicher Severus“, flüsterte sie dann neckend.

Die Angeredete fuhr aus ihren Gedanken auf.

„Törichtes Kind“, schalt sie, während ein verräterisches Rot ihre Wangen überhauchte. Im nächsten Augenblick fühlte sie die Arme der Schwester um ihren Hals und deren Haupt an ihrer Schulter.

„Meine gute Cornelia“ sprach dieselbe schelmisch, „weshalb schiltst du mich? Waren deine Gedanken nicht bei ihm? Und das ist doch nichts Schlimmes — er ist ja dein Verlobter; es muß doch ein eigen Ding sein um die Liebe“, fügte sie nach einigen Augenblicken halb scherzhaft, halb träumerisch hinzu.

Ein Lächeln umspielte die Lippen Cornelias, dann küßte sie die Schwester zärtlich auf die Stirn.

„Davon verstehst du noch nichts, meine kleine Hermione“, sagte sie weich, „doch auch du wirst sie einst kennen lernen; möge es zu deinem Glücke sein!“

Von dem Eingang des Aytos¹⁾ her wurden Schritte vernehmbar, und eine hohe Frauengestalt in Begleitung eines jungen Mannes näherte sich den Schwestern. Es war Justinia, die Gattin des Konsuls, mit Severus, dem Verlobten Cornelia's. Justinia war eine noch immer schöne Frau, deren Züge die ältere Tochter in neuer Jugend wiedergab. Ueber der Stola, dem bis zu den Knien reichenden Obergewand, trug sie die bei älteren Damen auch im engeren Kreise übliche palla, die das gallische Klima wohl vertrug.

Die Schwestern waren aufgestanden und eilten den Kommenden entgegen, und nun erst gewahrte man den Unterschied in der Erscheinung Beider, die ernstere Schönheit der älteren und die holde Lieblichkeit der jüngeren Schwester.

¹⁾ Gartenlaube.

Justinia's Augen ruhten mit mütterlichem Stolze auf den jugendlichen Gestalten.

„Du siehst, mein teurer Severus“, wandte sie sich scherzend zu ihrem Begleiter, „deine Braut verspricht keine gute Hausfrau zu werden; statt sich um die Obliegenheiten einer solchen zu kümmern, sitzt sie hier mit Hermione und füttert die Tauben.“

Der junge Mann blickte zärtlich nach der leicht erröthenden Verlobten.

„Meine holde Cornelia weiß“, erwiderte er lächelnd, „daß in dem Hause des künftigen Gatten zahlreiche Dienerinnen ihrer Befehle harren, die jede Arbeit des Haushaltes zu verrichten geschickt sind. Und auch die liebe Hermione“, scherzte er, „wird hoffentlich dereinst keine schlimme Häuslichkeit haben.“

Das junge Mädchen schmiegte sich zärtlich an Justinia an. „Laß mich bei euch bleiben“, flüsterte sie, „das ist mein liebstes Heim.“

Damit schritt sie mit der Mutter langsam auf dem Kiesweg voran, so daß Severus und seine Braut etwas zurückblieben. Diese bildeten ein schönes Paar, und das glückliche Lächeln, das um die Lippen der sonst so ernsten Cornelia spielte, bewies, daß die beredten Blicke des Verlobten und die zärtlichen Worte, die er ihr zuflüsterte, in ihrem Herzen ein williges Echo fanden. Severus war ein hochgewachsener junger Mann von achtundzwanzig Jahren, einer der vornehmsten trevirischen Familien entstammend, der trotz seiner Jugend schon seinen Platz in der Reihe der Decurionen einnahm.

„Weißt du schon“, frug ihn Cornelia jetzt im Weiter-schreiten, „daß Julian, der Nefte des verstorbenen edlen Sekundinus, und mein und Hermiones Spielgefährte aus den Tagen der Kindheit, seit gestern zurückgekehrt ist? Sicher sucht er uns heute noch auf, er wird unser ihm stets gastlich offen stehendes Haus nicht vergessen haben.“

„Ich hörte von ihm“, entgegnete Severus, „und wenn er dem Ruf entspricht, der ihm vorausgeht, so möchte ich wohl zu seinen Freunden gehören. Er soll schon in Rom von sich reden gemacht haben.“

„So hat er gehalten, was er als Knabe versprach“, entgegnete Cornelia sinnend, „denn als solcher schon zeigte er edlen Sinn.“

„Er ist ein Römer?“ frug Severus.

„Von Geburt, ja; doch verlebte er fast seine ganze Kindheit in unserm Lande. Sein Vater war Prätorianeroffizier, seine Mutter eine Trevirerin, Schwester des verstorbenen Sekundinus. Beide Eltern starben früh, und so nahm der Oheim den erst zweijährigen Knaben, den die sterbende Mutter durch einen Freigelassenen, den alten treuen Helvetius, ihm sandte, bei sich auf und vertrat Vaterstelle bei ihm. Als Julian kaum siebzehn Jahre zählte, starb der edle Sekundinus, dem Neffen sein ganzes Vermögen hinterlassend. Ein entfernter Verwandter nahm sich desselben an und brachte ihn nach Rom, wo seine weitere Ausbildung rasche Fortschritte machte. Nach mehr als acht Jahren ist er nun zum ersten Mal wieder in seine zweite Heimat zurückgekehrt.“

Hier wandte sich Hermione nach den Beiden um.

„Ihr sprecht von Julian“, rief sie lebhaft, „hat Severus ihn gesehen? Nicht? Wie freue ich mich auf seinen Besuch! Was willst du, Attius?“ wandte sie sich an einen Sklaven, der sich raschen Schrittes näherte.

„Der Konsul läßt fragen, Herrin“, wandte derselbe sich an Justinia, „ob er einen willkommenen Besuch hierhergeleiten soll, oder ob du es vorziehst, ihn im Atrium zu empfangen?“

„Wer ist es?“ frug Cornelia.

„Ich weiß es nicht, Herrin, doch glaube ich, sein Name ist Julian.“

„Bescheide ihn hierher“, flüsterte Hermione ihrer Mutter zu; lächelnd neigte diese das Haupt.

„Sage meinem Gatten, daß ich ihn bitte, uns hier aufzusuchen“, gab sie den Bescheid, mit dem der Diener eilig verschwand.

Nach wenigen Augenblicken schon betrat der Konsul mit seinem Gaste den Xystos. Palmatius war ein hoher stattlicher Mann von etwa fünfzig Jahren, den die purpurumsäumte Toga¹⁾ trefflich kleidete. Sein edles Gesicht befundete Klugheit und Güte, während ein freundlicher Zug um Augen und Mund die in den Zügen sich findende Ähnlichkeit mit Hermione noch mehr hervortreten ließ.

„Hier bringe ich einen lieben, langentbehrten Freund des Hauses“, rief er beim Eintreten, „der halb schon fremd geworden, endlich doch den Weg in die Heimat seiner Kindheit wiedergefunden hat.“

¹⁾ Oberkleid.

„Und der nichts sehnlicher wünscht“, fügte Julian hinzu, sich tief vor der Gattin und den Töchtern des Konsuls verneigend, „als daß ihm das alte Wohlwollen bewahrt sein möge, dessen sich einst der Knabe erfreute!“

Justinia reichte ihm herzlich die Hand.

„Sei willkommen, edler Julian“, sprach sie freundlich, „du findest die alten Freunde unverändert; mögest du dich in ihrem Kreise wohl fühlen und in dem kleinen Trevisis die glänzende Hauptstadt nicht allzusehr vermissen. Doch kennst du diese nicht mehr?“ frug sie lächelnd, als sie Julians Blicke fragend und bewundernd auf den Schwestern ruhen sah; „erkennt ihr den einstigen Spielgenossen nicht wieder?“ wandte sie sich scherzend an die Töchter.

„Gewiß“, erwiderte Cornelia freundlich, indem sie dem Jugendfreund ohne Bitterkeit die Hand reichte; „Julian war ja immer unser guter Gefährte, der seine treuen Spielgenossinnen“, fügte sie heiter hinzu, „hoffentlich nicht vergessen haben wird, wenn schon es eigentlich zu viel verlangt ist, daß er sich zweier so unnützer kleiner Dinger noch erinnern soll.“

Lächelnd versicherte der junge Mann, daß er sich der unnützen kleinen Dinger sehr gut erinnere und ihrer oft herzlich gedacht habe. Jetzt freilich, da er beide als erwachsene junge Damen wiederfinde, könne er nur wünschen, daß dieselben ihm die einstige Freundschaft der beiden kleinen Mädchen bewahrt haben möchten.

Sein Auge hing bewundernd an dem schönen stolzen Antlitz Cornelia's, dann wandte er sich der jüngeren Schwester zu, und errötend legte Hermione ihre kleine Hand in die seinige. Bis an sein Lebensende erinnerte sich Julian dieser Stunde, da er das liebliche Antlitz mit den süßen braunen Augen vor sich sah. Was er sprach, wußte er kaum, ein wunderbares, unbekanntes Gefühl hielt ihn umfangen. Palmatius ließ ihm übrigens auch keine Zeit zu vielen Worten.

„Mein teurer Severus“, wandte er sich an diesen, „in dem trefflichen Julian stelle ich dir einen alten Freund unseres Hauses vor, möge er sich auch deine Freundschaft erwerben! Denn zu den Töchtern“, sprach er heiter, zu Julian gewandt, „hat mir der Himmel nun auch einen demnächstigen lieben Sohn beschert; in dem Defurionen Severus siehst du den künftigen Gatten Cornelia's; hof-

fentlich wendet sich deine Freundschaft für die Jugendge-
spielerin auch ihrem Verlobten zu."

Die beiden jungen Männer begrüßten einander mit
herzlichem Händedruck, worauf sich die kleine Gesellschaft
nach dem Peristyl versügte, wo auf einen Wink Justinia's
flinke Sklaven eine reiche Auswahl von Erfrischungen
herumreichten.

"Bei deinem nächsten Besuch", bemerkte Palmatius,
indem er lächelnd nach seiner Gattin blickte, "wirst du ein
weiteres Familienglied kennen lernen; in deiner Abwesen-
heit hat sich noch ein Töchterchen zu uns gesellt, als dritte,
weshalb wir ihr auch den Namen Tertia gaben, Tertia
Cäcilia. Leider kann sie dich heute nicht begrüßen, da sie
leicht erkrankt ist und von unserer alten Amme — du ent-
finnst dich ihrer wohl noch, der alten treuen Murrha, wenn
ich mich recht erinnere, standest du sehr in ihrer Gunst —
überängstlich gehütet wird. Es ist ein etwas zartes Kind,
das alle im Hause nach Kräften verwöhnen —"

"Nächst Murrha du am meisten", bestätigte Justinia.

"Ja, ja", lachte er zustimmend, "ist es doch unsere
jüngste, die sich einfand, als sie gar nicht mehr erwartet
wurde. Sie ist erst sieben Jahre alt", fügte er gleichsam
entschuldigend bei.

Julian hatte die Mitteilung mit angenehmer Ueber-
raschung aufgenommen.

"So ist die Zahl der Grazien nunmehr vervollständigt",
meinte er heiter, "hoffentlich erwerbe ich mir auch der
Dritten Freundschaft."

"Die Kleine wird weit schöner als wir", erklärte Her-
mione, "und wenn du dich ihr als Spielgenosse zur Ver-
fügung stellst, wirst du rasch ihre Freundschaft erwerben,
wenn schon sie im ganzen damit zurückhaltend ist."

"Ich werde mir alle Mühe geben", versicherte Julian.
"Da sieht man erst, wie lange man weg war", fügte er
scherzend hinzu, "und wie vieles sich in solcher Zeit zu er-
eignen vermag."

"Ja, es hat sich manches geändert in der Zeit deiner
Abwesenheit", bemerkte der Konsul, "im Kleinen wie im
Großen, in den Provinzen sowohl wie in der Hauptstadt,
und es gab mitunter unruhige Zeiten. Erst seit Diokletian
den Thron der Cäsaren einnimmt, herrscht einigermaßen
Ruhe im Reich und das Land atmet auf. In letzter Zeit
freilich schafft der Bauernaufstand neue Unruhen und viel

böses Blut; hoffentlich gelingt es der Regierung, ihn zu unterdrücken und die Provinzen vor weiterer Invasion zu bewahren. Was spricht man darüber in der Hauptstadt — hörtest du Neues?"

"Wenig, edler Palmatius", entgegnete der junge Mann; "es hieß zwar, der Kaiser werde den Maximinian veranlassen, gegen die Aufständischen einzuschreiten, doch ist darüber nichts bestimmtes verlautet."

"Darüber werden die Aufrührer aber immer gefährlicher", mischte sich Severus ein, "haben sie doch schon einen Kaiser erwählt und glauben, das gallische Kaiserreich wieder aufrichten zu können. Es geht Kunde von ungeheuern Räubereien und Verwüstungen ganzer Städte. Je mehr Zeit vergeht, desto mehr gewinnt die Empörung an Macht und Kraft, und desto schwerer wird es dem Militär werden, sie zu bewältigen."

Palmatius wiegte sinnend das Haupt.

"Möge dies bald gelingen", sprach er, "nur die Ruhe nach innen und außen läßt die Provinzen gedeihen. Wir hier erfreuen uns einstweilen der Segnungen des Friedens. Diokletian ist milde gesinnt und strebt nach Gerechtigkeit. Auch den Christen ist er bis jetzt geneigt", fuhr er langsam fort, wobei sein Blick flüchtig forschend das Antlitz des Gastes streifte.

"Gewiß", bestätigte dieser unbefangen; "die Sekte der Nazarener gewinnt immer mehr Anhang; diese Duldung ist eigentlich eine Beleidigung der Götter."

Niemand antwortete hierauf. In den Augen Sever's blitzte es einen Moment wie Unmut, doch ein Blick des Konsuls mahnte ihn zum Schweigen. Palmatius fuhr sich mit der Hand flüchtig über die Stirn, wie um einen unangenehmen Gedanken zu verscheuchen, indes die Wangen der Frauen sich höher röteten.

"Doch du hast recht, würdiger Palmatius", fuhr Julian fort, "es hat sich vieles geändert, wie im ganzen Lande so auch hier, und ich werde neben dem Alten, Wohlvertrauten, manches Neue finden. Auch Freunde aus Rom freue ich mich hier zu begrüßen, zunächst Cajus Marcellus, und den allzeit fröhlichen Sextus, mit denen ich in der Hauptstadt manche heitere Stunde verlebt."

"Cajus Marcellus, ein wackerer junger Mann", bestätigte der Consul, "er hat erst kürzlich die Quästur erhalten. Und der Epikuräer Sextus —"

Hier trat der Freigelassene Xanthos ein, der Vertraute und Sekretär des Konsuls, und erinnerte diesen daran, daß es an der Zeit sei, sich nach der Curia¹⁾ zu begeben, sowie, daß im Atrium einige Klienten der Erledigung harreten.

Palmatius erhob sich.

„Kürze deshalb deinen Besuch nicht ab,“ sprach er, dem jungen Manne die Hand reichend, „und betrachte dich nicht als Fremdling, sondern sei eingedenk, daß wir dich jederzeit willkommen heißen.“

Mit dem Gatten entfernte sich Justinia auf einige Augenblicke, und die jungen Leute blieben allein.

„Du wirst dich wohl auch heute abend bei Marcellus einfinden“, bemerkte Cornelia's Verlobter im Laufe der Unterhaltung; „seine Einladungen sind sehr beliebt, zumal sein neues Amt wird er mit keinem schlechten Weine einweihen.“

„Ja, ja, mein guter Marcellus war schon in Rom ein Verehrer des Bacchus“, bestätigte Julian lachend, „ich habe in der That seine Einladung erhalten; sein Besuch kam dem meinigen zuvor. Werden auch Damen zugegen sein?“

„Gewiß!“ erwiderte Cornelia scherzend, „alte und junge, du wirst Auswahl finden. Vor allem die schöne Octavia, die Tochter des Aedils Vitruvius, wirst du dort Gelegenheit haben, zu bewundern, vielleicht auch ihre Schwester Aglaja. Wir nehmen wenig Einladungen an“, beantwortete sie die stumme Frage in seinem Blick; „von Sever freilich wäre es unhöflich, wenn er wegblicke, ihm wirst du dort begegnen.“

Der Wiedereintritt Justinia's gab dem Gespräch eine andere Richtung.

„Bist auch du keine Freundin der Geselligkeit, holde Hermione?“ wandte sich Julian im Laufe der Unterhaltung an das junge Mädchen, indes die anderen weiter sprachen.

„Der Geselligkeit wohl, aber nicht der lauten öffentlichen Lustbarkeiten“, erwiderte sie, indem ihre braunen Augen ihn freundlich ansahen.

„So freut es mich, daß mein Geschmack dem deinen ähnlich ist“, entgegnete Julian lebhaft, „auch ich bin kein

¹⁾ Rathhaus oder Gerichtssaal.

Freund geräuschvoller Vergnügungen. Deren wird es übrigens hier auch nicht viele geben?"

"Außer den Lupercalien¹⁾ und dem kürzlich gefeierten Blumenfest nur im Theater, im Zirkus und in der Arena", entgegnete das junge Mädchen; "das heißt", fügte sie zögernd hinzu, "wenn diese letzteren überhaupt als Vergnügungen gelten können."

Julian sah sie überrascht an. Er war zu sehr Römer und in der Hauptstadt erzogen, um diese Bemerkung, selbst in dem Munde eines jungen Mädchens, nicht unerwartet zu finden. Wenn auch sein humaner Sinn wie das ästhetische Gefühl sich schon oft gegen die rohen Greuel der Tierhezen und Gladiatorenkämpfe gestraubt hatten, so war er doch zu sehr in der Gewohnheit dieser Sitte des Landes aufgewachsen, um über eine so ablehnende Beurteilung derselben nicht mindestens erstaunt zu sein, wenn schon er aus Höflichkeit diesem Gefühl keinen Ausdruck gab.

"So begegnen sich auch hier unsere Anschauungen", sagte er freundlich, "denn ich muß gestehen, daß auch mir derartige Schauspiele unerquicklich sind."

Ein warmer Blick Hermiones lohnte seine Worte.

"Dieselben verletzen jedes menschliche Gefühl", sprach sie leise und schauernd, "und nur der Götterglaube —"

Sie hielt plötzlich inne, doch Julian glaubte zu verstehen, was sie sagen wollte.

"Ganz recht", stimmte er lebhaft bei, "nur der Glaube an die Götter erhebt die Kämpfenden über das Schreckliche ihres Schicksals."

Einen Moment erhob sie den Blick und ihm dünkte, als ruhten ihre Augen mit dem Ausdruck der Trauer auf ihm. Sie antwortete nicht, nur ihre im Schoß gefaltet ruhenden Händen preßten sich unmerklich fester zusammen.

Als er sich bald darauf zum Abschied erhob, schloß sich Sever ihm an, dem neugewonnenen Freunde das Geleite zu geben.



In dem Landhause des Marcellus war das kleine Fest, das derselbe dem Kreise seiner Freunde und Freundinnen gab, schon ziemlich weit gediehen. Der Gastgeber war bekannt als ein Anhänger Epikurs und Lukull's, und sein

¹⁾ Fest zu Ehren des Supercus als Wolfsabwehr.

Roch galt als ein Wunder von Geschicklichkeit. In dem reich geschmückten Triclinium mischten sich die Düfte der Rosen mit denen der köstlichen Gerichte, die der Speisemeister in reicher Fülle und Auswahl hatte auftragen lassen, und der nicht minder duftende Inhalt der Amphoren, welche die Sklaven stets aufs neue herbeibrachten, trug das feine zu der immer lauter werdenden Fröhlichkeit bei. Flinke Diener harrten der leisesten Wünsche der Gäste, schöne Knaben fungierten als Mundschmecker, und Flöten, Cymbeln und Cithara erklangen melodisch von unsichtbaren Musikern. Die Dunkelheit war längst angebrochen, und die prächtig geschmückten Gesellschaftsräume erhellten von der Decke niederhängende mattrosa Ampeln, die ein sanftes, magisches Licht verbreiteten. Jetzt ergingen sich die Gäste in dem hinter dem Hause sich erstreckenden Garten und Park, den buntfarbige Lampen und rotglühende Bechpfannen phantastisch beleuchteten, und das vielstimmige, durch die Stille des Abends klingende Lachen und Scherzen legte für die heitere Stimmung genügendes Zeugnis ab.

Neben einer blumenbekränzten Statue der Flora, die breitästige Platanen schützend überschatteten, machte eben eine kleine Gruppe von vier Personen Halt, die das bunte Licht einiger in der Nähe angebrachter Lampen mit malarischen Reflexen überstrahlte.

„Bei allen Göttern — den heutigen Tag, an dem die unvergleichliche Oktavia, die holde Aglaja und mein teurer Julian zugleich unter meinem Dache weilen, werde ich im Kalender rot bezeichnen“, rief pathetisch ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, der kein anderer war, als der Gastgeber und neuernannte Quästor, Gaius Marcellus, indem er betuernd die eine Hand auf die Brust legte und mit der anderen eine theatralische Bewegung machte, gleich wie wenn er als Redner auf dem Forum stände.

„Eine Auszeichnung, deren Ehre doch wohl dem edlen Julian allein zufällt“, lachte eine junge Dame von imposanter Figur, deren regelmäßig schönes Gesicht einer Juno würdig gewesen wäre; „denn unsere Gegenwart allein hast du noch nie des Aufzeichnens wert erachtet, mein teurer Marcellus!“

In komischer Verzweiflung hob dieser beschwörend die Rechte.

„Deine und der holden Aglaja Gegenwart steht in meinem Herzen verzeichnet“, rief er feierlich.

„Dann sei dir verziehen! Also dir, edler Julian“, wandte sie sich mit einem verführerischen Blick ihrer dunklen Augen an diesen, „danken wir diesmal die Ehre, im Kalender, statt im Herzen dieses vortrefflichen jungen Herrn zu stehen!“

„Eine Tatsache, schönste Oktavia“, entgegnete Julian galant, „deren Veranlassung ich mir alle Tage wünsche.“

„Du bist ebenso boshaft wie schön“, stöhnte der arme Marcellus vorwurfsvoll; „deine liebliche Schwester ist von viel milderer Sinnesart.“

„Wer weiß“, neckte diese, indem sie vor der Kühle des Abends die goldgestickte Stola fester zusammenzog, was übrigens vielleicht auch aus einem anderen Grund geschah, indem sie dies besser kleidete und die dunklen Locken von dem hellen Stoff wirkungsvoller abstachen. Die zierliche Aglaja war höchstens achtzehn Jahre alt, und ihre lebenslustigen Augen blickten sehr vergnügt aus dem frischen Gesicht.

Indem sie plaudernd weiterschritten, wußte Oktavia es so einzurichten, daß Julian an ihre Seite kam.

„Es wird dir schwer werden, dich nach den Genüssen und Vergnügungen der Hauptstadt hier in der Provinz einzugewöhnen“, bemerkte sie gefällig.

„Weniger schwer als du denkst, schöne Oktavia“, erwiderte der junge Mann lächelnd; „in Treviris habe ich die glücklichste Zeit der Kindheit und der ersten Jugend verlebt, so daß es mir zur eigentlichen Heimat geworden ist. Und was die Vergnügungen der Hauptstadt betrifft, so vermiße ich dieselben nicht und entbehre sie gern.“

„Auch den Zirkus und die Arena?“ frug seine Zuhörerin erstaunt; „die bietet doch nur Rom in solcher Großartigkeit und mit dieser Fülle von interessanten Schaustellungen.“

Julian antwortete nicht sogleich. Traumverloren blickte er in das abendliche Dunkel, in das die Laternen farbensprühende Lichter streuten; er sah das holde Antlitz Hermiones vor sich und gedachte ihrer Worte.

„Allerdings“, versetzte er endlich langsam, „doch ist ja beides auch hier geboten.“

„Ach hier!“ entgegnete Oktavia geringschätzig; „wohl, die Arena ist geräumig und gut gebaut, aber sie wird zu wenig benutzt; wir haben hier nicht genug Sklaven und Gefangene, und auch an wilden Tieren fehlt es oft. Aber

in Rom, wo die Arena mehr als achtzigtausend Zuschauer faßt und wo Tausende von gefangenen Christen und Barbaren den Bestien vorgeworfen werden!"

Die schöne elegante Dame ahnte nicht, wie verschieden der Eindruck ihrer Worte von dem war, den sie bei ihrem Zuhörer zu erregen gedachte, eben so wenig ahnte sie es, daß ihre sieghafte, junonische Schönheit vor dem Bilde eines kaum siebzehnjährigen Mädchen weichen müsse.

Der wackere Marcellus hatte sich unterdessen bei der muntern Aglaja von seiner Niederlage bei der älteren Schwester erholt; dieselbe war auch keineswegs so hart-herzig, den Bemühungen des galanten Quästors jede Aufmunterung zu versagen, vielmehr setzten ihre hübschen, lebhaften Augen das Herz des jungen Mannes immer mehr in Flammen. Leider blieb dem guten Einvernehmen nur wenig Zeit vergönnt, andere Gäste gesellten sich hinzu, und die Stimme des Aedils Vitruvius, des Vaters der lieblichen Aglaja und ihrer schönen Schwester, tönte in der Nähe. Der wackere alte Herr hatte offenbar dem Bacchus zahlreiche Libationen¹⁾ dargebracht; seine ziemlich kurze Gestalt beschrieb einige unsichere Kurven, der Faltentwurf der Toga hatte viel von seiner Würde eingebüßt, und unter dem rosenbekränzten Scheitel blickten zwei vergnügt funkelnde Neuglein aus dem weingeröteten Antlitz. Am Arm führte er eine ziemlich corpulente Dame in purpurfarbener palla²⁾, die hie und da mit kräftigem Griff das schwankende Fahrzeug ihres Begleiters im richtigen Kurs hielt. Es war dies die Schwester des Aedils, die stattliche Cassia, die seit dem Tode der Gattin Vitruvius dessen Hauswesen leitete. Da sie klug und gutmütig war, so lebte sie mit ihren beiden Nichten auf bestem Fuß, die es bequem fanden, der Sorge um den Haushalt enthoben zu sein.

„Teuerster Marcellus“, glückte der würdige Aedil jetzt in rosigster Laune, indem er diesem und der hübschen Aglaja schalkhaft zublinzelte, „komm an mein Herz, und sei mir willkommen —“

Weiter kam er nicht in der begonnenen Rede, denn die kluge Cassia kniff ihn der Art in den Arm, daß er sie verdutzt ansah und dann mit verlegenem Lächeln unsicher umherblickte.

Etwas abseits von dieser Gruppe stand Severus im Gespräch mit einem jungen Manne, den er Julian als den

¹⁾ Trankopfer. ²⁾ Langes Gewand.

jüngere
vorgest
jünger
stalt u
blonde
stammu
ganzes
und Ju
liches
Julian
ihnen
und u
seines
der sich
seiner
ein fest
die be
deutlich
G
mit sich
drinner
ja jam
besonde
ist ein
gegessen
und "ju
du die
später
noch ei
in ihr
Aerl
acht
gebetete
als S
die sto
Pfau
dem T
Prätor
der sch

ausend Zuschauer
Christen und Bar-

t, wie verschieden
den sie bei ihrem
nig ahnte sie es,
vor dem Bilde
hen müsse.

terdessen bei der
bei der älteren
eswegs so hart-
ästors jede Auf-
e hübschen, leb-
nes immer mehr
invernehmen nur
ten sich hinzu,
des Vaters der
ter, tönte in der
ar dem Bacchus

ziemlich kurze
der Faltentwurf
eingebüßt, und
zwei vergnügt
n Antlitz. Am
ame in purpur-
tigem Griff das
richtigen Kurs
ils, die stattliche
Betrubius dessen
tig war, so lebte
ß, die es bequem
oben zu sein.

irdige Aedil jetzt
o der hübschen
nein Herz, und

en Rede, denn
Arm, daß er
em Lächeln un-

nd Severus im
Julian als den

jüngeren Leander, Sohn des Senators gleichen Namens, vorgestellt hatte. Derselbe mochte ein oder zwei Jahre jünger sein als Julian, war von schlanker, elastischer Gestalt und angenehmer Gesichtsbildung, indes das dicke, blonde Haar und die blauen Augen die germanische Abstammung bezeugten. Bei aller Bescheidenheit, die sein ganzes Wesen bekundete, leuchteten seine Blicke in Mut und Jugendfeuer, während bei der Unterhaltung ein freundliches Lächeln seine Züge angenehm verschönerte. Als Julian, nachdem die schöne Oktavia ihn verlassen, sich zu ihnen gesellen wollte, fühlte er eine Hand auf seinem Arm und umblickend gewahrte er das vergnügte rote Gesicht seines Freundes Sextus, eines reichen jungen Patriziers, der sich in seiner Vorliebe für heitern Lebensgenuß trotz seiner dreißig Jahre noch nicht hatte entschließen können, ein festes Amt zu bekleiden. Das lebhafteste Kolorit und die beginnende Körperfülle des jungen Herrn bekundeten deutlich seine Jüngerschaft Epikurs.

Er schob seinen Arm unter den Julians und zog diesen mit sich fort.

„Komm“, lachte er, „ich bin des Umherlaufens müde; drinnen stehen noch die außerlesensten Leckerbissen, es wäre ja jammerschade, wenn die Sklaven sie alle verzehrten — besonders die köstlichen Muränen — Marcellus' Koch ist ein Künstler — nirgends habe ich noch solchen Pfau gegessen.“ —

„Mein guter Sextus“, entgegnete Julian stehenbleibend und sich sachte von dem Freunde losmachend, „vergnüge du dich einstweilen allein an allen diesen Herrlichkeiten, später will ich dir Gesellschaft leisten, jetzt aber möchte ich noch einige Freunde begrüßen.“ —

„Ja, ja“, lachte Sextus, „die schöne Oktavia hat dich in ihr Netz gezogen — ich hab' es wohl gesehen — armer Kerl — nimm dich nur vor dem Markus Viktorinus in acht — grün und gelb sah er aus, als du mit seiner Angebeteten daher kamst — — der Alte gefiele mir schon als Schwiegervater, prächtiger alter Weinschlauch — aber die stolze Oktavia — brrr — da ist mir der gebratene Pfau lieber —“ damit verschwand er in der Richtung nach dem Triclinium.

Julian hatte ihn belustigt mit angehört. Also der Prätorianer-Offizier Markus Viktorinus war ein Verehrer der schönen Oktavia — — er erinnerte sich, ihn an ihrer

Seite gesehen zu haben, ehe sie sich ihm anschloß. Nun, wegen seiner brauchte der tapfere Prätorianer nicht grün und gelb zu werden. Julian's Herz schlug nicht rascher an der Seite der schönen Tochter des Vitruv.

Indem er sich im Weiterschreiten nach Sever und Leander umsah, fiel ihm einer der Gäste auf, der ihn, wie es ihm vorkam, scharf ansah. Es war ein hochgewachsener Mann von etwa vierzig Jahren, mit scharfen, kühnen Gesichtszügen und kühner Haltung, und wäre Julian nicht noch so fremd gewesen und jener ihm daher ganz unbekannt, dann hätte er geglaubt, dessen Blick ruhe mit einem finstern Ausdruck auf ihm. So glaubte er sich zu täuschen, auch war ihm die Begegnung zu gleichgültig, um seine Aufmerksamkeit lange in Anspruch zu nehmen.

„Ach, mein Julian, verzeih, daß ich so wenig mich deiner annehmen kann“, tönte da die Stimme des Marcellus neben ihm, und der junge Quästor schlug freundschaftlich den Arm um seine Schulter, „aber du weißt ja, der Pflichten des Wirtes sind so viele; mich dir besonders zu widmen, behalte ich mir für künftige frohe Stunden vor. Wie hast du dich bis jetzt unterhalten? Und fandest du alte Bekannte?“

„Wenige“, entgegnete Julian, „doch wer ist dort der hochgewachsene Gast in der purpurnsäumten Toga?“ frug er rasch, da er wieder jenen ihm Fremden gewahrte, der, wie es schien, abermals finster nach ihm hinübersah und dann in einem der Laubgänge verschwand.

„Der?“ frug Marcellus, „das ist der Censor Sempronius, ein angesehener Mann von großem Einfluß und Vermögen; soll ich dich mit ihm bekannt machen?“

„Offen gestanden, trage ich kein Verlangen darnach, es ist etwas Abstoßendes in seiner Erscheinung, man fühlt sich versucht, den Daumen einzuschlagen, um dem bösen Blick zu begegnen. Wer ist jener dort in der Toga, mit dem flugen, lächelnden Gesicht?“

„Das ist der Augur Attius Stolo. Und hier der hübsche hochgewachsene Mann ist der Prätorianer-Offizier Markus Viktorinus, reich, angesehen und ein trefflicher Charakter.“

Julian betrachtete mit Interesse diesen Letzteren, dessen offene männlichen Züge den besten Eindruck machten.

„Erlaube, daß ich dich jener Dame dort vorstelle“, flüsterte Marcellus jetzt, auf eine sich nähernde weibliche

Gestalt
und M
mit mi
M
Mädche
mit hö
Julian
Dank
schuldig
überlass
entledig
das mü
gefallen
Dame
der Ju
wesen
wurde
zeigte
großen
Neuglei
keit her
wandte
beide d
fügte er
daß
werden
Di
etwas
Artigkei
druck;
gefallen
kann
schenke
wohlwo
hagen
versicher
nachkom

anschloß. Nun, ianer nicht grün ug nicht rascher ruw.

ach Sever und auf, der ihn, wie hochgewachsener rfen, kühnen Ge- ce Julian nicht aber ganz unbe- ruhe mit einem sich zu täuschen, ltig, um seine en.

so wenig mich imme des Mar- r schlug freund- er du weißt ja, ch dir besonders frohe Stunden n? Und fandest

ver ist dort der äumten Toga?" emden gewahrte, ihm hinüberfah vand.

Censor Sempro- n Einfluß und machen?"

langen darnach, ung, man fühlt um dem bösen der Toga, mit

Und hier der torianer-Offizier ein trefflicher

Letzteren, dessen d machten.

dort vorstelle", ernde weibliche

Gestalt deutend, „sie ist die Gattin des Senators Soter und Mutter von vier heiratsfähigen Töchtern.“ —

„Beim Jupiter“, lachte Julian, „du meinst es gut mit mir! Willst du nicht selbst —“

Marcellus lächelte wohlgefällig. „Es sind hübsche Mädchen, wer weiß —“, damit trat er auf die Dame zu.

„Gestatte mir, erhabene Aurelia“, redete er dieselbe mit höflicher Verbeugung an, „daß ich meinen Freund Julian deiner Gnade empfehle, er wird dir um so mehr Dank wissen, da er noch fremd hier ist — — mich entschuldige für jetzt — —“, damit verschwand er, es Julian überlassend, die Unterhaltung weiter zu führen. Dieser entledigte sich dessen dann auch mit so viel Geschick, daß das mütterliche Auge der Gattin des Senators mit Wohlgefallen auf dem jungen Manne ruhte. Sie war eine Dame von ungefähr vierzig Jahren, aber auch in der Zeit der Jugend mochte ihre Schönheit nicht allzu groß gewesen sein. Ihre lange magere Gestalt, die auch der Faltenwurf der eleganten *Stola* nicht voller erscheinen ließ, zeigte keinerlei angenehme Rundung, und über der ziemlich großen, scharf vorspringenden Nase funkelten graugrüne Auglein kampfbereit, wenn auch nicht ohne Gutmütigkeit hervor.

„So bist du erst seit kurzem hier in Trevis?“ wandte sie sich angelegentlich an ihren Begleiter, während beide der Villa zuschritten.

„So ist es, edle Aurelia“, erwiderte Julian, „und“, fügte er verbindlich hinzu, „den Göttern schulde ich Dank, daß sie mich so angenehmer Gesellschaft theilhaftig werden lassen.“

Die Dame errötete vor Vergnügen: es war schon etwas lange her, seit ein hübscher junger Mann ihr solche Artigkeit gesagt hatte.

„Es wird dir hier gefallen“, versicherte sie mit Nachdruck; „es hat noch allen Fremden, die hierher kamen, gut gefallen. Und wenn wir dir irgendwie behülflich sein können — der Senator wird es mit Vergnügen tun — schenke uns bald deinen Besuch, edler Julian“, fügte sie wohlwollend hinzu.

Der junge Mann gedachte zwar mit einigem Unbehagen der vier heiratsfähigen jungen Damen, dennoch versicherte er höflich, der freundlichen Aufforderung bald nachkommen zu wollen.

Es war schon spät, als die Gäste aufbrachen. Marcellus gab seinen Freunden bis unter den Portikus das Geleite; vor demselben hielten die Sänfenträger, die Sklaven harrten mit Fackeln ihrer Gebieter, und durch die Stille und Dunkelheit der Nacht schallte lautes Sprechen und Lachen, unter dem man sich in trefflicher Laune von einander verabschiedete. Die Damen bestiegen die Sänften, und auch der Aedil Vitruvius nahm in einer solchen Platz, da es eine allzu gewagte Aufgabe für ihn gewesen wäre, den Heimweg zu Fuß zu unternehmen; sorgsam von zwei Sklaven geleitet, schwankte er mit selig verschwommenen Neuglein die Stufen herab, gefolgt von Cassia mit ihren beiden Nichten.

„Sei deines Versprechens eingedenk — ich erwarte deinen Besuch“, flüsterte die schöne Oktavia im Vorbeigehen Julian zu, als er sich zum Abschied vor ihr neigte, und ihre dunklen Augen leuchteten ihm aus der vor der Nachtlust umgelegten Umhüllung mit verhaltener Blut entgegen.

Die Fackeln warfen funkensprühende Streiflichter auf das bewegte Bild. Bald verschwanden auch die letzten Gäste in der Dunkelheit und im Garten und Park löschten die Sklaven die Lichter und Pechpfannen aus.

Julian schritt langsam und die Eindrücke des Tages in sich nachklingen lassend, durch die erfrischende Kühle der Maimacht heimwärts. In einiger Entfernung vor ihm her liefen die Sklaven mit den Fackeln, die hie und da knisternd aufsprühten und deren rote Blut gespenstisch durch die Dunkelheit leuchtete.

Da rauschte es leise im Gebüsch, doch vergebens spähte Julian nach der Ursache. Schon glaubte er, daß er sich getäuscht habe, oder daß es irgend ein in seiner Nachtruhe gestörter Vogel gewesen sei, als er dicht hinter sich leise Schritte zu hören meinte, und, sich rasch umwendend, eine dunkle, verummte Gestalt wahrte, von welcher er nicht zu unterscheiden vermochte, ob es Mann oder Weib sei. Den Mantel um den linken Arm gewickelt, trat er in verteidigender Stellung hastig zurück, doch die Gestalt war im nächsten Augenblick an seiner Seite.

„Hüte dich vor dem Hause des Vitruv, es bringt dir Unheil!“ klang es dumpf, und ehe Julian etwas auf diese befremdlichen Worte erwidern konnte, war der geheimnisvolle Warner in der Dunkelheit verschwunden. Nur das

leise Rascheln des Laubwerks verriet den Weg, den er genommen.

Einen Augenblick stand der junge Mann unschlüssig, ob er dem seltsamen Warner nachspüren solle, doch bald jagte er sich, daß dies vergebens sein werde. Bis die Sklaven mit ihren Fackeln herbeikamen, war der Unbekannte längst aus ihrem Bereich. So beschloß er denn, die wunderliche Begegnung einstweilen zu verschweigen und der Zukunft die Aufklärung der geheimnisvollen Warnung zu überlassen.



Das Wirtshaus zum Elefanten lag in einer engen Seitengasse am östlichen Ende der Stadt, und trug innen wie außen das Gepräge einer ordinären Schenke geringer Art. Durch ein halb dunkles Vestibül¹⁾ gelangte der Besucher zunächst in einen niederen, von Lampenqualm geschwärzten Raum, in den aus dem engen Hof das Tageslicht nur spärlich eindrang, und dessen Geräte aus plumpen Tischen und Bänken bestand, die im Laufe der Zeit ihre ursprüngliche Holzfarbe vollständig eingebüßt und dafür ein schmutzig dunkles Braun eingetauscht hatten. Im Hintergrunde befand sich der mit dickbauchigen Krügen und langhalsigen Flaschen ausgestattete Schenktisch und hinter demselben ein Sessel, in dem der Wirt sowohl seine Mittagsruhe als seine geschäftlichen Berechnungen vorzunehmen pflegte, und neben welchem eine Holztafel an der Wand hing, auf der er in fragwürdiger Schrift und noch fragwürdigerer Orthographie die Zechschulden seiner Gäste anfreidete. Diese letzteren hatten ihrerseits die Wände dazu benutzt, um darauf allerlei Inschriften, oft nicht sehr saubern Inhalts, oder auch nur ihre Namen einzufrizeln. Es waren meistens geringe Handwerker, Sklaven, Arbeiter, Tagelöhner, Bestiarii²⁾; ein Publikum, das der Eleganz des Lokales entsprach. Ein zweites, von diesem völlig gesondertes Gemach war für bessere Gäste bestimmt und wenn auch immerhin noch mit einer ansehnlichen Fülle von Schmutz und Delqualm ausgestattet, doch größer und heller. Hier verkehrten Soldaten, fremde Handelsleute, geringere Bürger und Freigelassene, alles Leute, die dem Wirt willkommene Gäste waren und die er gut bediente. Neben diesem befand sich noch ein kleineres, gleichfalls mit

¹⁾ Hausflur. ²⁾ Gladiatoren.

besonderem Eingang versehenes Gemach, das für vornehmere Besucher reserviert blieb und sich durch größeren Komfort und geringeren Schmutz auszeichnete. Doch nicht allein in den Räumlichkeiten wußte der Wirt zum Elefanten einen Unterschied zu machen, auch die Getränke theilte er in solche Abstufungen ein. Wenn schon ein eifriger Verehrer der Götter, wandte er doch heimlich die Taufe an, freilich ohne daß er damit dem Christentum näher getreten wäre. Trotzdem erfreute sich seine Schenke in Kennerkreisen eines fest gegründeten Rufes, denn die Weine, die er seinen besseren Gästen vorsetzte, waren gut und unverfälscht, und ein Gericht Muränen bei Curius galt als eine Delikatesse. Diesem Umstand war es zuzuschreiben, daß selbst einige Feinschmecker der besseren Kreise hie und da in der Schenke zum Elefanten verkehrten. Manche freilich mochten das erste Mal weniger um der Muränen, als vielmehr um der schönen Claudia willen, der Tochter des Curius, gekommen sein; aber auch nur das erste Mal; danach wußten sie ganz genau, daß alle Mühe vergeblich sei; und die noch wiederkamen, taten es lediglich um der Muränen willen. Diese letztere bereitete die schöne Claudia eigenhändig, während die übrigen Arbeiten der Küche und des Haushaltes von der alten Magd Basilla, einer Freigelassenen, und den beiden Hausflaven Oger und Totius besorgt wurden. Letztere beiden kamen auch hie und da zur Verwendung, wenn es rätlich erschien, einen unbotmäßigen Gast an die Luft zu befördern; doch trat dieser Fall nicht oft ein, da die Gäste wußten, daß Curius, der Wirt zum Elefanten, trotz des geringen Ranges seiner Schenke auf gute Hausordnung halte und keine Ungehörigkeit dulde. Die Wirtschaft besorgte Curius selbst, mit Hilfe eines etwa fünfzehnjährigen Knaben, den er zu diesem Zwecke angeschafft hatte, und der, wenn nicht gerade allzuviel zu tun war, die Bedienung der Gäste allein besorgte.

Es war gegen Abend und die beiden Wirtsräume zeigten sich nur mäßig besetzt. Dennoch herrschte eine laute Unterhaltung, denn den Gesprächsstoff bildete ein Gegenstand, der bei der ganzen Bevölkerung, vornehm wie gering, das ungeteilteste Interesse fand, und der in nichts geringerem bestand, als in den demnächst stattfindenden Tierhezen und Gladiatorenkämpfen. Wenn auch der christliche Teil der trevirischen Bevölkerung an den blutigen

Spiele in der Arena keinen Gefallen fand, so durfte man dies doch nicht laut äußern, und andererseits war das römische Element stark genug vertreten, um noch immer ein zahlreiches fanatisches Publikum abzugeben, dem die kaiserliche Regierung kein größeres Vergnügen bereiten konnte, als mit der Veranstaltung derartiger nervenaufregender Schauspiele. Das „panem et circenses“ hatte sich überall hin verpflanzt, wo römische Bevölkerung und römische Sitten Platz gegriffen hatten, und auch Trevisis machte hiervon keine Ausnahme, zumal die Interessen der Handwerker und Kleingewerbetreibenden viel zu sehr mit derartigen Schaustellungen verknüpft waren.

In der Schenkstube des Wirtshauses zum Elefanten war es besonders ein riesenhaft gebauter Gladiator, der den Mittelpunkt einer kleinen Gruppe von Gästen bildete, die den vierschrötigen Helden der Arena mit einer Art von Ehrfurcht betrachteten und seinen zahlreichen Reden bewundernd lauschten.

„Erfmal schon war er in der Arena Sieger“, flüsterte ein schwächlicher Handwerker, seines Zeichens ein Hutmacher, seinem Nachbarn, einem Schuster, zu, was dieser mit bewunderndem Grollen beantwortete.

„Auf dein Wohl, wahrer Protus, möge Neptun dir auch diesmal den Sieg verleihen!“ schrie ein anderer, seinen Krug mit leichtem Moselwein hebend, und dem Gefeierten zutrinkend.

Wohlgefällig tat dieser Bescheid. Er war ein großer, breitschulteriger Mann, dessen ganzes Aeußere plumpe Kraft und Gemeinheit ausdrückte.

„Beim Styx und allen Göttern der Unterwelt“, rief er mit rauher Stimme, „gegen drei Retiarier¹⁾ werde ich auftreten und ich denke, sie alle drei in den Sand zu strecken. Mein edler Gönner, der reiche Sempronius, soll mit mir zufrieden sein. Zehntausend Sesterzen sind mir sicher.“

Und der riesige Thrafer stürzte den Inhalt seines Kruges in ungeheuren Zügen hinunter, unter den beifälligen Zurufen seiner Umgebung, die den „berühmten“ Gladiator schon als künftigen reichen Mann sah. Dann strich er das mähenartige Haar aus der niedern Stirn und blickte sich um.

¹⁾ Netzfechter.

"Anteros", schrie er, den Krug auf die Tischplatte stoßend, "hierher, Schlingel, und sei aufmerksamer gegen deines Herrn Gäste."

Während der Anabe flink in den Keller stieg, traten neue Gäste ein, darunter drei weitere Gladiatoren, die den Thrafer nur flüchtig beachteten und an einem entfernteren Tisch Platz nahmen. Keiner derselben war dem riesigen Protus gleich an Größe und wildem Aussehen, wenn schon ihre kräftige Muskulatur genügend zeigte, daß auch sie keine zu verachtenden Gegner seien. Nur einer, der jüngste, schien wenig für das Gewerbe eines Gladiators geeignet; sowohl seine schlankere Gestalt als auch das intelligentere, feiner gebildete Gesicht und der Blick seiner blauen Augen kontrastierten mit der plumperen Erscheinung und dem mehr stumpfen, gleichgültigen Ausdruck seiner Gefährten.

Ehe Anteros den Wein brachte, stand Protus schon etwas schwankend auf und verließ das Gemach.

Der jüngere Gladiator sah ihm finster und drohend nach, dann stand er auch auf. Der eine seiner Genossen legte ihm die Hand auf den Arm.

"Laß ihn, Chlorus", sprach er beschwichtigend, "beginne keinen Streit, er ist betrunken."

"Eben deshalb", grollte der andere dumpf; "fürchte nichts, wir sind nicht in der Arena", setzte er bitter hinzu, worauf er hastig hinausschritt.

In der Küche stand Claudia, die Tochter des Wirtes, und starrte regungslos und traumverloren in die lodernde Glut des Herdfeuers. Doch mochten es keine frohen Gedanken sein, die ihren Sinn bewegten, denn in dem schönen Gesicht lag ein schmerzlicher Zug und in den Augen schimmerte es feucht. Wie sie so bewegungslos da stand, war sie einer vom Leben durchhauchten Statue der Niobe vergleichbar, die der flackernde Feuerschein magisch beleuchtete. So im Sinnen versunken, achtete sie nicht darauf, daß ein plumper, wankender Schritt sich dem Herdraum näherte, hielt ihn auch vielleicht für den der alten Basilla, die draußen hantierte, oder eines der beiden Sklaven; denn von den Gästen war es nur einer, der es, selten genug wagen durfte, sie hier aufzusuchen. Jetzt weckte das nahende Geräusch sie auf, und umblickend gewahrte sie den stiernackigen Thrafer, der mit hämischen Lächeln in dem plumpen rohen Antlitz Miene machte, zu ihr heranzutreten. In einem Augenblick war alle Trauer und Weichheit aus

Claudia's Zügen verschwunden. Stolz aufgerichtet, mit dunkeln, drohenden Augen wies sie nach der Türe.

„Hinaus! hier ist keine Schenkstube!“

„Oho, mein Täubchen, nur nicht so spröde“, lachte Protus, den der Widerstand nur noch mehr reizte. Doch nach dem ersten Schritt, den er unbeirrt vorwärts tat, taumelte er auch schon zurück; Claudia hatte eines der brennenden Holzscheite vom Herd gerissen und stand nun drohend, die gefährliche Waffe zum Schlag bereit, mit düsterglühenden Augen dem rohen Eindringling gegenüber; gleichzeitig aber auch hatte eine nervige Faust den Riesen im Genick gefaßt und ihn so wuchtig zurückgerissen, daß er nach kurzem Wanken dröhnend zu Boden stürzte. Rasend vor Wut, raffte er sich schwerfällig auf, um an dem unerwarteten Angreifer Rache zu nehmen. Finster, mit untergeschlagenen Armen stand Chlorus vor ihm.

„Du warst es?“ knirschte der Thrafer mit blutunterlaufenen Augen, „beim Herkules, dessen sollst du dich nicht rühmen, den Protus besiegt zu haben — fahre zum Orkus!“

Claudia hatte mit bleichem Antlitz und stoßendem Atem die unvermutete Wendung der Gefahr mit angesehen. Jetzt aber, kaum daß der Thrafer das letzte Wort gesprochen und ehe er sich in blinder Wut auf seinen Feind stürzen konnte, hob sie in raschem Impuls das flammende Scheit, um es auf den Stiernacken des Riesen niedersausen zu lassen.

„Halt!“ donnerte in diesem Augenblick eine gebietende Stimme, „was geht hier vor?“

Aus dem Dunkel tauchte die hohe, stolze Gestalt des Censors Sempronius auf. Im Gegensatz zu der erregten Szene vor ihm blieb das scharfgeschnittene Gesicht des Römers unbeweglich in klassischer Ruhe und die dunkeln Augen blickten kalt und leidenschaftslos.

„Was geht hier vor?“ wiederholte er seine Frage mit scharfer klarer Stimme.

Auf die Beteiligten hatte sein unerwartetes Erscheinen gleichmäßig überraschend gewirkt. Chlorus blieb unbeweglich stehen, während der Thrafer scheu beiseite wich und schuldbewußt den Kopf senkte. Claudia warf das Holzscheit in die Glut zurück, daß die Funken knisternd aufstoben, und trat vor.

„Herr“, sprach sie, auf Protus deutend, mit fester Stimme, „dieser hier wagte mich zu belästigen. Da Chlorus

mich vor seinen Zudringlichkeiten schützte, war er im Begriff, sich auf diesen zu werfen, als du herzukamst."

Keine Muskel in dem ehernen Antlitz des Römers zuckte, nur in seinen Augen blitzte es eine Sekunde drohend auf. Er antwortete nicht sogleich, sein Blick ruhte mit unergründlichem Ausdruck auf dem jungen Mädchen. Vom Herdfeuer überstrahlt, das ihre jugendliche Gestalt plastisch hervortreten ließ, kam Claudia's Schönheit auf das vortheilhafteste zur Geltung. Von der seelischen Erregung war ihr Antlitz bleicher als sonst, ihre Augen schienen größer und dunkler, und um die festgeschlossenen Lippen des schöngeformten Mundes lag ein Zug herben Stolzes, der das Gesicht nur noch anziehender machte. Obgleich von trevirischen Eltern stammend, hätte man sie ihrer ganzen Erscheinung nach weit eher für eine Römerin halten können.

Was auch in der Seele des Sempronius vorgehen mochte, so verriet doch kein Zug des ehernen Antlitzes seine Gedanken, nur als er sich jetzt zu Protus wandte, glühte es einen Moment wie ausbrechender Zorn in seinem Blick.

"Fort, Elender", herrschte er den Thraker an, der halb trotzig, halb demütig den Stiernacken beugte, "und betriffst du je wieder die Schwelle dieses Hauses, so lasse ich dich den Bestien vorwerfen, zu denen du gehörst."

Seine Hand deutete gebieterisch nach dem Ausgang, und der herkulische Gladiator fand es für ratsam, dem Winke schleunigst Folge zu leisten.

Sempronius' Augen ruhten einen Moment durchdringend auf Chlorus.

"Du tatest recht, dem Mädchen zu Hilfe zu kommen", sprach er gelassen, "wenngleich, wie mich dünkt, Claudia schon selbst versteht, sich Zudringlicher zu erwehren", dabei streifte sein Blick das Holzscheit, und ein flüchtiges Lächeln umspielte seine Lippen. Dann wandte er sich, ohne Dank oder Antwort eines von beiden abzuwarten, dem Flur zu nach dem kleineren, für bessere Gäste bestimmten Gemach. Dort war der Wirt, der von dem Vorgang in der Küche nichts wahrgenommen hatte, beschäftigt, die Lampe anzuzünden und Tisch und Sessel abzuwischen. Beim Eintritt des Sempronius entfernte er sich eilig. Mit den Wünschen seines vornehmen Gastes vertraut, kehrte er bald darauf mit dunkelglühendem vinum picatum zurück, worauf er einen Augenblick, wie irgendwelcher Befehle gewärtig,

stehen blieb, und sich dann, als der Censor, in Gedanken versunken, seiner nicht achtete, geräuschlos zurückzog.

Als Sempronius sich entfernt hatte, standen sich Claudia und Chlorus einen Augenblick stumm gegenüber, dann trat der letztere rasch auf das junge Mädchen zu, und ihre Hand fassend, legte er den Arm um ihre schlanke Gestalt und zog sie leise an sich.

„Mein teures Lieb“ flüsterte er zärtlich.

„Ach, Chlorus, Chlorus“, sprach sie traurig, „Angst und Sorge lassen mich nimmer los, seit die Spiele in der Arena angekündigt sind. Mir ahnt Unglück, zumal jetzt, da Protus —“

„Laß dich von dem Gedanken an den Unhold nicht ängstigen“, unterbrach sie Chlorus, „plumpe Kraft allein verhilft nicht immer zum Siege. Auch gehöre ich ja nicht zu seinen Gegnern.“

„Du bist aber doch ein Retiarier —“

„Gewiß, aber ich gehöre nicht zu seiner Abteilung. Und Sempronius wird ihn schon überwachen; den Patron hat er nunmehr eingebüßt.“

„O gib ihn auf, diesen unseligen Stand, ich beschwöre dich“, flehte Claudia, „nimmer werde ich dir angehören, so lange du den fluchbeladenen Boden der Arena betrittst.“

„Meine Mutter!“ murmelte Chlorus dumpf, „du weißt, daß ich ihr keinen andern Erwerb zu bieten vermag — und ich kann sie nicht darben sehen.“

„Gewiß nicht, mein Chlorus, aber es müssen sich Mittel und Wege finden, um dich einem andern Berufe zuzuführen. Noch eins“, fuhr sie fort, mutig die Tränen zurückdrängend, die ihr aufzusteigen drohten, und indem sie dem Geliebten beide Hände auf die Schulter legte und ihn zärtlich ansah, „laß meine Bitten dich wenigstens hierin erweichen, dann ertrag ich mutiger die Zeit, bis der Himmel uns endlich vereinigt —“

Der junge Gladiator mußte wohl wissen, um was es sich handle, denn er sah unschlüssig und verlegen vor sich hin.

„Du meinst das Christentum?“ frag er zögernd. Claudia neigte bejahend das Haupt und sah ihm fest in die Augen.

„Werde Christ, mein Chlorus“, sprach sie warm und eindringlich, „werde Christ! Dann weiß ich einen besseren Schützer über dir, als alle unsere seitherigen Götter! Werde Christ und unser Gott wird sich unser erbarmen. Und wenn

auch die Erde uns kein Glück bescherte, so ist doch einstens eine ganze Ewigkeit hindurch der Himmel unser Erbteil."

Der Gladiator hörte ihr bewegt zu und ihre Worte machten einen tiefen Eindruck auf ihn. Er blickte in das schöne erregte Antlitz, in die berebten, bittenden Augen und er fühlte seinen Widerstand schwinden.

"Sei es," sprach er langsam, "doch fürcht' ich der Götter Rache."

"Lerne den wahren Gott erkennen, und du fürchtest die trügerischen Götter nicht mehr", rief Claudia leuchtenden Blickes.

Der Eintritt Basilla's machte der Unterhaltung ein Ende; die Alte mußte um die Liebe der beiden und ihre Gegenwart warnte vor Störung. Raum hatte Chlorus die Küche verlassen, als Curius eintrat, um für einen edlen Gast, den Augur Attius Stolo, ein Gericht Muränen zu bestellen.

In dem kleinen Gastzimmer saßen Sempronius und der Augur in halblauter Unterhaltung beisammen.

Attius Stolo mochte in der Mitte der Dreißig stehen; seine Züge trugen den Stempel freundlicher Klugheit und seine Rede war stets gelassen und verbindlich. In seiner Erscheinung bei weitem nicht so imponierend wie Sempronius, trug er gleichwohl den Stempel geistiger Ueberlegenheit zur Schau.

"Kennst du den Römer Julian?" frug der Censor jetzt nach längerer Pause mit einem Male unvermittelt.

"Der erst kürzlich hierhergekommen? Persönlich nicht, aber ich kenne ihn", und Stolo begann behaglich die Muränen zu verspeisen, die Curius ihm serviert hatte.

Sempronius hob finsternen Blickes den Becher, in dem der letzte dunkelrote Rest des Weines schaukelte.

"Hast du erfahren, ob seine Anwesenheit einen bestimmten Zweck hat?" frug er weiter.

Auch der Augur hatte sich eine kleine, langhalsige Flasche von dem vortrefflichen vinum picatum des Curius kommen lassen und nahm jetzt bedächtig den ersten Schluck.

"Den, seine Sesterzen zu verzehren, vermutlich", meinte er dann gleichmütig; "vielleicht auch", fügte er lächelnd hinzu, "hält die schöne Octavia ihn gefangen."

Eine dunkle Röte stieg in dem Antlitz des Sempronius auf und in den Augen loderte es unter den gesenkten

Sidern hervor eine Sekunde wie Haß und Drohung, doch schweigend preßte er die Lippen zusammen.

Als die Muränen verzehrt und der Wein zu Ende war, erhoben sich beide zum Gehen. Beim Durchschreiten des halbdunkeln Vestibüls gewahrten sie einen Menschen, der wie unschlüssig näher trat. Der Censor sah ihn scharf an.

Gewiß ein armer Teufel, der gern eine Ermäßigung der Steuern für sich erbitten möchte“, bemerkte der Censor gleichgültig zu seinem Begleiter, indem er auf den Unbekannten zutrat. Hastig flüsterte dieser ihm einige Worte zu, die Sempronius mit leichtem Kopfnicken beantwortete, wonach er sich dem voranschreitenden Augur wieder anschloß; an der nächsten Straßenbiegung jedoch verabschiedete sich dieser von ihm.

„Mich ruft der Dienst zum Tempel der Gottheit“, entschuldigte er stehenbleibend; „Vale!“

Während der Censor den Weg geradeaus weiter verfolgte, blickte ihm Attius Stolo einige Sekunden mit dem Ausdruck unverholenen Spottes nach, dann bog er in die nach dem Tempel der Minerva führende Straße ein, die ziemlich einsam und dunkel da lag. Vorsichtig umher spähend, blieb er vor einem etwas abseits gelegenen Hause stehen und setzte mit dem eisernen Türklopfer zu drei kurzen Schlägen an. Sofort ward von innen geöffnet.

„Orate et vigilate“, (Betet und wachet) murmelte er halbblaut.

„Nescitis, qua hora fur veniet“, (Ihr wißt nicht, zu welcher Stunde der Dieb kommt) antwortete eine Stimme, und Attius Stolo verschwand in dem Innern des Hauses.



Als Julian an einem der folgenden Tage das Haus des Konsuls Palmatius aufsuchte, um der ihm so freundschaftlich gesinnten Familie seinen Besuch abzustatten, traf er im Vestibül mit Leander zusammen, den der gleiche Zweck hierher geführt hatte, und der im Begriff stand, sich zu entfernen. Der junge Trevirer begrüßte den Ankömmling mit so achtungsvoller Höflichkeit, daß man wohl sah, wie günstig derselbe ihm geschildert worden war.

„Hoffentlich treffe ich dich das nächstemal nicht erst bei deinem Weggang“, erwiderte Julian freundlich die begrüßende Anrede des jungen Mannes, „denn in der That

würde es mich freuen, deiner Gesellschaft theilhaftig zu werden."

"So begegnest du hiermit meinem eigenen lebhaften Wunsche, edler Julian", lautete die höfliche Entgegnung; "auch ich hoffe, daß ich mich der Ehre deiner Gegenwart noch recht oft erfreuen werde."

"Und ich wünsche", erwiderte Julian, indem er dem jungen Trevirer mit offener Herzlichkeit die Hand reichte, "daß gegenseitig freundschaftliche Gesinnung uns bald einander näher bringen möge. Vale!"

Als er dann nach dem Weggange Leanders das Atrium betrat, erblickte er die ihm von früher her wohlbekannte alte Amme, die treue Murrha, deren sonst nicht besonders freundliches Gesicht sich bei seinem Anblick verflärte. Mit herzlichen Worten reichte er ihr die Hand zum Gruße.

"Gesegnet sei dein Eingang", rief die Alte erfreut, "gar manchesmal hab' ich deiner gedacht und das Glück auf deinen Weg gewünscht. Ja, ja, die Jahre vergehen, und aus dem schlanken Knaben bist du ein vornehmer, stattlicher Herr geworden. Doch es ist schön von dir, daß du der alten Murrha nicht vergessen hast; aber unser Töchterchen kennst du wohl noch gar nicht — komm hierher, mein Täubchen, mein Liebling, komm!"

Hinter einer der Säulen des Atriums kam eine zierliche Kindergestalt zum Vorschein, begleitet von einem großen Hunde molossischer Rasse, der als treuer Beschützer sich wachsam dicht an der Seite seiner jugendlichen Herrin hielt. Die kleine Tertia Caecilia war zart gebaut, und die großen braunen Augen in dem feinen Gesichtchen erinnerten sofort an die jüngere Schwester. Ein Sonnenstrahl fiel von oben schräg auf das Haupt des Kindes und umwob das kastanienbraune Gelock wie mit einem Goldschimmer. Beim Anblick des Fremden blieb die Kleine scheu und zögernd stehen und der Hund begann leise zu knurren.

"Komm, meine süße kleine Caecilia, komm, mein Liebling", lockte die alte Murrha zärtlich und überredend, "sieh doch, es ist ja der edle Julian, von dem Hermione dir so viel erzählt! Komm mein Herzchen und begrüße auch du ihn!"

Nun kam die kleine Caecilia langsam näher, und die braunen Kinderaugen blickten halb scheu, halb zutraulich

zu dem stattlichen Freunde der Schwestern empor. Liebevoll beugte sich Julian zu dem Kinde nieder.

"Wird die kleine Caecilia mir gleichfalls ihre Freundschaft schenken?" frug er lächelnd, ihr die Hand darreichend, in welche die Kleine bereitwilligst ihr zierliches Händchen legte.

"Ja", sagte sie ernsthaft, "wenn du so gut zu mir bist, wie zu Hermione. Sei ruhig, Molosso", wandte sie sich verweisend an den Hund, der die Begrüßung mit kurzem Knurren begleitet hatte, "siehst du nicht, daß dies Hermionens Freund ist?"

Julian stieg eine leichte Röte in die Wangen; die Worte des Kindes weckten ein unbestimmtes Gefühl von Glück und Freude in seiner Brust, und in plötzlicher Aufwallung hob er die Kleine einen Augenblick in seinen Armen empor und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

"Molosso wird sich hoffentlich auch mit mir befreunden", scherzte er dann, indem er dem Tiere den mächtigen Kopf streichelte; der Hund sah ihn mit klugen Augen an und wedelte dann wie zustimmend mit dem kurzen, buschigen Schweif.

"Ei, das ist ja ein wahrhaftiges Wunder", rief Murrha im Tone höchster Befriedigung, "nicht leicht kommt Molosso einem ihm Fremden freundlich entgegen, und seine rasche Gunst ist dir ein gutes Zeichen."

"Sieh einmal, meine liebe Caecilia", wandte sich Julian jetzt an die Kleine, "schon im voraus habe ich auf unser gutes Einvernehmen vertraut und deshalb dies hier für dich mitgebracht." Damit zog er aus den Falten seiner Tunika eine zierlich aus Elfenbein geschnitzte bewegliche Gliederpuppe hervor. Das Kind nahm dieselbe halb zögernd in Empfang, während seine Augen ob dem schon damals bei kleinen Mädchen beliebten Spielzeug freudig aufleuchteten. Die Amme dagegen gab ihrer Bewunderung gebührenden Ausdruck.

"Ach wie schön!" rief sie entzückt ob der ihrem Liebling erzeugten Aufmerksamkeit; "Caecilia, mein Täubchen, solch' schöne Puppe hast du ja noch nie gehabt; dafür mußt du aber auch dem edlen Julian deinen Dank sagen."

Die Kleine folgte bereitwillig dem Gebot und reichte dem jungen Manne zutraulich die Hand.

Da wurden nahende Schritte vernehmbar und in dem Eingang des Tablinums ward die hohe Gestalt des

Konsuls sichtbar, der einem hochgewachsenen Besucher das Geleite gab.

„Willkommen, mein wackerer Julian“, rief er beim Näherkommen erfreut, indem er dem Angeredeten herzlich die Hand bot, „du hast uns lange deiner warten lassen; hoffentlich lässest du künftig deine Besuche in kürzeren Pausen folgen. Doch gestatte, daß ich dich dem edlen Sempronius vorstelle, einem unserer tüchtigsten und angesehensten Mitbürger und gleich dir Römer von Geburt.“

Verbindlich wandte er sich dann an diesen.

„Es freut mich, dich mit einem so vortrefflichen jungen Manne bekannt zu machen, der sich sicher bald deine Wertschätzung erwerben wird, und den ich dir als einen lieben Freund meines Hauses angelegentlich empfehle.“

Nach kühler Verneigung standen sich die beiden Männer einen Augenblick stumm gegenüber. In Sempronius erkannte Julian jenen ihm bei dem Feste des Marcellus so auffällig gewordenen Gast, dessen finsterner Blicke er sich wohl noch erinnerte, und die übrigens auch jetzt nur unter dem Banne der Höflichkeit zurückgedrängt schienen. Die dunklen Augen des Censors ruhten kalt und feindselig auf dem jungen Manne, der den Blick mit stolzer Ruhe erwiderte.

„Deine Freunde, edler Consul, werden stets die ihnen gebührende Achtung bei mir finden“, wandte sich jetzt Sempronius höflich kühl an Palmatius, „und auch am dritten Orte werde ich dessen eingedenk sein.“

Die letzten Worte klangen scheinbar verbindlich, doch hörte Julian die unausgesprochene Drohung heraus, und sein gerader Sinn bäumte sich gegen den ungerechten Beleidiger auf. Der Blick, mit dem sich die beiden Männer einander eine Sekunde lang maßen, sagte jedem von ihnen, was er zu gewärtigen habe; der Haß und die Feindseligkeit des Einen fand in der stolzen Zurückweisung des Andern die verdiente Entgegnung. Doch spielte sich diese stumme Zwischenszene so rasch ab, daß der Consul nichts davon wahrnahm. Jetzt wandte Sempronius sich nach der kleinen Tertia Caecilia um, doch ehe er das beabsichtigte Wort an sie richten konnte, stellte sich Murrha wie zufällig blitzschnell vor die Kleine, sie so den Blicken des Censors entziehend.

„Dein Töchterchen scheint sehr scheu gegen Fremde zu sein“, wandte dieser sich an Palmatius, indem der weichere

Ausdruck, der einen Augenblick seine Züge erhellt hatte, einem fast unmerklichen spöttischen Lächeln Platz machte.

"Sie ist noch ein Kind", entschuldigte der Konsul; "bei öfterem Begegnen wird sich ihre Schüchternheit schon verlieren. Komm, Caecilia, sei artig und begrüße den edlen Sempronius."

Doch die Kleine blieb unsichtbar und hinter der alten Amme verborgen, was wohl zumeist daher rührte, daß diese sie gewaltsam festhielt und mit ihrem ganzen Umfange deckte. Molosso dagegen knurrte und blickte drohend nach dem Besucher.

"Laß nur, laß nur", wehrte der Censor begütigend, als der Konsul sein Gebot wiederholen wollte, "ein andermal ist mir die kleine Caecilia vielleicht freundlicher gesinnt. Vale, edler Palmatus!" damit reichte er diesem zum Abschied die Hand, und nach einem kurzen steifen Neigen des Hauptes gegen Julian verließ er, von dem Hausherrn zum Ausgang geleitet, das Atrium. Kaum waren beide außer Sichtweite, als Murrha die Kleine hinter sich hervorholte und sie, um den Einfluß des bösen Besuches zu entkräften, in abergläubischer Furcht dreimal kräftig ansprach.

"So", sagte sie befriedigt, "nun können die Dämonen dir nichts anhaben, mein Täubchen."

Julian hatte die Vorsichtsmaßregel der Alten halb belustigt angesehen; nicht der Vorgang an sich, denn auch er glaubte daran, daß mittels derselben dem Einfluß der bösen Geister und dem verderblichen Einwirken schlechter Menschen entgegengearbeitet werden könne, sondern der Eifer der alten Amme rührte und erheiterte ihn zugleich.

Im nächsten Augenblick schon kehrte der Konsul zu dem Gaste zurück.

"Verzeih", daß ich dich verließ, mein teurer Julian", sprach er herzlich, "und laß uns nun das Peristyl aufsuchen; besonders die Mädchen verlangten schon sehr nach dir. Ei, sieh' da", fuhr er angenehm überrascht fort, als die kleine Tertia Caecilia leise herankam und sachte ihr Händchen in die Hand des neuen Freundes schob, um ihn in das Innere des Hauses zu begleiten, "du hast wohl schon Freundschaft mit der Kleinen geschlossen? Das ging ja rasch bei meinem sonst so spröden Töchterchen; dem Sempronius gelingt es nicht so gut. Mich dünkt, dir gefiel er nicht?" fügte er forschend hinzu.

„Das Mißfallen war zunächst auf seiner Seite“, erwiderte Julian, der bei der Erinnerung an den Censor den Unmut in sich aufsteigen fühlte; „ich bin ihm vollständig fremd, und dennoch scheint er mir feindlich gesinnt.“

„Wie sollte dies sein?“ rief Palmatius erstaunt, „welchen Grund könnte er dazu haben? Vielleicht beruht es auf einem Mißverständnis, das ich in deinem Interesse wünsche, bald gelöst zu sehen, denn Sempronius ist ein Mann von Einfluß, den es nicht gut ist, zum Feinde zu haben.“

„Ich fürchte ihn nicht“, entgegnete Julian ruhig, „deine väterliche Freundschaft, edler Konsul, entschädigt mich reichlich für die Feindschaft des Censors.“

„Ich danke dir und achte deine Gesinnung“, erwiderte Palmatius, dem jungen Manne warm die Hand drückend; „doch ist keines Menschen Feindschaft ganz ohne Gefahr; ein schlechter Mensch kann stets mehr schaden, als ein guter nützen. Uebrigens beruht des Sempronius Einfluß nicht in seiner Stellung, sondern in seinem Reichtum und in dem Anhang, den er sich zu erwerben gewußt hat. Mir selbst war er nie sympathisch, einer unehrenhaften Handlung halte ich ihn indessen nicht fähig. Doch hier sind wir bei den Meinen“, fügte er heiter hinzu, „möge ihr Empfang dich die unliebsame Begegnung vergessen lassen.“

Während des Gesprächs waren sie zu dem Peristyl gelangt, wo die Töchter des Konsuls den Jugendfreund erfreut willkommen hießen. Die kleine Tertia Caecilia, die Julian zur Seite gefolgt war, eilte auf die jüngere Schwester zu, die sich zärtlich zu ihr niederbeugte. Der junge Mann betrachtete entzückt die liebliche Gruppe; seit dem Tage der ersten Begrüßung hatte er Hermione nicht wiedergesehen, aber ihr Bild trug er seitdem in seinem Herzen. Wie sie jetzt mit den schönen braunen Augen zu ihm aufblickte und ihre kleine Hand ihm zum Gruße reichte, während gleichzeitig ein höheres Rot in ihre Wangen stieg, da fühlte er es wie ein neues, unsagbares Glück in sich aufsteigen, und das freundliche Morgenrot einer beseligenden Zukunft umfing ihn.

„Wie freut uns dein Besuch“, rief Cornelia ihm zum Gruße herzlich entgegen; „schon glaubten wir, du habest die alten Freunde über den neuen vergessen.“

„Diese schlimme Meinung hegtest du hoffentlich nicht im Ernst“, protestierte Julian eifrig; „meinem Wunsche nach wäre ich weit eher gekommen.“

„Und warum kamst du nicht?“ frug Hermione lächelnd.
„Wußte ich denn, ob meine beiden einstigen Spielgenossinnen dies gerne sähen?“ scherzte er.

„Hoffentlich hegst du künftig keine derartigen Zweifel mehr“, bemerkte Cornelia, „zumal ja auch unsere Tertia Caecilia dich zu ihrem Freunde erkoren hat; gelt, Kleine“, wandte sie sich zu dem Schwesterchen, die dem Zwiegespräch aufmerksam gefolgt war, „der gute Julian soll recht oft kommen.“

„Ja“, nickte das Kind ernsthaft, „jeden Tag; Molosso knurrt gar nicht mehr.“

Auf der Schwelle des Peristyl war unterdessen der Sekretär und Vertraute des Konsuls, Kanthos, mit einem großen amtlichen Schreiben in der Hand erschienen.

„Herr“, wandte er sich leise an Palmatius, „soeben brachte ein besonderer Bote dies für dich vom Präseften; der Dringlichkeit halber gestattete ich mir, dich hier aufzusuchen, um es dir sofort zu überbringen.“

Damit händigte er dem Konsul die Rolle ein, an welcher ein großes Wachssiegel herabhing, und entfernte sich geräuschlos.

Palmatius entrollte den Papyrus und vertiefte sich in dessen Inhalt; mehr und mehr furchte sich beim Lesen seine Stirn.

„Es sind keine guten Nachrichten, die ich hier erhalte“, wandte er sich dann an Julian, „und ich fürchte, es werden schlimmere folgen. Diocletian geht nunmehr mit aller Strenge gegen die Empörer vor, und die Truppen des Maximian sind gegen die aufrührerischen Provinzen unterwegs. Der Caesar ist ganz der Mann dazu, den Aufstand energisch zu unterdrücken; möge es ohne allzuviel Blutvergießen geschehen!“

Er hielt inne, und sein sonst so milder Blick umdüsterte sich. „Laß die Mädchen dir zur Unterhaltung genügen“, sprach er dann, Julian die Hand reichend, „mich rufen dringende Geschäfte.“

Flüchtig kosend glitt seine Hand über den Scheitel der kleinen Tertia Caecilia, dann entfernte er sich nach seinem Arbeitszimmer.

„Komm, mein Läubchen“, schmeichelte jetzt Murrha, „drinnen stehen Milch und süße Früchte für dich, komm mit mir!“

Doch die Kleine bezeugte wenig Lust, den Worten Folge zu leisten. Bittend schmiegte sie sich an Hermione an, während die klaren Kinderaugen zu dem neugewonnenen Freunde emporblickten. So mußte sich denn die alte Amme allein zur Verrichtung ihrer häuslichen Obliegenheiten entfernen, und auch Cornelia entschuldigte sich bei Julian, daß sie auf einige Augenblicke nach der leidenden Mutter sehen müsse.

Der junge Mann empfand das Alleinsein mit Hermione wie ein stilles Glück, und am liebsten hätte er ohne zu sprechen sich ihres Anblicks gefreut, wenngleich auch die Unterhaltung ihr in seinen Augen neuen Reiz verlieh.

„Heute Nachmittag findet im Theater die Aufführung eines Lustspiels des Terenz statt“, bemerkte er jetzt, um die Pause nicht allzu lange auszudehnen, „wirßt du und deine Schwester mit Sever derselben antwohnen?“

Hermione schüttelte leicht den Kopf.

„Nein“, erwiderte sie dann einfach, „wir besuchen selten das Theater, zumal auch Sever kein Freund davon ist. Es wird uns freilich von Manchen verdacht, aber die Darstellungen sind mitunter solcher Art, daß sie unseren christlichen Anschauungen widerstreben.“

„So bist du Christin?“ frug Julian überrascht.

„Wir alle sind Christen“, versetzte das junge Mädchen, indes ein höheres Rot in ihre Wangen stieg und sekundenlang ihre Augen ruhig und klar den seinen begegneten.

Es blieb einige Augenblicke still. Julian kam die Mitteilung unerwartet, daß der hochangesehene Konsul mit den Seinen der von dem jungen Manne sehr ungünstig beurteilten Sekte der Christen angehöre. Trotz seines früheren vielfachen Verkehrs in dem gastlichen Hause des Palmatus hatte er dies nie wahrgenommen, was wohl zumeist daher kam, daß die Christen ihre religiösen Uebungen möglichst geheim hielten. Zwar ward ihnen unter Diocletian alle Duldung zuteil; bekannten sich doch dessen Gattin und Tochter zum Christentum, wie auch am Hof und in den Provinzen zahlreiche Staatsbeamte demselben angehörten, denen allen freie Ausübung ihres Kultus gestattet war. Aber vielleicht war es die Nachwirkung früherer, dem Christentum weniger günstigen Zeiten, welche die freie Entfaltung nicht in entsprechendem Grad aufkommen ließ; die Kaiser der letzten dreißig Jahre hatten dem Glauben feindslich gegenüber gestanden und dies durch mehr oder

minder blutige Verfolgungen vielfach bestätigt. Erst mit Claudius Tacitus und Aurelius Probus kamen bessere Zeiten für die Christen, bis diese sich denn unter Diocletian anfangs offener Duldung erfreuten.

„Vergib mein unhöflich erscheinendes Erstaunen“, unterbrach Julian endlich das peinlich werdende Schweigen, „aber deine Worte haben mich in der That überrascht. Doch wie dem auch sei, und wie viel lieber ich dich den Göttern geneigt wüßte, so hoffe ich doch, daß diese Verschiedenheit unserer Anschauungen keinen trübenden Einfluß gegen mich bei dir und den deinen hervorrufen wird; verehere doch auch ich den Christen Palmatius ebenso hoch, wie den edlen Konsul, den ich einen Anhänger der Götter glaubte. Ehren wir gegenseitig unsere Ueberzeugung!“

„Gewiß“, entgegnete Hermione herzlich, und ihr schöner, leuchtender Blick übte einen wunderbaren Zauber auf ihn aus; „und vielleicht“, fügte sie sanft hinzu, „wirst auch du eines Tages einer der Unseren.“

Das Wort berührte ihn tief und seltsam. Am liebsten hätte er vor ihr hinsinken und ihr sagen mögen: Ja, ich bin jetzt schon dein, nimm mich auf! Aber er beherrschte sich mit Gewalt; war doch der Sinn ihrer Worte ein ganz anderer.

„Nein“, sprach er mit vibrierender Stimme, in der die Bewegung durchklang, die sein Inneres durchbebt, „nicht dies, teure Hermione! Wohl bin ich in Treue und in Freundschaft der Cure auf immer; aber gerade deshalb, weil ich die Treue hochhalte, bleibe ich unseren Göttern treu, und ich hoffe, du wirst deshalb nicht geringer von mir denken.“

Sie hob die schönen klaren Augen zu ihm empor und reichte ihm in stummer Empfindung die kleine Hand, die er dochenden Herzens eine Sekunde lang in der seinen hielt.

So will ich Gott bitten, daß er dir die Erkenntnis sende“, sprach sie leise.

Die kleine Tertia Cäcilia hatte aufmerksam der ihr ziemlich unverständlichen Unterredung gelauscht; jetzt mochte sie es an der Zeit halten, auch ihren Anteil an dem neuen Freunde darzutun. Sachte glitt sie aus den Armen der Schwester, und leise an Julian herantretend, legte sie ihm beide Arme um den Hals und den Kopf an seine Schulter. Gerührt drückte der junge Mann einen Kuß auf den lockigen Scheitel des Kindes, worauf er mit scherzendem

Wort die weicheren Empfindungen, die ihn bewegten, zu verbergen suchte.

Durch den Wiedereintritt Cornelia's erhielt das Gespräch eine andere Wendung, und Julian verabschiedete sich bald darauf, nicht ohne vorher der kleinen Tertia Cäcilia das Versprechen baldigen Wiederkommens gegeben zu haben.

Von mannigfachen wechselnden Empfindungen bewegt, legte er den Heimweg zurück. Die Liebe zu Hermione wuchs rasch und mächtig in seinem Herzen empor, und daß sie Christin war, änderte daran nichts. Ob sie ihn wieder lieben werde! Der Liebende hoffte es; und als er an dem Tempel der Juno vorüberkam, rief er die Göttin um Beistand an.

Zu Hause angelangt, empfing ihn im Vestibül die alte Sabina, die treue Haushälterin noch aus des Oheims Zeiten her, mit der Meldung, im Atrium harre ein Diener des Sertus, der den edlen Julian durchaus zu sprechen verlange.

"Welche Botschaft sendet mir der treffliche Sertus durch dich?" frug der junge Mann den Abgesandten seines Freundes, der sich bei seinem Eintritt ehrerbietig neigte.

"Herr, der edle Sertus läßt dich bitten, heute abend bei ihm zu speisen — du werdest interessante Gäste finden."

"So melde ihm meinen Gruß und daß ich kommen werde", entschied Julian nach kurzem Besinnen, obschon er lieber abgelehnt hätte. Der Sklave entfernte sich, und der junge Römer wandte sich nach dem Peristyl. Geschmackvoll wie das ganze Haus, war auch dieser Raum eingerichtet. Die Mosaik des Fußbodens leuchtete in harmonischer Farbenpracht; Büsten, Statuen und kunstvolles Geräte schmückten die Wände, und zierliche Marmorsäulen trugen die reichverzierte Decke.

Auf einem der niederen Sessel kauerte eine Knabengestalt, mit einer Wachstafel auf den Knien und bemüht, mit dem Griffel allerlei Worte und Buchstaben in dieselbe einzugraben. Bei dem Eintritte Julians sprang der jugendliche Schreiber hastig und verlegen auf, wobei er die Wachstafel den Blicken des Nahenden zu entziehen suchte. Es war Sejus, und sein ganzes Aeußere ließ darauf schließen, daß die zeitweilige Aufnahme, die er im Hause des jungen Römers gefunden, sich nicht lediglich auf geistige Pflege beschränkte; er sah viel frischer und

wohler aus als früher, wozu eine hübsche neue Tunita trefflich stand. Beim Erblicken seines Beschützers erglänzten seine Augen, und freudige Röthe stieg in seine Wangen.

„Nun, mein kleiner Gelehrter“, rief Julian heiter, „so fleißig am Studium? Das ist recht, und ich hoffe, du machst gute Fortschritte und deinem Lehrer Ehre. Zeig' einmal her.“

Die Leistungen auf der Wachstafel waren nicht so übel, und Sejus hörte mit leuchtenden Augen die anerkennenden Worte des jungen Mannes.

„Wie geht es zu Hause, besonders deiner Schwester, der lieblichen Psyche?“ frug Julian weiter.

Der freudige Ausdruck in dem Antlitz des Knaben verschwand, und seine Züge verdüsterten sich.

„Es geht uns ziemlich gut, Herr“, entgegnete er zögernd und bedrückt, „doch Psyche ist krank.“

„Hoffentlich nicht ernstlich?“ frug der junge Mann teilnehmend; „und ist Umbra gut mit ihr?“

„Ich glaube wohl, Herr“, antwortete Sejus leise, doch um seinen Mund zuckte es schmerzlich.

Julian wollte dem Knaben nichts weiter sagen, doch dachte er mit innigem Mitleid an das junge Mädchen und beschloß, sich ihrer anzunehmen. Er tröstete Sejus mit einigen freundlichen ermunternden Worten und zog sich dann in das Tablinum zurück, um ungestört sich dem Gedanken hinzugeben, der ihn am meisten beschäftigte: dem Gedanken an Hermione.



Das Theater zu Trieris war, nach Art der damaligen römischen Theater, ein halbkreisförmiger, oben offener Bau, dessen gradlinigen Abschluß die Bühne bildete. Vor derselben reiheten sich zunächst die Sitze für den Prokurator, für die Senatoren und Ritter, deren Gattinnen und Töchter, sowie für die vestalischen Jungfrauen und vornehmen Fremden; dahinter, in aufsteigenden, sich immer mehr erweiternden Halbkreisen befanden sich die Plätze für das übrige Publikum. Gegen Regen und Sonnenstrahlen konnten Schauspieler wie Zuschauer durch das Aufspannen eines Zeltbaches geschützt werden, im übrigen, bei klarem, mildem Wetter wurde unter freiem Himmel gespielt.

Es war in den ersten Nachmittagsstunden und kurz vor Beginn der Vorstellung. Von allen Seiten drängten

die Schaulustigen nach dem Eingange, wo ein Theaterdiener die Marken für die reservierten Sitze ausgab oder diejenigen in Empfang nahm, die schon im voraus gelöst worden, oder deren Besitzer ständige Theaterbesucher waren.

„He, Marcellus“, rief ein behäbiger junger Mann, der sich ohne sonderliche Eile von dem Strom der Menge ruhig treiben ließ, einem in einiger Entfernung vor ihm herschreitenden zu. Dieser wandte sich um und erwartete den andern, dessen lebensfrohes Gesicht ihm vergnügt entgegen lachte.

„Beim Jupiter, Sextus“, drängte er, den Freund unter den Arm fassend, „spute dich — drinnen stimmen sie schon die Flöten und Cymbeln, und ich fürchte, wir versäumen den Anfang.“

„Oder du fürchtest vielmehr, den Anblick deiner holden Chloris zu versäumen“, lachte Sextus; „doch tröste dich, mein Lieber, heute abend kannst du das Entbehrte nachholen, denn ich nehme natürlich an, daß du meiner Einladung Folge leisten wirst.“

„Gewiß, mein Sextus, doch schweige mir von Chloris; mich hat Gros in andere Bande geschlagen, und Juno Pronuba ist die Göttin, die ich anrufe.“

„Ei der Tausend, und wer ist die Glückliche, die das der Ehe seither so abgeneigte Herz des Marcellus endlich so zu fesseln verstand?“

Doch sie langten in diesem Augenblick an dem Eingange des Theaters an, und das leise geführte Zwiegespräch mußte in dem Summen und Brausen der Zuschauermenge verstummen.

„Ei sieh‘ — da kommt ja auch Julian“, rief Sextus vergnügt, als sie gerade bei dem Billeteur ihre Marken in Empfang nahmen, und in der That ward unter den Nachdrängenden der junge Römer in der Begleitung Leanders sichtbar. Gemeinschaftlich suchten alle vier ihre Plätze in den Reihen der Ritter und Senatoren auf.

Weniger um des eigenen Vergnügens willen, als aus Höflichkeit gegen den neuen Freund hatte Leander sich diesem angeschlossen, und Julian freute sich der Gesellschaft des jungen Mannes, der ihm von Anfang an sympathisch gewesen. Es war zum ersten Mal seit seiner langen Abwesenheit, daß er wieder das trevirische Theater besuchte, und neugierig ließ er den Blick in die Runde schweifen. Der Sessel des Procurators blieb heute leer, ebenso der

des Konsuls, und auch von den Senatoren und höheren Beamten fehlten manche. Dennoch waren die vornehmen Kreise noch immer reichlich vertreten, und der junge Römer bemerkte manches ihm von früher her bekannte Gesicht. Beim Umschauen erblickte er auch die Gattin des Senators Soter mit zweien ihrer Töchter, und der Ähnlichkeit mit den letzteren nach mußte der neben ihr sitzende stattliche Mann, den Julian sich erinnerte, schon früher hie und da gesehen zu haben, der Senator sein. In der nächstfolgenden Reihe befand sich der Aedil Vitruvius mit seinen Damen, neben welchen an der Seite der schönen Oktavia der Censor Sempronius Platz genommen hatte.

Der junge Römer mußte unwillkürlich lächeln, als er wahrnahm, wie der sonst so heitere Marcellus neben ihm tief seufzte und zärtliche Blicke nach der zierlichen Aglaja warf, die den schmachtenden Verehrer wohl bemerkt hatte, aber das verräterische höhere Rot der Wangen hinter dem vorgehaltenen Fächer verbarg.

Jetzt begannen Flöten und Cymbeln mit weichen, einschmeichelnden Tönen eine Art Ouvertüre, der Vorhang senkte sich, und das Lustspiel des Terenz, das heute gegeben werden sollte, nahm seinen Anfang.

Die Bühnendekoration zeigte ein Landhaus mit Fenster und Balkon, doch blieb die Szene mehrere Augenblicke leer, um die Erwartung der Zuschauer um so höher zu spannen. In den Masken eines vornehmen jungen Mannes und eines alten Sklaven traten zwei Schauspieler auf, denen der niedere Soccus¹⁾ des Lustspiels offenbar gewohnter war, als der hohe Rothurn²⁾ der Tragödie. Das Stück nahm den gewohnten Verlauf, und der leichtgeschürzte Knoten der Handlung befriedigte das Publikum vollständig. Als die junge Liebhaberin auftrat, stieß Sertus den jungen Quästor scherzend an, doch blieb dieser unempfindlich bei der Neckerei.

„Beim Zeus“, flüsterte der junge Lebemann Julian zu, „der gute Marcellus ist ganz und gar umgewandelt und die Wagschale der anmutigen Chloris scheint bedeutend leichter geworden zu sein. Unbegreiflich! Sie ist doch ein so reizendes Geschöpf.“

Doch auch bei Julian fand er nicht die erhoffte Bewunderung für die Schauspielerin. Der junge Römer lächelte nur flüchtig und statt den Worten und Bewegun-

¹⁾ Fußbekleidung, die bei der Komödie getragen wird.

²⁾ Fußbekleidung, die bei der Tragödie getragen wird.

gen der verführerischen Chloris Aug' und Ohr zu leihen, wanderten seine Gedanken zu einem andern Mädchenbild, das in seiner sanften, keuschen Schönheit unendlich rein und erhaben vor ihm stand. In seinem Innern hatte sich eine große Wandlung vollzogen, und Vergnügungen, an denen er sonst Gefallen gefunden, ließen ihn jetzt kalt. In sein ohnehin allem Edlen und Schönen geneigtes Herz hatte die Liebe, die nur einmal kommt, ihren Einzug gehalten, und vor ihrem Glanze erbleichte die Alltäglichkeit.

Als der wackere Sextus weder bei dem einen, noch bei dem anderen seiner Freunde den erwünschten Anklang fand, wandte er sich gelangweilt von ihnen ab und seine Aufmerksamkeit der Bühne zu, wo eben unter Cymbel- und Flötenklang das Liebespaar zur endlichen Vereinigung gelangte.

Das Publikum gab unter mehr oder minder lautem Beifall seine Befriedigung zu erkennen, und lachend und schwatzend drängte die Menge dem Ausgang zu. Die Freunde warteten, bis der dichteste Schwarm vorüber war, dann erhoben auch sie sich zum Gehen. Doch am Ausgang stauten sich die zuletzt Herausdrängenden nochmals zum Anäuel, und von einem vierschrötigen Handwerker gestoßen, warnte eine vor Julian herschreitende Dame und wäre zu Fall gekommen, hätte dieser sie nicht noch rasch gestützt. Es war die Schwester des Vitruv, die stattliche Cassia, die nun dem jungen Mann mit beredtem Worte ihren Dank abstattete.

„Du bist uns noch immer deinen Besuch schuldig, edler Julian“, bemerkte sie in überschießendem Erkenntlichkeitsgefühl, „doch hoffe ich, du wirst nunmehr nicht länger damit zögern. Versprichst du, bald zu kommen?“

„Gewiß, erhabene Cassia“, versicherte der junge Mann, obgleich er die Zusage lieber nicht gegeben hätte, in dem Gedanken an Hermione widerstrebte es ihm, zu den Freunden der koketten Oktavia gezählt zu werden.

„Ich halte dich beim Wort“, flüsterte die stattliche Dame eindringlich, indem sie ihm huldvoll die Hand reichte und sich dann dem Aedilen angeschlossen, der im Gespräch mit einem Klienten etwas zurückgeblieben war. Vor ihm her bahnten kräftige Sklaven den Weg zu der ihrer harrenden Sänfte. Trotz der finsternen Blicke des Sempronius boten Oktavias dunkle Augen im Vorübergehen Julian beredten Gruß, indes es dem glücklichen Marcellus gelang, der

hübschen Aglaja im Vorbeisichreiten einige zärtliche Worte zuzuslüstern.

„Wohin geht ihr jetzt?“ fragte Sertus, als sie draußen angelangt waren.

„Ich meinerseits suche die Thermen auf“, entgegnete der Quästor; „nach der Hitze und dem Staube des Theaters sehne ich mich nach einem erfrischenden Bad.“

„So geh'n unsere Wege zusammen“, fügte Julian hinzu, „auch mich verlangt darnach. Und du, mein Leander“, wandte er sich freundlich an den jungen Trevirer, „wirßt du uns begleiten?“

„Um der angenehmen Gesellschaft willen — gewiß“, versetzte dieser bereitwillig.

„Wohl, so seid eingedenk, daß ich euch heute abend bestimmt erwarte“, mahnte Sertus, indem er sich zum Gehen wandte; „Valete!“

Er winkte den seiner harrenden Sklaven, den Heimweg einzuschlagen, während die drei jungen Männer plaudernd den im Süden der Stadt gelegenen Thermen zuschritten.

„Endlich wird demnächst etwas Bewegung in das stagnierende Leben hier kommen“, bemerkte Marcellus, „sowohl Zirkusrennen als auch Arenakämpfe sind uns in Aussicht gestellt, und sofern der Prokurator nicht anders bestimmt, werden sie in Bälde stattfinden.“

„Leider — soweit es die Kämpfe in der Arena betrifft“, fügte Leander hinzu.

Julian blickte überrascht auf; trat ihm in diesen Worten doch dieselbe Anschauung entgegen, wie bei Hermione.

Der Quästor dagegen zuckte mit überlegenem Lächeln die Schultern.

„Mein teurer Leander“, entgegnete er gönnerhaft, „so viel mir bekannt, gehörst du und die deinen der Sekte der Christen an, und da finde ich denn deine Worte einigermaßen erklärlich.“

„Ebenso erklärlich sind sie doch wohl auch vom Standpunkt der Menschlichkeit aus“, bemerkte der junge Mann, indem ein höheres Rot in seine Wangen stieg.

„Wie du willst“, lachte Marcellus, „ihr Nazarener seid merkwürdige Menschen. Nach euren Anschauungen müssen wir Römer ja wahrhaft blutgierige Bestien sein.“

„Durchaus nicht“, versicherte Leander begütigend, „nur ist unsere Religion eine andere als die eure.“

Mit heimlichem Erstaunen hatte Julian es vernommen, daß auch die Familie des Senators Leander sich zum Christentum bekenne, und mit einigem Unbehagen empfand er den Gedanken, daß Hermione in ihren religiösen Ansichten ihm selbst fern stehe. Er fühlte sich einer Macht gegenüber, deren Wesen er theils nicht verstand, und der er andererseits keine gleich strenge Anschauungsweise entgegenzusetzen vermochte. Ein gläubiger Verehrer der Götter, fehlte ihm naturgemäß die tiefe Innerlichkeit der christlichen Ueberzeugung, für die ihm als Heide jedes Verständnis abging. Die durch das Gehörte hervorgerufene Stimmung bemächtigte sich seiner so sehr, daß er nur wenig an der weiteren Unterhaltung teilnahm. Auch später würde er den Abend lieber allein zugebracht haben, hätte nicht das seinem Freunde gegebene Versprechen ihn zur Geselligkeit gezwungen.

Als er ziemlich spät das Haus des Sertus betrat, kam ihm der Hausherr in rosiger Laune entgegen.

„Ha, willkommen, mein teurer Julian“, rief derselbe ihm schon von weitem zu, „danke den Göttern, daß sie deine Schritte hierher gelenkt, denn nicht leicht findest du in ganz Treviris so viel Geist und Schönheit auf einem Punkte beisammen. Hier“, und er geleitete ihn zu einer mit viel Geschmack und Koketterie gekleideten jungen Dame, deren künstliche, hochaufgebaute Frisur unmöglich echt sein konnte, und in welcher der junge Römer die jugendliche Liebhaberin von der Bühne wiedererkannte, „hier siehst du unsere göttliche Chloris, deren unübertreffliche Anmut du ja vor wenig Stunden erst Gelegenheit hattest, zu bewundern. Der gute Marcellus wird hoffentlich nicht allzu eifersüchtig werden“, fügte er augenzwinkernd hinzu.

Die junge Schauspielerin richtete ihre glänzenden Augen auf Julian, und trotz der Schminke konnte man das Erröten wahrnehmen, welches die angenehme Erscheinung des jungen Mannes ihr hervorrief. Doch dieser hatte nur einige kühle artige Worte zu ihrer Begrüßung, und enttäuscht senkte das an unverblümte Huldigungen gewöhnte hübsche Mädchen den Kopf.

„Hier, mein Julian“, tönte da die Stimme des Sertus, und der Angeredete gewahrte drei von dem lebenslustigen Hausherrn herbeigeleitete Gäste, deren er sich dunkel er-

innerte, schon früher ansichtig geworden zu sein, „hier begrüßen dich der Musen bevorzugteste Jünger: Pomponius, unser trefflicher Schauspieldirektor, seine Gattin, die herrliche Favonia, sowie Eumenius, der unvergleichliche Archimime¹⁾, den du in den Tragödien des Aeschylos und Sophokles noch oft bewundern wirst. Ich freilich huldige mehr der heiteren Thalia als der strengen Melpomene, doch man muß sich die Musen möglichst alle zu Freundinnen halten, wenn mir auch von den übrigen Erato und Terpsichore weitaus die liebsten sind —“ und über das behäbige Gesicht des jungen Epikuräers glitt ein faunisches Lächeln, während er dem Schauspieldirektor listig zublinzelte. Dieser war ein kleiner, dicker Mann, in dessen plumpen, gewöhnlichen Zügen nichts von dem Weihfuß der Musen zu lesen stand. Der geistige Ausdruck darin beschränkte sich auf verschmitzte Berechnung, und diese war es auch, die ihn zum willfährigen Satelliten²⁾ des reichen Sertus machte. Bei der Vorstellung bemühten sich seine fleischigen Hände vergebens, über der im Punkte der Keilichkeit nicht ganz tadellosen Tunika das mit einem schmalen Goldstreifen gestickte Pallium fester zusammenzuziehen und demselben einen eleganten Faltenwurf zu geben; das stattliche Bäuchlein des kleinen Mannes vereitelte dieses Bemühen vollständig.

„Deine Freunde, erhabener Sertus, sind auch die meinigen, umso mehr, wenn ihnen, wie dem edlen Julian, so viele treffliche Eigenschaften nachgerühmt werden“, rief er pathetisch, mit theatralischer Bewegung die fette Hand ausstreckend.

Und wenn der ihm gleichfalls nachgerühmte Sinn für die schönen Künste freundliche Gönnerschaft für unser Unternehmen hoffen läßt“, fügte in geziertem Tone seine Gattin hinzu, eine wohlbeleibte, über und über geschminkte Dame mit hochaufgetürmtem Haarputz, deren grüne gestickte palla malerisch über eine gelbe Instida herabfiel. Sie lächelte dem voraussichtlichen neuen Mäcen mit süßlicher Vertraulichkeit zu und erwiderte ein halblaut hingeworfenes, etwas bedenkliches Scherzwort des Hausherrn mit einem koketten Fächerschlag.

Julian behagte diese Art Gäste seines Freundes nicht sonderlich. Wohl hatte auch er in Rom hie und da mit den Helden und Heldinnen der Bühne verkehrt, ohne daß

¹⁾ Oberster Schauspieler.

²⁾ Leibwächter.

er an ihrem Benehmen Anstoß genommen hätte, wenn schon die Freiheiten, die sie sich gestatteten, mitunter einer mehr als nachsichtigen Beurteilung bedurften, um nicht geradezu als anstößig zu gelten. Heute indessen stieß ihn dies oberflächliche Treiben der Theaterwelt unwillkürlich ab; etwas in ihm fühlte sich davon verletzt, und die reinere Saite in seinem Innern klang mißstimmt von dem lasciven Ton der dabei herrschenden Unterhaltung. Besser als die der anderen, sagte ihm die Erscheinung des Archimimen zu, dessen schweigsamer Ernst gleichsam die Folie zu der lauten Schwatzhaftigkeit seiner Gefährten bildete, und mit Interesse ruhte der Blick des jungen Mannes auf den nicht unedel, scharfgeschnittenen Zügen des Schauspielers.

„Melpomene scheint in höherer Gunst bei dir zu stehen denn Thalia“, lachte Sertus, dies bemerkend, „und mein wackerer Eumenius mag sich davon geschmeichelt fühlen, der göttlichen Favonia und der reizenden Chloris bei einem jungen Manne den Rang streitig zu machen.“

„Mit nichten“, wehrte Julian lächelnd ab, „man kann sehr wohl die ernste Muse verehren, ohne der heiteren zu entsagen; besonders, wenn dieser sich wie hier die Grazien zugesellen“, fügte er mit einer Galanterie hinzu, welche ihm sowohl die Gunst der jungen Schauspielerin, als auch die der fetten Gattin des Theaterdirectors gewann, denn auch die letztere bezog mit sichtlichem Wohlgefallen das angenehme Gleichnis auf sich.

In diesem Augenblick theilte sich der Türvorhang, und der Triclinarch¹⁾ erschien auf der Schwelle, um seinem Gebieter zu melden, daß alles zur Bewirtung der Gäste bereit sei. Gleichzeitig ertönte eine heitere, einschmeichelnde Musik, und unter Flöten- und Cymbelklang begab man sich nach dem Triclinium, wo die Geschicklichkeit von Sertus' berühmtem Koch alles aufgeboten hatte, um auch den verwöhntesten Feinschmecker zu befriedigen.



In einem mit allem Luxus jener Zeit ausgestatteten Gemach ruhte auf seidenen Polstern eine Frauengestalt in vollendeter Anmut hingegossen. Das reiche dunkle Haar bedurfte des künstlichen Zusatzes nicht, den die römischen Damen vielfach zu Hilfe nahmen, sondern umgab in

¹⁾ Aufseher des Speisezimmers.

schweren Flechten und zierlichen Locken den schönen Kopf, und auch das Antlitz verschmähte in seiner stolzen Schönheit alle die kleinen Geheimnisse des Toilettetisches. Es war Oktavia, die vielbewunderte Tochter des Aedils Vitruvius, und ihre junonische Gestalt zeigte in der regungslos ruhenden Stellung die vollendete Schönheit edler Plastik.

Ihre großen dunkeln Augen blickten sanft und träumerisch, und um den schönen Mund lag ein weicher Zug, der dem sonst so stolzen Antlitz der jungen Römerin einen neuen bestrickenden Reiz verlieh.

Jetzt ward ein im Hintergrund befindlicher Türvorhang leise beiseite geschoben, und eine junge, zierliche Sklavin erschien auf der Schwelle. Vorsichtig nach der ruhenden Herrin spähend, die ihr Eintreten nicht bemerkte, trat sie geräuschlos einige Schritte vor, so daß Oktavia auf sie aufmerksam ward und aus ihrer Träumerei erwachte.

"Was willst du?" herrschte sie die Eingetretene ungeduldig an.

"Herrin, es sind Besucher da — zwei deiner Freunde und ein Fremder."

Die dunkeln Augen Oktavias leuchteten einen Augenblick in tieferem Glanze, und ein Ausruf schien sich auf ihre Lippen drängen zu wollen.

"Wer ist es?" frug sie dann scheinbar gleichgültig.

"Markus Viktorinus und Marcellus; der Fremde nennt sich Julian."

Oktavia erhob sich aus der ruhenden Stellung, und einen Moment preßte sie unwillkürlich die Hand auf das lauter pochende Herz.

"Führe sie herein und benachrichtige Cassia und Aglaja."

Die Sklavin entfernte sich rasch und leise, heimlich erstaunt über den ungewohnt sanften Ton der launischen Herrin.

Nach wenig Augenblicken übertraten die Angemeldeten die Schwelle des Gemachs. Voran der stattliche Prätorianer-Offizier Markus Viktorinus, dessen bärtiges, männliches Antlitz sich bei dem Anblick der schönen Oktavia vor Vergnügen rötete, dann Marcellus und Julian.

Mit unwillkürlicher Bewunderung ruhten des Letzteren Blicke auf der schönen Erscheinung, die ihm heute, in der von oben hereinfallenden gedämpften Beleuchtung und engen Rahmen des eleganten Wohngemaches, noch viel bewun-

derungswürdiger erschien; die ebenmäßige herrliche Gestalt, das edle Antlitz und die dunkeln, in sanftem Feuer strahlenden Augen waren wohl geeignet, ein Männerherz zu entzünden, und die beredten Blicke des Viktorinus bezeugten zur Genüge, daß der tapfere Offizier dem Zauber unrettbar verfallen sei.

„Willkommen meine Freunde und Dank dir, edler Julian, daß du dich des Versprechens erinnertest, dem Hause des Vitruv deinen Besuch abzustatten“, lautete Oktavia's von liebenswürdigem Lächeln begleitete Begrüßung, indem sie dem jungen Römer einen Augenblick die feine Hand reichte.

„Die Erfüllung des Versprechens war eine viel zu angenehme Pflicht, um mich ihrer nicht mit Vergnügen zu erinnern“, entgegnete der junge Mann verbindlich, nachdem er sich einen Moment zum Kusse über die zarten Fingerspitzen gebeugt hatte.

„Natürlich! Welcher Mann könnte auch anders zu der göttlichen Oktavia sprechen“, fügte Marcellus etwas zerstreut hinzu, indes seine Blicke wie suchend umherwanderten.

Fast verlegen näherte sich jetzt der stattliche Prätorianer-Offizier der Dame seines Herzens.

„Du weißt es, holde Oktavia, daß ich leider weniger reddegewandt bin, als du es von anderen gewohnt bist“, begann er, während eine tiefere Röte in seine gebräunten Wangen stieg, „doch sei überzeugt, daß ich dir nicht minder aufrichtig meine Huldigung zu Füßen lege.“

„Gewiß, gewiß, mein edler Viktorinus“, erwiderte Oktavia gütig, indem sie sich auf die seidenen Polster niederließ und ihren Besuchern winkte, in den niederen Sesseln Platz zu nehmen. Doch ehe dieselben der Aufforderung Folge leisten konnten, ward der Türvorhang beiseite geschoben, und Cassia mit ihrer Nichte Aglaja betraten das Gemach. Marcellus' Blicke leuchteten auf. In freudiger Erregung näherte er sich ihnen, und nachdem die gegenseitige Begrüßung stattgefunden, wußte er geschickt seinen Platz neben dem jungen Mädchen einnehmen. Da Julian keineswegs darnach strebte, ausschließlich der älteren Schwester seine Huldigungen darzubringen, sondern sich aus Höflichkeit mehr an die stattliche Cassia wandte, so glückte es dem wackeren Prätorianer, seiner Angebeteten einige zärtliche Worte zuzusüstern, die jedoch nur eine etwas ungeduldige Aufnahme fanden, da die schöne

Ottavia trotz der flehenden Blicke ihres tapferen Verehrers sich fast ausschließlich dem neuen Hausfreund zuwandte.

Offenbar war auch Cassia von demselben entzückt; der junge Mann begegnete ihr mit so ehrerbietiger Höflichkeit, daß der durch seinen neulichen Ritterdienst bei der stattlichen Dame hervorgerufene gute Eindruck sich noch bedeutend verstärkte.

"Du wirst dich nunmehr in das trevirische Leben wieder eingelebt haben", bemerkte sie im Laufe der Unterhaltung; "wir haben hier zahlreiche vornehme Familien, sowohl unter den kaiserlichen Beamten, wie unter reichen Patriziern der Stadt, und die trevirische Geselligkeit wird dir bald behagen, denn es lebt sich gut hier; zumal für einen unabhängigen jungen Mann gleich dir", fügte sie wohlwollend hinzu. "Unser Haus ist freilich eines der einfacheren", fuhr sie dann mit etwas künstlicher Bescheidenheit fort, "dennoch hoffe ich, daß du es nicht verschmähen, sondern uns recht oft mit deinem Besuch erfreuen wirst."

Die zustimmende Versicherung Julians nahm sie mit sichtlicher Befriedigung entgegen.

"Du verkehrst, wie mir gesagt wurde, zumeist in dem Hause des Konsuls?" frug sie neugierig; "eine treffliche Familie, die nur leider dem Christentum angehört, wie auch der reiche, junge Severus, der künftige Schwiegersohn des Palmatus. Schade, es sind recht hübsche Mädchen."

"Gewiß", entgegnete Julian ruhig; "die Jüngste ist übrigens noch ein Kind."

Zufällig aufblickend gewahrte er, wie Ottavia's dunkle Augen mit einem seltsamen Ausdruck von Spannung auf ihm ruhten, und die Scheu, Hermionens Namen hier nennen zu hören, trieb ihn, ein anderes Thema zu suchen.

"Der Censor Sempronius gehört wohl auch zu den Freunden des edlen Vitruvius", bemerkte er leichthin; "ich sah ihn wenigstens kürzlich im Theater bei dir."

In Ottavia's Augen blitzte es einen Moment höher auf; sie hielt für eine Regung der Eifersucht, was lediglich dem Bestreben entsprang, den Gegenstand zu wechseln.

"Ganz recht, ein Freund meines Vaters", bestätigte sie mit einem reizenden Lächeln.

"Der aber lieber der deinige heißen möchte", schaltete hier die hübsche Aglaja schalkhaft ein, die bisher die schmachtenden Blicke und zärtlich geflüsterten Worte des Marcellus halb scherzend, halb errötend geduldet hatte.

„Ach was“, verwies Cassia sie verdrießlich, die in dem weit jüngeren und vielleicht nicht minder reichen Julian einen viel geeigneteren Gatten für ihre Nichte sah, als in dem finsternen Censor oder selbst in dem tapferen Prätorianer-Offizier, „Sempronius —“

Der Name schien wie ein Zaubertwort zu wirken; unter dem zurückgeschlagenen Türvorhang erschien die Gestalt des eben Genannten.

Eine Sekunde nur überslog ein finsterner Blick die Anwesenden. Dann trat er grüßend näher, und als er sich vor der ziemlich verwirrt dreinsehenden Cassia neigte, umspielte ein fast unmerkliches ironisches Lächeln seine Lippen. „Wir sprachen soeben von dir“, stotterte die stattliche Dame verlegen.

„Und was, wenn ich fragen darf?“ frug der Censor fast spöttisch. Seine Begrüßung des Besuches war höflich, aber kalt gewesen, und als er jetzt in der Nähe Oktavia's Platz nahm, loberte es einen Moment in seinen Augen wie verhaltene Leidenschaft.

„Nun, natürlich nur gutes“, beeilte sich Cassia zu versichern.

„Und stimmtest du dem bei?“ wandte sich der Censor mit eigentümlich verschleierter Stimme an Oktavia.

Eine Sekunde nur ruhten ihre Blicke ineinander. Dann wandte die junge Dame die ihrigen wie in stummem Trotz ab, während das bleiche Gesicht des Sempronius noch bleicher ward, und in seinen nachtschwarzen Augen ein Strahl wilden Zornes aufblitzte. Doch ging dies alles so schnell vorüber, daß niemand von den übrigen etwas davon gewahrte.

„Weshalb nicht?“ beantwortete Oktavia die vorhergegangene Frage; „von den Freunden unseres Hauses reden wir nie schlimmes.“

„Eine löbliche, dankenswerte Gewohnheit“, lächelte Sempronius sarkastisch. „Doch zu etwas anderem“, fuhr er gleichgültig fort, indem er den kalten Blick auf Julian heftete; „ich traf soeben eine Anzahl Leute, von denen einer deinen Schutz anzurufen sich verhiel. Ich wußte in der That nicht, daß du dich nach deinem kurzen Hiersein schon solcher Popularität erfreust.“

„Von solcher ist auch mir nichts bekannt“, entgegnete Julian ruhig; „doch wer ist es, von dem du sprachst?“

Ein Legionar, mit Namen Cingetius. Ein altes Weib kam des Weges, und ich sah, wie einige angetrunkene Soldaten sie verhöhnten und herumzerren. Ehe ich zu ihrem Schutze hinzutreten konnte, gewahrte ich, wie jener Legionar auf die Burschen zustürzte und im nächsten Augenblick zwei von ihnen niederschlug. Ich konnte seine Tat nur loben, denn wie ich beim Näherkommen erfuhr, war es seine Mutter, die er verteidigte. Die Soldaten drohten ihm mit der Anzeige beim Centurionen, er aber berief sich auf den edlen Julian, der bezeugen könne, daß seine Mutter eine brave Witwe und kein gemeines Weib sei, mit dem jeder seinen Spott treiben dürfe. Damit geleitete er die vor Schreck weinende Alte nach Hause, und die anderen zogen mit ihren zwei stöhnenden und hinkenden Kameraden ab."

"Mein Zeugnis soll ihm werden, denn ich kenne die wackere, höchst achtungswerte Beturia", rief Julian mit Wärme; "da übrigens die Trunkenheit im Heere streng verboten ist, so werden die rohen Burschen schon deshalb ihrer verdienten Strafe hoffentlich nicht entgehen; denn daß der brave Cingetius seine Mutter schützte, ist doch selbstverständlich."

"So ist dir dieselbe wohl noch von früher bekannt?" fragte Oktavia mit freundlicher Teilnahme. "Gewiß, und ich weiß, daß sie sich des besten Rufes erfreut."

"Und daß sie eine sehr hübsche Enkelin hat", ergänzte Sempronius sarkastisch.

Julian würdigte ihn keiner Antwort, sondern wandte sich zu Oktavia, deren Brauen sich finster zusammengezogen hatten.

"Die brave Beturia ist seit langem Witwe", sprach er ruhig, "und jener Cingetius ihr einziger Sohn. Durch ein vor Jahren geschehenes Vorkommnis glaubt sie sich mir immer noch zu Dank verpflichtet, zumal es der Zufall fügte, daß ich kürzlich Gelegenheit fand, mich ihres Enkels anzunehmen. Ihre Enkelin, ein Mädchen von kaum fünfzehn Jahren, hilft der Stiefmutter, der zweiten Frau des Cingetius, die kleinen Geschwister besorgen."

Die Augen seiner Zuhörerin hatten während dieser Worte einen wärmeren Ausdruck angenommen.

"Wenn du einmal irgend welcher Hilfe für diese Beturia oder ihre Enkelin bedarfst, so gedenke meiner", bemerkte sie freundlich, und Julian versprach es gern.

„Der edle Viktorinus“, fuhr sie, zu diesem gewendet, lächelnd fort, „wird bei Gelegenheit gewiß auch dem braven Cingetius seinen Schutz angedeihen lassen?“

„Auf deine Befürwortung gewiß, holde Oktavia“, versicherte der verliebte Offizier feurig; „wenn der Legionar auch nicht zu meiner Cohorte gehört, so werde ich mich doch seiner annehmen und ihn dem Centurionen empfehlen.“

Marcellus und Aglaja hatten sich wenig an der Unterhaltung beteiligt, dagegen war die Augensprache in beredtester Weise von ihnen geübt worden, und als man sich zum Aufbruch erhob, geschah es vonseiten des jungen Quästors mit einem zärtlichen Seufzer und einem letzten schmachtenden Blick.

Die stattliche Cassia versicherte Julian ihres ausdrücklichen Wohlwollens und lud ihn ein, seinen Besuch recht bald zu wiederholen. Auch Oktavia forderte ihn dazu auf, noch beredter aber als ihre Worte war der Blick, mit dem sie dieselben begleitete.

Als die drei Besucher sich entfernt hatten, herrschte einige Augenblicke Schweigen. Sempronius hatte keine Lust gezeigt, sich den Scheidenden anzuschließen, sondern deren Abschiedsgruß kühl und förmlich erwidert, und saß nun stumm und finster den Frauen gegenüber. Cassia fühlte sich in der Nähe des Censors nie besonders behaglich, und so suchte sie auch jetzt einen Vorwand, um sich auf kurze Zeit zu entfernen. Häusliche Anordnungen vorschützend, erhob sie sich und verließ das Gemach, gefolgt von Aglaja, deren fröhliches Herz noch ganz von den süßen Worten ihres feurigen Liebhabers erfüllt war und sich nach träumerischem Alleinsein sehnte.

Als der Türvorhang sich hinter beiden geschlossen hatte, richtete Sempronius den bisher gesenkten Blick auf Oktavia, die, in Gedanken versunken, seine Anwesenheit vergessen zu haben schien. Wechselnde Empfindungen belebten seine scharfgeschnittenen Züge, doch die verführerische Anmut des schönen Mädchens besiegte zuletzt alle finsternen Gedanken, und ein wärmerer Ausdruck trat in die düsteren Augen.

„Oktavia“, flüsterte er weich und zärtlich, „wird mir heute kein gütiges Lächeln, kein freundliches Wort zu teil? Und“, fuhr er mit verhaltener Stimme leidenschaftlicher fort, „wird die Sonne deiner Liebe nie die verhüllenden Wolken durchbrechen? wird Amors goldener Pfeil nie dein stolzes Herz berühren? Oktavia, göttliche, ange-

betete Oktavia, o ende diese Ungewißheit, die mich verzehrt, dieses Fürchten und Hoffen, dies Schwanken zwischen den Qualen der Verdammten und den Freuden Ellysiums! O, lasse dich endlich bewegen, mich zu erhören und mein Weib zu werden! Werde mein, Oktavia, werde mein, ich ertrag' es anders nicht länger!"

Und von der Leidenschaftlichkeit seiner Gefühle fortgerissen, sank der stolze Mann flehend vor ihr nieder. Sie wollte sich erheben, doch er hielt ihre Hände fest, und seine dunkeln, dämonischen Augen bannten sie gegen ihren Willen.

"Oktavia", fuhr er mit vibrierender Stimme fort, "du weißt es seit langem, daß ich dich liebe, dich anbete! Deine Schönheit, dein Geist, dein Stolz haben mich gereizt und dann besiegt, haben aus dem stolzen Sempronius deinen willenlosen Sklaven gemacht. Seit langem weißt du es — ach, und seit langem gebe ich mich der Hoffnung auf Gegenliebe hin! O, gib dieser süßen Hoffnung heute die Erfüllung, und die Götter des Olymps werden mein Glück neiden! O Oktavia —"

Weiter sprach er nicht. Sie hatte ihre Hände befreit und erhob sich nun hastig. Der plötzliche, unerwartete Ausbruch seiner Leidenschaft hatte sie erschreckt, doch rasch kehrte ihre Fassung zurück.

"Stehe auf, Sempronius", sprach sie bleich und erschüttert, "deine Worte überraschen mich aufs äußerste — ich bitte dich, stehe auf!"

Er erhob sich langsam. Ein Blick in ihr Antlitz, in ihre Augen brachten ihn zur Besinnung.

"Ich war zu stürmisch", murmelte er düster; "ich glaubte, an der unendlichen Glut meines Herzens auch das deine entzünden zu können. Verzeihe mir, aber laß mir die Hoffnung!"

Heiß und verzehrend hingen seine dunkeln Augen an ihrem Antlitz, doch ihre Lider blieben gesenkt, und nur die tiefen Atemzüge, die ihren Busen hoben, zeigten die innere Erregung. Röthe und Blässe wechselten auf ihren Wangen, doch kein Wort drang über ihre Lippen.

"Oktavia", unterbrach Sempronius endlich das Schweigen, "hat dein Herz keine Antwort für mich?"

Ein Beben ging durch ihre Gestalt, dann hob sie die Augen, und ihr Blick begegnete ruhig dem seinen.

"Gönne mir Zeit", bat sie leise, aber fest; "dein Ungestüm hat mich erschreckt, und deine Werbung kam mir zu unerwartet."

„Zu unerwartet?“ wiederholte er ungläubig; „von meiner Liebe bist du längst überzeugt, da kann die Werbung nicht unerwartet sein. Doch ich will zugeben“, fuhr er sanfter fort, „daß die Leidenschaft mich zu sehr übermannte und zu allzugroßer Hefigkeit fortriß, und dies will ich büßen, indem ich mich deinem Wunsche fügen und warten will, bis mir die ersehnte Antwort zu teil wird. Nur das eine bestätige mir“, fügte er heißen Blickes und mit bebendem Ton hinzu, „daß mein Hoffen mich nicht täuscht!“

Oktavia hatte ihre Selbstbeherrschung wiedergewonnen und blickte jetzt sinnend vor sich hin.

„Wohl, halte immerhin fest an der Hoffnung“, sprach sie langsam, „alles andere überlasse der Zeit.“

Lang und durchdringend ruhte sein Blick auf ihr, und ein feindseliger Ausdruck vertiefte die Falte zwischen seinen Brauen.

„Ich will deine Worte in günstigem Sinne nehmen“, entgegnete er finster; „weh dir und mir, wenn sie eine andere Deutung hätten und du dein Spiel mit mir triebest!“

„Sie sah ihn stolz und abweisend an.“

„Was berechtigt dich zu solcher Drohung?“ frug sie kalt; „denkst du mir damit Furcht oder Liebe einzulösen? Weder das eine, noch das andere, stolzer Sempronius, erweckst du damit in mir! Ich fürchte dich nicht, und die Liebe“, setzte sie leiser hinzu, „läßt sich nicht erzwingen.“

„Verzeih“, bat er milder, „du weißt nicht, was ich leide — die Eifersucht foltert mich — — ich bin kein Jüngling mehr, und andere, jüngere umschwärmen dich —“

„Genug“, unterbrach sie ihn hastig; „es kann sich keiner größerer Gunst rühmen als du, weshalb also quälst du dich und mich? Ueberlassen wir die Zukunft den Göttern“, fügte sie mit flüchtigem Lächeln hinzu, „und vertrauen wir ihrem Ratschlusse.“

Sekundenlang ruhte sein Blick forschend, wie in quälender Ungewißheit, auf ihrem Antlitz.

„Wohl, ich will harren und hoffen“, sprach er langsam, „möge Amor dein Herz rühren!“

Noch einmal trafen die dämonischen Augen in verzehrender Glut die ihren, dann rauschten die Falten des

Türvorhanges, und im nächsten Augenblick war Sempronius verschwunden.

Regungslos lauschte Oktavia seinem verhallenden Schritt. Dann atmete sie wie erleichtert tief auf und begann ruhelos auf und ab zu wandern; tausend Gedanken und Empfindungen bestürmten ihr Herz. Noch vor wenigen Wochen hätte sie vielleicht der Werbung des Censors Gehör gegeben; nicht aus Liebe, sondern um seines Reichthums willen, und weil er ein angesehenener, stattlicher Mann war. Auch Markus Viktorinus hätte vielleicht ihr Jawort erhalten, wenn schon sie auch für ihn keine Liebe empfand. Der Aedil war nicht reich, und die schöne Oktavia viel zu klug, um einem armen Bewerber ihre Hand zu reichen. Die ihrer Schönheit dargebrachten Huldigungen hatte sie seither als einen angenehmen Tribut und als Mittel zu dem Zwecke, einen reichen Gatten zu erlangen, angesehen. Seit kurzem aber hatte sich in ihrem Herzen eine Wandlung vollzogen, und die lang verschmähte Liebe trat siegreich in ihre Rechte.

"Möge Amor mein Herz rühren!" wiederholte sie jetzt leise und mit einem fast träumerischen Lächeln; "ob er es nicht schon getan? Wenn auch nicht für dich, stolzer Sempronius!"

Sie zog den Vorhang vor einer Nische weg, und eine kleine Elfenbeinstatue der schaumgeborenen Göttin, von den ihr geweihten Tauben umgeben, leuchtete hervor. Vor ihr sank Oktavia auf die Kniee.

"Steh' du mir bei, Venus Amathusia", flüsterte sie kaum hörbar, "daß ich ihn erringe, den allein ich zu lieben vermag — Julian!" Wie ein Hauch kam der Name über ihre Lippen, und die sonst so stolzen Augen blickten in hingebender Zärtlichkeit.



Sempronius war ein Mann von Ansehen und großem Reichthum und bekleidete das Amt eines Censors zu Treviris schon seit einer Reihe von Jahren. Auch er war ein Römer, und selbst der langjährige Aufenthalt in der Provinz hatte das Gepräge eines solchen nicht bei ihm verwischen können. Von stattlicher, gebietender Gestalt und stolzem, zurückhaltendem Wesen, war es ihm gelungen, einen weit über seine Stellung reichenden Einfluß zu gewinnen, der umso größer war, als eine Art geheimnis-

volles Dunkel ihn umhüllte, das dazu beitrug, daß die breiteren Massen der Bevölkerung ihn mit einer gewissen Scheu betrachteten. In seinem Atrium harrten stets zahlreiche Klienten des einflußreichen Gönners, Freunde jedoch besaß der stolze, kalte Censor wenige, und auch unter diesen wohl keinen, der sich seines unbeschränkten Vertrauens rühmen konnte. Sein Hauswesen entsprach der luxuriösen Mode seiner Zeit; seine alte, mürrische Amme Fania stand demselben vor und führte den Oberbefehl über ein paar Dutzend Sklaven und Sklavinnen, denen die häuslichen Verrichtungen oblagen. Sie mochte wenig wünschen, daß ihr Gebieter sich vermähle, doch war keineswegs die Rücksicht auf sie der Grund, daß der Censor in seinem vierzigsten Jahr noch Junggeselle war. Der schönen Tochter des Vitruv war es vorbehalten, andere Wünsche und Gedanken in dem stolzen Manne zu erwecken, der bisher kühl und unnahbar allen Lockungen widerstanden hatte. Mit elementarer Gewalt war die Liebe zu Oktavia in ihm erstanden und zu einer Leidenschaft emporgewachsen, die ihn innerlich zu verzehren drohte. Da die schöne Römerin sich jedoch keineswegs mit seinen Huldigungen allein begnügte, so erwachte in dem Herzen des Sempronius die Eifersucht mit all ihren Qualen, die ihren Höhepunkt erreichten, als er in Julian einen neuen und, wie ihm dünkte, bevorzugten Rivalen zu entdecken glaubte. Aeußerlich kalt und verschlossen, brannte der Vulkan seines Innern in um so verderblicherer Glut, und sein Haß gegen den glücklicheren Nebenbuhler wuchs zu blindem Rachegefühl heran. Liebte Oktavia ihn und willigte sie ein, sein Weib zu werden, so wollte er des Gegners schonen; wenn nicht, so wollte er dessen Seele zu den Schatten senden, denn keinem andern sollte ein Glück zu teil werden, das sich ihm versagte.

Es war ein heißer, schwüler Junitag, als Sempronius unter solchen Gedanken von der Stadt her dem Hafen zu schritt. Als er denselben erreicht hatte, blieb er einen Augenblick stehen, wie um das reiche Bild, das sich weithin ausdehnte, zu betrachten. Schöngebaute und buntbemalte Schiffe lagen teils vor Anker oder zogen eben die Segel auf zu neuer Fahrt. Dazwischen schaukelten zierliche Rähne und rohgezimmerte Fischerboote, und das bunte Leben und Treiben darin belebte die Szenerie auf das vorteilhafteste. In der Sonne spiegelnd und glitzernd, floß die Mosella sanft dahin, eingefasst von den freundlichen

jenseitigen Ufern, deren frisches Grün, durch die Entfernung abgetönt, in bläulichen Tinten den Horizont begrenzte.

Doch nicht der malerisch schönen Aussicht war die Aufmerksamkeit des Censors zugewendet. Sein Auge glitt flüchtig darüber hin, und seine Gedanken weilten bei den Plänen und Befürchtungen, die sein stolzes Herz erfüllten. Langsam schritt er weiter. Kein Zug des ehernen Antlitzes verriet den Sturm in seinem Innern; hochaufgerichtet, die Toga in vornehm nachlässigem Faltenwurf umgeschlagen, bot er den Blicken der ihm Begegnenden das Bild kühler Ruhe und Gelassenheit. Jetzt blieb er stehen und sah sich wie suchend um. Vor einem der kleinen Häuser saß ein junges Mädchen vor der Türe, bemüht, mit sanfter Stimme ein in seinen Armen ruhendes kleines Kind in Schlaf zu singen. Als der ihr Unbekannte näher trat, verstummte sie und blickte mit großen, traurigen Augen müde empor.

„Ist dies die Behausung des Legionars Cingetius?“ fragte der Censor in keltischer Sprache, da er annahm, anders nicht verstanden zu werden, indem das Keltische noch immer die Umgangssprache des trevirischen Volkes bildete. Zu seinem Erstaunen lautete die Antwort in ziemlich gutem Latein:

„Ja, Herr, doch er ist jetzt nicht zu Hause.“

„Bist du seine Tochter?“

„Ja, Herr.“

Sempronius betrachtete nachdenklich und mit unwillkürlicher Teilnahme das junge Mädchen. Die arme Psyche war bleich und schmal geworden, und um den kindlichen Mund lag es wie ein stilles Weh. Der Censor empfand ein Gefühl der Enttäuschung; dieses Kind mit der reinen Stirn und den traurigen Augen war nicht das gewöhnliche Mädchen, das er zu finden und vor Oktavia mit Julian in Verbindung zu bringen gedacht hatte. Er griff in den Gürtel und zog ein Geldstück hervor.

„Nimm dies für dich, mein Kind“, sprach er milder, als es sonst seine Gewohnheit war, „vielleicht komme ich ein andermal wieder, wenn dein Vater zu Hause ist.“

„Danke dir, Herr, ich nehme nichts.“

Dunkle Röthe war Psyche in das bleiche Gesicht gestiegen, und in den dunkeln Augen glühte es wie Stolz auf.

„Einfältiges Ding, wie kannst du den Herrn, der es gut mit dir meint, so beleidigen? Verzeih' es, Herr, wenn das alberne Mädchen dich verletzte, sie weiß es nicht besser.“

Hinter Psyche tauchte die Gestalt ihrer Stiefmutter auf, deren Blick begehrlieh auf dem blinkenden Geldstück haftete, das der Fremde noch in der Hand hielt. Sempronius betrachtete die praktischere Ombra einen Augenblick mit Interesse. Er war ein zu geübter Menschenkenner, um zu ihrer Beurteilung langer Zeit zu bedürfen; dem ersten Geldstück ein zweites beifügend, legte er beide auf einen kleinen Mauervorsprung an der Türe, eine Bewegung, die Ombra's Augen mit Befriedigung verfolgten.

„Du bist wohl das Weib des Legionars Cingetius?“ frug er dann.

„Dir zu dienen, Herr, ich bin seine Gattin“, lautete die von einem Knix begleitete Erwiderung.

„Wohl, so grüße ihn von mir!“

„Gern, Herr, aber —“ doch Sempronius, hatte sich schon entfernt, ehe die sich höchlich geehrt fühlende Ombra zu fragen vermochte, von wem sie ihren mit solch vornehmen Besuch beehrten Gatten grüßen solle. Dann ließ sie die beiden Geldstücke sehr befriedigt in ihre Tunika gleiten, nahm Psyche scheltend das inzwischen eingeschlafene Kind vom Schoß und verschwand mit ihm im Innern des Hauses.

Das junge Mädchen seufzte tief auf, faltete die Hände um die Kniee und blickte träumerisch in die Ferne. Sehnsüchtig folgte ihr Blick den Schwalben, die hoch oben im klaren Aether Pfeilschnell dahin flogen, und gleitete dann schwermütig über den silberglänzenden Strom, dessen Wellen in der Sonne glitzerten, und auf dem eben ein stattliches Schiff mit vollen Segeln stolz die Anker lichtete. Vielleicht war sein Ziel in weiter Ferne ein schönes fremdes Land, das sich die Phantasie der armen Psyche in märchenhafter Pracht ausmalte. Ach, in die Ferne! Die traurigen, dunkeln Augen blickten, vom Schimmer der Sehnsucht durchleuchtet über Strom, Tal und Berge hinaus in die Weite, und die schlanken Hände preßten sich wie flehend fester zusammen.

Mitten in dieser Träumerei streifte etwas Lind und weich ihre Wange, und eine prachtvolle, dunkelrote Rose fiel in ihren Schoß. Erschreckt aufblickend, gewahrte sie

Sejus, der heiteren Antlitzes vor ihr stand und einen Strauß der schönsten Rosen in der Hand hielt.

"Guten Tag, Psyche", rief er, neben ihr niederkauend, halblaut in herzlichem Ton, während seine sonst so fröhlichen Augen besorgt in ihr bleiches Gesicht blickten, "der edle Julian hat mir eine Bestellung aufgetragen, und da lief ich, was ich konnte, um den Umweg einzubringen, da ich dich gern begrüßen wollte. Wie gut, daß ich dich vor dem Hause finde, Ombras braucht mich gar nicht zu sehen."

Psyche lächelte ihm dankbar zu. Der Knabe hatte sich seit der junge Römer sich seiner angenommen, sehr vortheilhaft verändert. Er sah blühend und kräftig aus, und seine Tunika war hübsch und neu. Neben ihm machte sich das krankhafte Aussehen seiner Schwester um so mehr bemerkbar, und selbst der sonst so sorglose kleine Bursche mochte dies empfinden, denn in plötzlich aufwallender knabenhafter Zärtlichkeit legte er den Arm um ihre Schulter und küßte ihre Wange.

"Arme Psyche", murmelte er leise, "fühlst du dich krank?"

Sie lächelte nur wehmütig und schüttelte den Kopf.

"Für wen sind diese Rosen?" frug sie dann, den köstlichen Duft einatmend.

"Für die Tochter des Konsuls", erwiderte Sejus; "ach, Psyche", rief er dann herzlich, "nähme der edle Julian sich doch auch deiner an, wie er für mich sorgt! Er ist so gut und großmütig, und ich danke ihm so viel; denn auch für unsere Großmutter sorgt er reichlich. Nur das macht mich oft traurig, wenn ich denke, wie gut ich es habe gegen dich, und daß ich das alles nicht mit dir teilen kann. Das benimmt mir oft die Freude an allem."

Das junge Mädchen hatte mit gesenkten Lidern zugehört, und bei dem Lobe Julian's war langsam eine tiefe Röthe in ihre blassen Wangen gestiegen.

"Guter Sejus", sprach sie zärtlich, indem sie seine braunen Locken streichelte; "nimm dir solches nicht zu Herzen; wenn ich wieder gesund sein werde —"

"Psyche!" gellte die scharfe Stimme Ombras; "hast du bald genug gefaulenzt? Ich habe alle Hände voll zu tun, und das Kleine schreit!"

Die Geschwister sprangen hastig auf. Ergrimmt blickte der Knabe nach dem Eingang des Hauses, aber das junge Mädchen reichte ihm begütigend die Hand zum Abschied.

„Geh“, drängte sie leise, „und grüße die Großmutter!“

Als Sejus sich entfernt hatte, warf Psyche noch einen letzten Blick auf Strom und Ufer.

„Für die Tochter des Konsuls“, flüsterte sie mit einem schmerzlichen Lächeln. Dann barg sie hastig die Rose in den Falten ihrer Tunika; hatte vielleicht doch die Hand dessen sie gepflückt, den sie unbewußt liebte seit jenem Tage, da er wie ein höheres Wesen vor ihr erschienen war.

Sempronius hatte unterdessen seine Schritte dem Wirtshaus zum Elefanten zugelenkt. In dem halbdunkeln Vestibül begegnete er Curius, der den angesehenen Gast mit ehrerbietiger Höflichkeit nach dem reservierten kleinen Zimmer geleitete.

In den vorderen Wirtsräumen war es ziemlich stille, da sich um diese Stunde durchschnittlich nur wenig Gäste einfanden. Die beiden Hausflaven Oger und Totius schleppten soeben ein schweres Faß herein, das sie auf den Schenkstisch hoben, und dem sie den Spund einschlugen.

„Da steckt mancher Kausch drin“, lachte Totius, ein junger, kräftiger Bursche, indem er sich mit der Faust über die von der Anstrengung feucht gewordene Stirne fuhr.

„Bah“, brummte der andere, ein finsterer, struppiger Gesell, geringschätzig, „wenn's Allobroger wäre! Aber, was an der Mosella wächst, ist leichtes Getränk, zumal wenn Curius die Taufe daran vorgenommen. 's ist eigentlich 'ne Schande, und Bacchus sollte sich rächen — —“

Das übrige knurrte er unverständlich, dann verließen beide das Gemach. Am Schenkstisch hantierte Anteros unter den Flaschen und Amphoren, und an einem der Tische saßen zwei Männer in leiser Unterhaltung.

Im Gegensatz zu dem heißen Sonnenlicht draußen, herrschte hier kühle Dämmerung, und nur das Summen der zahllosen Fliegen an den Wänden verkündete die Sommerzeit.

„Jetzt ist er gekommen“, murmelte der eine der beiden Männer, „ich kenne seinen Schritt. Laß uns hineingehen.“

„Warten wir lieber, bis er uns ruft“, erwiderte halblaut der andere.

Curius hatte unterdessen dem Censor die gewohnte Flasche *vinum iucatum* gebracht.

„Sie sind drüben“, sprach er leise und ohne den Gast anzusehen.

Sempronius antwortete nicht. Langsam und nachdenklich trank er den ersten Schluck.

„Laß sie hereinkommen“, sagte er dann gleichgültig.

Der Wirt verschwand, und nach wenig Augenblicken betraten jene beiden Männer das Gemach; unter Sempronius' durchdringendem Blick blieben sie stumm und scheu an der Türe stehen.

„Tretet näher“, gebot dieser; „habt ihr neue Kunde?“

„Wir haben einen heimlichen Versammlungsort entdeckt.“

„Wo?“

Einer der beiden trat vor und breitete eine ziemlich schmutzige Papierrolle auf dem Tisch aus, auf welcher in kunstlosen Linien ein plumper Entwurf gezeichnet war.

Sempronius nickte und schob die Rolle in die Falten seiner Toga. Dann legte er eine Anzahl Sesterzen auf den Tisch.

„Es ist gut; hier euer Lohn! Noch eins“, fuhr er nachlässig fort, als die beiden sich zum Gehen wandten, „es hält sich seit kurzem ein Fremder hier auf, mit Namen Julian, sein Landhaus steht vor dem nördlichen Thor, ihr werdet beobachten wo er auswärts seine Zeit zubringt.“

Eine Handbewegung zeigte die Verabschiedung an; stumm und demütig, wie sie gekommen, verließen beide das Gemach.

Der Censor stützte den Arm auf den Tisch und die Stirn in die Hand; starr und düster blickten die Augen, und ein finsterner Ausdruck legte sich um den zusammengepreßten Mund.

„Herr“, sprach jetzt leise eine Stimme vor ihm, und aus seinem Nachsinnen auffahrend, erblickte er Claudia, die Tochter des Curius, die geräuschlos eingetreten war.

Das schöne Mädchen stand in bescheidener, doch furchtloser Haltung da, und ihre schlanke und ebenmäßige Gestalt zeigte trotz der Tunika von gewöhnlichem Stoff das Gepräge angeborener Bornehmheit.

Auch auf Sempronius mochte dies seinen Einfluß üben, denn nach kurzem Schweigen, während dessen sein Blick und seine Züge milder wurden, fragte er gütig:

„Was wünschest du?“

„Herr“, begann Claudia leise, und ihre sanfte, melodische Stimme bebte vor innerer Erregung, „verzeih“, wenn ich dich mit einer Bitte belästige; doch du bist der Ein-

zige, der Macht und Einfluß genug besitzt, um mir beistehen zu können."

Sie schwieg einen Augenblick wie unsicher, und ihre Augen senkten sich zu Boden. Der Blick ihres Zuhörers ruhte mit seltsamem, unergründlichem Ausdruck auf ihr, und die düstere Falte auf seiner Stirn schwand mehr und mehr.

"Sprich", entgegnete er sanft, "und sei meines Schutzes gewiß!"

"Ich danke dir, o Herr!" rief Claudia, indem sie den leuchtenden Blick zu ihm erhob. "Vielleicht entsinnst du dich, wie vor nicht langer Zeit dein Dazwischentreten schlimmen Streit verhütete zwischen dem Schwertfechter Protus und dem Kämpfer Chlorus. Wohl hast du mich für die Zukunft vor Protus geschützt, indem du ihm verbotest, je wieder dies Haus zu betreten, doch auf dem Kampfplatze wird er Gelegenheit suchen, seine Rache an dem Gegner zu üben. Wie ich hörte, sollen in nicht ferner Zeit die Kämpfe der Schwertfechter stattfinden — so flehe ich denn deinen Schutz an für Chlorus, damit der, der mich vor der Roheit des Thrakers beschirmte, nicht um meinethwillen den Tod erleide. O Herr, nimm du ihn unter deinen Schutz und verhüte, daß die Beiden zusammen auftreten, denn, ein wie geschickter Kämpfer Chlorus auch ist, der gewaltigen Kraft des anderen möchte er nicht gewachsen sein. Und noch um eins möchte ich dich bitten, Herr", setzte sie mit gefalteten Händen hinzu und indem sie die dunkeln Augen flehend zu Sempronius erhob, "entreiße ihn dem unglücklichen Stande, dem er angehört! Nur aus Liebe zu seiner Mutter, deren Ernährer er ist, hat er sich dem einträglichen, aber entsetzlichen Gewerbe eines Schwertkämpfers gewidmet. Nimm du dich seiner an, daß es ihm möglich werde, eine ehrenhaftere Stellung zu erringen!"

Sie war wunderschön mit den feuchtschimmernden, dunkeln Augen und dem von seelischer Erregung und mädchenhafter Befangenheit glühenden Antlitz.

Sempronius' Blick ruhte mit rätselhaftem Ausdruck auf ihr. Dann verfinsterte sich sein Antlitz, und der mildere Zug verschwand vollständig.

"Und weshalb nimmst du dich des Chlorus in so beredter Weise an?" frug er kalt; "liebst du ihn etwa?"

In den Zügen des jungen Mädchens spiegelte sich bei dieser Frage ein innerer Kampf. Angst, Scheu und Wahrheitsliebe stritten in ihr, und die letztere siegte.

„Ja“, antwortete sie endlich leise, aber fest, „ich liebe Chlorus!“

Die Falte zwischen den Brauen ihres Zuhörers vertiefte sich, und in dem ehernen Antlitz trat ein harter, mitleidloser Zug hervor.

„Törin!“ sprach er kalt, „du willst das Weib eines armseligen Schwertkämpfers werden? Steht dein Ehrgeiz nicht höher? — Nimm Vernunft an, Mädchen“, fuhr er milder fort, „und überlasse den Chlorus seinem Schicksal. Curius hinterläßt dir dereinst eine hübsche Mitgift, und meine Sorge soll es sein, dir einen deiner würdigen Gatten auszusuchen.“

Claudia war bei seinen Worten bleich geworden, und in ihren Augen glühte die Entrüstung.

„Ich danke dir, Herr“, entgegnete sie stolz und fest, „den Gatten lasse ich mir von niemand aussuchen, und mein Ehrgeiz steht nicht höher, als den zu lieben, der meiner Liebe würdig ist, und wäre er auch nur ein Schwertkämpfer.“ Damit wandte sie sich zum Gehen.

„Starrköpfiges Mädchen!“ rief Sempronius zornig, „du wagst es, mir zu trotzen? Weißt du nicht, daß ich den elenden Chlorus zermalmen kann?“

Claudia erbehte. Ihr Gesicht ward noch bleicher, nur die dunkeln Augen glühten in düsterem Feuer. Wie sie sich so gegenüberstanden, zeigte beider Antlitz denselben finstern, unbeugsamen Ausdruck, dasselbe stolze, vornehme Gepräge.

„Ich hielt dich für edelmütig“, sprach das junge Mädchen langsam, „und ich habe mich geirrt. Wenn die Menschen mir nicht beistehen, so werden es die Himmlichen tun.“

Im nächsten Augenblick hatte sie das Gemach verlassen.

„Claudia!“ rief Sempronius ihr dumpf nach, doch sie hörte ihn nicht mehr. Er legte die Hand über die Augen und verharrte einige Sekunden stumm und regungslos; dann schlug er sein Oberkleid fester um die Schultern und verließ raschen Schrittes das Haus.



„Wird Julian heute kommen?“ frug die kleine Tertia Caecilia eines Morgens die alte Amme, während sie im Garten mit Blumen und bunten Steinen spielte und Molosso behaglich ausgestreckt auf dem kurzgeschorenen Rasen lag und nur von Zeit zu Zeit nach den zudringlichen Fliegen schnappte, die sich seinen dicken Kopf als besonderen Tummelplatz ausersehen hatten.

„Ich denke wohl, mein Liebling“, lautete Murrha's Entgegnung; „er war in zwei Tagen nicht hier, und er weiß, daß wir alle uns seines Besuches freuen, besonders du, gelt, mein Täubchen?“

„Ja“, nickte die Kleine, „ich hab' ihn gern, viel lieber als Sever, der fast niemals mit mir spielt und immer so ernst drein sieht.“

„Der edle Sever hat gar vielerlei zu denken, mein Herzchen“, begütigte die alte Amme, „und wenn er kommt, so spricht er lieber mit Cornelia; aber gut ist er doch.“

„Ja, aber nicht so gut, wie Julian“, beharrte die Kleine, „und er schickt auch nie so schöne Rosen — nicht wahr, Hermione?“ rief sie der eintretenden Schwester entgegen, die sich lächelnd zu ihr niederbeugte und sie küßte.

„Was denn, Liebling?“ lautete die Gegenfrage.

„Daß Sever keine so schöne Rosen schickt, wie Julian, auch spricht er immer nur mit Cornelia —“

„Nun ja, er ist ja ihr Verlobter.“

„Aber Julian ist dein und mein Freund, und du hast ihn auch gern.“

Das junge Mädchen errötete leicht, indes Murrha, geheimnisvoll vor sich hinschmunzelnd, dem Innern des Hauses zuschritt. Unter dem Geplauder der kleinen Caecilia schritt Hermione lächelnd die schmalen Kieswege entlang, dann ließ sie sich auf eine Bank nieder und streichelte Molosso, der seinen Kopf auf ihr Knie legte und schweifwedelnd mit klugen Augen zu ihr aufblickte. Doch mochten ihre Gedanken nicht ganz bei ihrer Umgebung sein, denn die klaren braunen Augen blickten träumerisch nach dem Triton, der unermüdlich den glitzernden Wasserstrahl sprudeln ließ, und verfolgten die sprühenden Tropfen, die hoch im Sonnenschein funkelten, ehe sie zum sich immer wieder erneuernden Spiel leise plätschernd in das Bassin niederfielen. Ein unbeschreiblicher Zauber lag über der lieblichen Erscheinung ausgegossen, der vielleicht noch erhöht

wurde durch den Hauch weichen Nachsinnens, der dem sonst so jugendfrohen Antlitz einen neuen Reiz verlieh.

Als Tertia Caecilia bei der Schwester nur zerstreute Antworten fand, wandte sie sich Molosso, dem stets bereiten Spielgefährten zu, der es sich auch geduldig gefallen ließ, daß sie ihm die Vorderpfoten umkehrte und mit bunten Steinchen fühlte, die der große Hund nach wenig Augenblicken einfach wieder herausschüttelte. Endlich war die Kleine des Spielens müde und kletterte zu Hermione auf die Bank. In einer Ecke derselben lag die von dem neuen Freunde gebrachte Puppe und, dieselbe in den Arm nehmend, schmiegte Caecilia sich zärtlich an die Schwester an. Doch nach wenig Augenblicken schon hob sie lauschend das Köpfchen.

„Julian kommt“, rief sie freudig, von der Bank heruntergleitend. Auch Hermione hatte die nahenden Schritte vernommen und, während ein höheres Rot in ihre Wangen stieg, sah ihr leuchtender Blick dem Ankömmling entgegen. Doch hatte die Kleine in der Person desselben sich getäuscht, denn nicht Julian war es, der am Eingang des Kyrtos auftauchte, sondern Leander.

„Verzeih’ die vielleicht unwillkommene Störung, holde Hermione“, bat er nähertretend und, indem seine blauen Augen mit warmer Bewunderung auf ihr ruhten, „konnt’ ich mir doch nicht versagen, dich zuerst zu begrüßen, denn auch Julian möchte dir seinen Gruß darbringen.“

„Es bedarf gewiß keiner Entschuldigung“, erwiderte das junge Mädchen freundlich, „du weißt, daß dein Besuch stets willkommen ist. Trotzdem sind mehrere Tage seit deinem letzten Hiersein verflossen.“

„Um so öfter weilten meine Gedanken hier“, beteuerte Leander leuchtenden Blickes; „leidige Geschäfte nahmen mich in Anspruch; denn da ich demnächst in die Verwaltung eintreten werde, so ist mancherlei zu beobachten, und mein Vater wünscht es, daß ich mir zuvor allseitig die nötigen Kenntnisse aneigne. Leider erfordert dies mehr Zeit, als mir mitunter lieb ist.“

Tertia Caecilia hatte mit klugem Gesichtchen seinen Worten gelauscht, war doch Leander ihr altgewohnter Freund, der sich allzeit willig ihr zum Gefährten hergab. Dennoch leuchteten die dunkeln Kinderaugen höher auf, als nun Julian’s hohe Gestalt näherkommend, sichtbar ward. Zu der kleinen Gruppe herantretend, brachte der junge

Römer aus den Falten seines Obergewandes eine prachtvolle dunkelrote Rose zum Vorschein, die er Hermione überreichte.

„Laß diese Rose dir meinen Gruß sagen“, bat er scherzend und doch mit verschleierter Stimme, indem sein Blick einen Moment mit alles vergessender Zärtlichkeit auf dem jungen Mädchen ruhte. Sie erröthete leicht und nahm die duftende Gabe mit sichtlicher Befangenheit entgegen.

Dann neigte Julian sich zu dem kleinen Mädchen nieder.

„Heißt meine liebe Tertia Caecilia mich auch willkommen?“ frug er lächelnd, wobei er eine Halskette von rosa Perlen hervorzog und ihr reichte.

„O, wie schön!“ rief die Kleine entzückt, „sieh’ her, Murrha“, wandte sie sich an die wiedereintretende alte Amme. Diese betrachtete das Geschenk mit kundigem Auge.

„Schön und wertvoll“, gab sie dann ihr Gutachten ab; „komm’ und zeige es der edlen Justina, sie verlangt nach dir, mein Herzchen. Nachher erlaubt sie dir wohl, wieder zurückzukommen“, fügte sie überredend hinzu, da sie der Kleinen geringe Bereitwilligkeit bemerkte. Mit einem letzten Blick auf Julian folgte ihr diese denn auch zögernd. In dem Moment, da beide weggingen, erschien ein Diener, der Leander auf einige Augenblicke zu dem Consul entbot. Der junge Trierer war seit dem Erscheinen Julians offenbar mißstimmt, und die Botschaft diente nicht dazu, ihn aufzuheitern; dennoch zögerte er nicht, dem Wunsche des väterlichen Freundes Folge zu leisten, und Hermione blieb mit dem einstigen Gefährten ihrer Kindheit allein zurück. Einige Augenblicke schwiegen beide unter dem Einflusse der sie bewegenden Empfindungen. Der Springbrunnen plätscherte leise, und zwei Schmetterlinge gaukelten in neckischem Spiel um die blühenden Heliotropen und Hyazinthen, die das Bassin umgaben, und deren berauschender Duft die Atmosphäre erfüllte. Julian empfand das Alleinsein mit der Geliebten wie einen holden Traum, den er mit einem alltäglichen Worte zu zerstören fürchtete. Indem er die reinen Linien des etwas gesenkten Antlitzes betrachtete, rührte ihn der Ausdruck stiller Träumerei und Befangenheit, der darüber gebreitet lag, und fast gewaltfam mußte er sich von dem beseligenden Anschauen des lieblichen Bildes losreißen. Sollte er nicht die günstige Stunde benützen, um dem jungen Mädchen eine Liebe zu gestehen,

die, wie er wohl fühlte, sein Leben auszufüllen bestimmt war? Ein tieferer Glanz trat in seine Augen, und sein Herz pochte lauter bei dem Gedanken, Gegenliebe zu finden und diese holde Blume sein eigen zu nennen. Wohl besaß er keine Gewißheit, daß sie ihn erhören werde; doch sie war ihm ja stets so freundlich gesinnt, und ihr Blick und Erröten dünkten ihm günstige Zeichen; am meisten aber vertraute er der Allgewalt seiner Liebe zu ihr.

Während seine Pulse rascher pochten, und er noch nach Worten suchte, ihr das zu sagen, was sein Herz so tief bewegte, kam Hermione selbst ihm unbewußt entgegen. Sie bückte sich und hob ein kleines Spielzeug, die aus Elfenbein geschnitzte Figur eines Hundes, die jedoch schon an einigen Gliedmaßen Einbuße erlitten hatte, vom Boden auf, wo die kleine Caecilia sie beim Spielen hatte liegen lassen.

„Noch ein Ueberbleibsel aus meiner Kinderzeit“, sprach sie lächelnd, das Spielzeug in die Höhe haltend, „ich entsinne mich noch sehr wohl des Tages, an dem ich dasselbe von dir geschenkt bekam. Es war an meinem Geburtstag, ich freute mich sehr darüber und hielt es lange in Ehren. Unsere kleine Tertia freilich geht nicht so schonend damit um — zwei Beine fehlen dem armen Ding schon.“

„Der Hund, das Sinnbild der Treue“, murmelte Julian träumerisch von dem Gedanken beglückt, daß Hermione schon als Kind seiner Gabe besonderen Wert beilegte und sich derselben jetzt noch so gut erinnerte. Wäre es möglich, daß sie ihn vielleicht unbewußt schon von jeher geliebt hatte? Und war es nicht ein gutes Vorzeichen, daß sie das von ihm erhaltene Sinnbild der Treue so sorgfältig bewahrt hatte? Ein berauschendes Gefühl überkam ihn und überwand alle Scheu und alles Zögern. Sein so heiß ersehntes Glück, er wollte es fassen und halten — — auf immer — — —

„Hermione“, begann er leise, und in seiner Stimme bebte die tiefe Erregung, die sein ganzes Herz erfüllte, „da du als Kind dem unbedeutenden Spielzeug schon Wert beilegest, darf ich da hoffen, daß du auch eine andere Gabe, die ich dir gern bieten möchte, annehmen und immerdar bewahren wirst?“

Das junge Mädchen schlug die klaren, braunen Augen zu ihm auf, und ihr ruhiger, freundlicher Blick zeigte, daß sie den Sinn seiner Worte nicht verstand.

„Von welcher Gabe redest du“, frug sie halb lächelnd, halb befangen.

Doch der nächste Blick in das Antlitz des Jugendfreundes mochte ihr das Verständnis erschließen. Einen Moment wich alle Farbe aus dem lieblichen Gesicht, dann deckte tiefes Rot die Wangen. In stummer Verwirrung senkte sie das Haupt, nicht ahnend, mit welch' inniger, zärtlicher Glut Julian's Blicke auf ihr ruhten. Wie berauscht von dem Gefühl seines nahen Glückes und der Größe und Gewalt seiner Liebe, war ihm zumute, als stünde er an den Pforten Elysiums, die sich weit geöffnet vor ihm aufthaten. Rein und erhaben, wie die Göttin Venus Urania, sah er die Geliebte vor sich, und wie von überirdischen Fittichen getragen, flog seine Seele ihr zu.

Doch, wie über eine schöne, sonnige Landschaft eine aufsteigende Wolke Schatten wirft, so trat hier die Störung ein, bevor Julian das Wort der Liebe zu sprechen vermochte. Nahende Schritte brachen den Zauber, und die Tore Elysiums schlossen sich vor seinem sehnennden Blick.

Es war Murrha, die herankam, um Julian und Hermione zu Justina zu bitten, da auch Cornelia und Sever bei derselben weilten.

Fast gleichzeitig mit ihr erschien auch Leander. Der Blick des jungen Trierers flog forschend von einem zum andern, und sein sonst so freundliches Antlitz sah finster drein, umsomehr, als Hermionens Auge nur scheu und flüchtig auf ihm ruhte. Julian beachtete dies nicht; war auch der Becher des Glückes, von rauher Hand von den Lippen weggezogen worden, ehe seine dürstende Seele sich an dem Tranke gelabt, so warf doch der Zauber dieser Stunde sein verklärendes Licht über alle Ernüchterung, und sein Herz tröstete sich, daß der Aufschub nur ein kurzer sein werde. Doch das Zusammensein mit anderen widerstrebte ihm, und er sehnte sich, mit seinen Gedanken allein zu sein und sich der süßen Hoffnung auf das nahende Glück ungestört hinzugeben. Unter dem Vorwand dringender Angelegenheiten ließ er sich bei Justina entschuldigen und trat den Heimweg an. —

Der Konsul Palmatius schritt in seinem Arbeitszimmer, in Gedanken versunken, auf und ab, und Unmut und

finstere Sorgen lagen auf seiner Stirn. Wie Hermione dem jungen Römer mitgeteilt hatte, waren er und die Seinen Christen, und die neuerdings eingelaufenen Nachrichten boten ihm deshalb hinreichenden Grund zu mancherlei Besorgnissen. Mit der Bekämpfung des Bauernaufstandes hatte Diokletian, wie schon erwähnt, seinen Mitkaiser Maximian beauftragt, und schon drangen die ersten unbestimmten Gerüchte von den Gewaltmaßregeln desselben in die westlichen Provinzen. Doch nicht dies war es, was den Konsul beunruhigte; vielmehr war ihm bekannt, daß er ein Mann von ohnehin rohem, jähzornigen Charakter, ein ausgesprochener Christenfeind sei, eine Tatsache, die allerdings geeignet war, schlimme Befürchtungen zu erwecken. Diokletian hatte bis jetzt dem Christentum alle Duldung zuteil werden lassen, aber der vielbeschäftigte Kaiser bedurfte des starken Armes seines Mitregenten zu sehr, als daß zu erwarten gewesen wäre, er werde demselben bei etwaiger Unterdrückung der Christen ernstlich entgegentreten. Häufige und lange Verfolgungen hatten letztere scheu und vorsichtig gemacht, und selbst das milde Entgegenkommen Diokletians ließ die Furcht nicht ganz einschlafen, vielmehr wurden manche Vorsichtsmaßregeln beibehalten, und auch der Gottesdienst vielfach an verborgenen Orten gefeiert. Die meisten der trierischen Einwohner waren Christen, und auch unter den kaiserlichen Beamten gab es viele, die sich öffentlich oder heimlich zum Christentum bekannten. So bestanden denn, hervorgehend aus der alten Angst vor Verfolgung, heimliche Versammlungsorte, wo man sich ungescheuter glaubte treffen und aussprechen zu können.

Ein Diener — denn in den Häusern der Christen gab es nur selten noch Sklaven — störte den Konsul in seinem Sinnen. Der Besucher, den er anzumelden kam, wurde sofort vorgelassen, und im nächsten Augenblick betrat der ehemalige heidnische Priester Attius Stolo das Gemach.

„Willkommen, wackerer Freund“, rief ihm Palmatius entgegen; „dein Besuch tröstet und erfreut mich. Wo Männer wie du zusammenstehen, sieht die Zukunft weniger düster aus.“

Das fluge, sonst stets lächelnde Gesicht des Attius ward ernst.

„Erhieltest du schlimme Neuigkeit?“ frug er.

„Wie man es nimmt; vielleicht sehe ich zu schwarz. Maximian ist unterwegs, und sein Vordringen weckt manche Befürchtungen, die kaum entschlummert waren. Noch zwar hat man von keiner, den Christen feindseligen Maßregel gehört, aber wer den Maximian kennt, weiß, was zu erwarten steht.“

Attius Stolo nickte, und in seinen Augen blitzte es wie Mut und Entschlossenheit.

„Sei es!“ erwiderte er fest, „unsere Vorfahren werden uns ihrer würdig finden. Was Nero und Domitian nicht erreicht, wird auch Maximian nicht gelingen, und mutig, wie in jenen Tagen, werden auch heute die Christen dem drohenden Feinde entgensehen.“

Balmatius neigte zustimmend das Haupt.

„Gewiß“, entgegnete er ernst, „geht auch uns der Glaube über alles. Aber niemand wird es mir verargen, wenn ich einem drohenden Verhängnis banger entgensehe, als du, der einzelne Mann, den keine Familienbande fesseln. Nicht um mich, nur um die Meinen trage ich Sorge.“

„Wir stehen alle in Gottes Hand“, sprach der Augur feierlich, „und seinem Schutze sollen wir vertrauen.“

„Du hast Recht, mein Freund“, erwiderte der Konsul aufatmend, und, indem er sich mutiger emporrichtete, „dein Wort beschämt und tröstet mich. Ja, wir stehen alle in Gottes Hand! Vielleicht auch“, fuhr er fort, indem er flüchtig mit der Hand über die Stirn fuhr, wie um die trüben Gedanken zu verscheuchen, „sind meine Befürchtungen grundlos; vielleicht achtet Maximian die uns vom Kaiser gewährte Duldung und beabsichtigt keine Feindseligkeiten gegen die Christen. So vertrauen wir denn Gottes und des Kaisers Schutz!“

„Und wenn auch der eine wankt, des anderen sind wir gewiß“, stimmte Attius Stolo mit Nachdruck bei. „Doch ich wollte dir eine Mitteilung machen; es dünkte mir schon einigemal, als würden unsere Versammlungsorte von Spionen umlauert. Einen davon habe ich erwischt“, fuhr er behaglich fort, „und meine Dolchspitze an seiner Gurgel brachte ihn zum Reden. Der tückische Sempronius hatte ihn gedungen, weshalb, das wußte der Mensch offenbar nicht. Ich ließ ihn laufen; vor meinem Uebertritt zum Christentum“, setzte er bedauernd hinzu, „wäre er nicht so gut weggekommen.“

Der Konsul hatte aufmerksam zugehört.

"Sempronius", sprach er sinnend, "schon früher nahm ich seinen Christenhaß wahr, doch die Ursache desselben ist mir unbekannt; ob blinder Fanatismus ihn treibt oder persönlicher Groll, ist schwer zu ergründen. Doch, wie dem auch sei — ein Feind, der im Dunkeln schleicht, ist schlimmer, als der offene Gegner."

"Es ist wenigstens gut, wenn man ihn kennt", bemerkte der Augur; "doch, ob geheime oder offene Feinde uns bedrohen: bleiben wir fest und standhaft! In cruce salus!" (Im Kreuz ist Heil!)

"Amen!" schloß Palmatius leuchtenden Auges, und mit festem Händedruck trennten sich die beiden Männer.



Die hübsche Aglaja saß in einem lauschigen Winkel ihres Gemaches und gab sich ganz dem süßen Gefühl hin, zu dem sie seit wenig Tagen berechtigt war, dem Gefühl, in kurzem die Gattin des Marcellus zu werden. Den sonst so phlegmatischen Marcellus hatte die Liebe zu einem feurigen Bewerber gemacht, und als solcher war er von Vitruvius mit offenen Armen empfangen worden. Auch Cassia war ihm wohlgeneigt und freute sich des trefflichen Gatten für ihre Nichte, wo sie sich im Geiste schon in heiteren Farben die behaglichen Stunden ausmalte, die sie im Hause derselben zu verleben gedachte; die Geschicklichkeit von Marcellus' Koch ließ das Bild noch verlockender erscheinen; denn die gute Dame huldigte mit Vorliebe dem praktischen Lebensgenuß und aß gern und gut und viel, ja, es wird von ihr erzählt, daß sie in diesem Punkte bei festlichen Gelegenheiten ganz Erstaunliches leistete.

Oktavia hatte bei der Schwester Verlobung dieselbe mit stürmischer Zärtlichkeit umarmt und der Götter stete Guld für sie ersleht; im übrigen hatte sie in letzter Zeit wenig weichere Regungen an den Tag gelegt, vielmehr war sie in wechselnder Stimmung bald leidenschaftlich erregt, bald finster und schwermütig.

Auch jetzt hatte sie sich in die Einsamkeit zurückgezogen und ruhte in düsterem Sinnen auf den weichen Polstern, auf denen sie sonst so manchem einschmeichelnden Traum sich hingeeben. Doch heute waren es keine heiteren Gedanken, die sich hinter der schönen Stirne drängten, und in den dunkeln Augen lag ein drohender Ausdruck. Sich

der siegenden Macht ihrer Schönheit bewußt, hatte es ihr ein Leichtes geschehen, auch Julian in die Zahl ihrer Verehrer und Bewunderer einzureihen, doch gerade er widerstand allen Bemühungen und schien wie gefest gegen den sonst nie versagenden Zauber ihrer Nähe, und kein wärmerer Blick, keine Regung der Eifersucht des jungen Römers verriet den ersehnten Erfolg. Umso mehr aber empfand Oktavia selbst, wie Amors Pfeil sich immer tiefer in ihr eigenes Herz senkte, doch die Hilfe des Anteros rief sie vergebens an. Die Liebe mit all ihrer Qual und Seligkeit erfüllte ihre Seele, und vor ihr versank alle Koketterie und Berechnung in nichts, und alle ihre Gedanken konzentrierten sich nur in diesem einen Gefühl, dem ihr kühler Verstand bisher keine Berechtigung zugestanden hatte. Die Huldigungen, die sonst ihrer Eitelkeit geschmeichelt oder ihren Zukunftsplänen günstig geschehen, waren ihr jetzt lästig, da der eine, an dem allein ihr gelegen, sich davon ausschloß. Die leidenschaftliche Bewerbung des Sempronius, die sie früher geduldet, ja, ermuntert hatte, begann ihr nachgerade widerwärtig zu werden, während zugleich ein Gefühl von Furcht und Grauen sie davor zurückschrecken ließ, durch einen offenen Bruch die Rachsucht des Censors zu wecken. So schwankend zwischen Liebe, Furcht und unerfülltem Sehnen, führte die stolze Tochter des Vitruv ein Leben innerer Qual und verzehrte sie sich in einer immer höher anwachsenden Leidenschaft. Je mehr ihre Abneigung gegen Sempronius wuchs, umso weniger vermochte sie dies zu verbergen, und um so höher loderte rasende Eifersucht in dem Herzen desselben empor.

Solcher Art waren die Gedanken und Betrachtungen, denen das schöne Mädchen sich in düsterem Sinnen hingab. Jetzt berührte sie mit dem metallenen Stäbchen die auf dem Tische stehende Glocke, und im nächsten Augenblicke tauchte zwischen den Falten des Türvorhanges das hübsche Gesicht Chloë's, der vertrauten Sklavin, auf.

„Ordne mir das Haar, rasch“, gebot Oktavia ungeduldig, „und, wenn Julian kommen sollte“, fügte sie mit scheinbarer Gleichgültigkeit hinzu, „so geleite ihn ohne Zaudern hierher!“

Die Dienerin neigte sich demütig zum Zeichen des Gehorsams, aber ihr kluger Blick bewies, daß sie recht wohl die Gedanken ihrer schönen Herrin errate. Die erhaltene Weisung dünkte ihr übrigens ziemlich verfrüht;

denn die Besuche des schönen, jugendlichen Fremden waren so selten, daß zu ihrer Erwartung ziemlich viel Geduld gehörte. Wohl war er vor einigen Tagen mit seinem Freunde Marcellus dagewesen, aber umsoweniger Aussicht war deshalb auch, daß er seinen Besuch sobald wiederholen werde. Geduld war allerdings keine von den Eigenschaften, welche die schöne Oktavia auszeichneten; vielmehr wußte die hübsche Chloe von manchem handgreiflichen Beweis des Gegenteils zu erzählen, und auch jetzt ging sie flink und geschickt, aber mit heimlicher Angst, an ihr Amt. Rasch und geräuschlos rückte sie der Herrin den Sessel vor den hohen Metallspiegel und begann dann mit kundiger Hand die schweren Haarmassen zu ordnen. Die schöne Tochter des Vitruv hatte nicht nötig, wie so manche der römischen Damen, die Kunst zu Hilfe zu nehmen; dicht und glänzend rollte das prachtvolle Haar über ihre Schultern: Zitternd ging die arme Chloe an das schwierige Werk, dasselbe zu bewältigen; denn sie wußte, daß das geringste Versehen, und sei es auch nur ein unbedeutendes Reißen oder eine nicht ganz fest gesteckte Haarnadel, ihr von der erzürnten Herrin empfindliche Strafe zuziehen werde.

Doch heute schien dieselbe wenig auf die Hantierung der jungen Sklavin zu achten. Wohl ruhten ihre Blicke von Zeit zu Zeit auf ihrem Spiegelbild, doch ihre Gedanken weilten offenbar anderwärts. Chloe atmete heimlich erleichtert auf; die Haarwellen waren glücklich gelöst und geordnet, nun konnte es an den Aufbau der Frisur gehen. Da ward am Eingang ein leichtes Geräusch vernehmbar, und eine ältere Sklavin steckte den Kopf herein.

„Herrin, der edle Julian harret im Empfangsgemache und läßt fragen, ob sein Besuch dir genehm sei.“

In Oktavia's Antlitz wechselten bei dieser Botschaft die Röthe und Blässe der Erregung; mit Mühe nur behauptete sie vor den Dienerinnen die Fassung. Ihn abweisen? — unmöglich! Und doch erforderte die regelrechte Vollendung der Toilette mindestens eine Stunde.

„Bitte ihn, sich einige Augenblicke zu gedulden“, befahl sie endlich, äußerlich gelassen, und die Sklavin verschwand geräuschlos.

„Nun spute dich“, herrschte sie Chloe zu, „zur gewohnten Frisur ist keine Zeit, rasch nur zum Knoten geschlungen, und dann hilf mir beim Umkleiden.“

Ob Chloe die innersten Gedanken ihrer Herrin erriet, oder ob es Zufall war — das zum leicht geschürzten griechischen Knoten geschlungene Haar bildete zu dem edelgeformten Kopfe eine viel vorteilhaftere Folie, als die steife, hochaufgetürmte Modefrisur. Oktavia's Schönheit trat damit in einem neuen, günstigen Lichte hervor, eine Tatsache, deren sie sich beim Erblicken ihres Spiegelbildes mit Befriedigung bewußt ward, und die ihr in dieser Stunde eine gute Vorbedeutung schien. Ihr Herz pochte in ungestümen Schlägen, und von hoffender Sehnsucht erfüllt, eilte sie in das nebenan befindliche Ankleidegemach, um mit Chloe's Hilfe rasch ein anderes Gewand anzulegen.

Als kaum eine Viertelstunde später Julian Zutritt zu ihr erhielt, trat Oktavia ihm in dem ganzen Zauber ihrer Schönheit entgegen. Das edelgeformte Antlitz, dem heute keine Schminke nachgeholfen, ließ die innere Erregung zwar etwas bleicher erscheinen als sonst, während dagegen die dunkeln Augen in tieferem Glanze strahlten. Die junonische Gestalt umhüllte ein goldgesticktes, milchweißes Gewand, über welches in leichtem Faltenwurf ein anderes purpurfarbiges fiel. Wäre das Herz des jungen Römers nicht so vollständig von dem Bilde Hermionens erfüllt gewesen, so würde diese berückend schöne Frauengestalt sicher nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben sein; so aber ruhte sein Auge wohl mit unverhohlener Bewunderung auf ihr, jedoch, ohne im mindesten das wärmere Interesse zu bekunden, welches das schöne Mädchen so sehr wünschte, bei ihm zu erwecken.

"Verzeih", holde Oktavia, wenn ich etwa zu ungelegener Stunde komme", begann er, die ihm zum Willkomm gereichte feine Hand, die leicht in der seinen bebte, mit den Lippen berührend, "doch der gute Zweck, der mich herführt, möge mir als Entschuldigung dienen."

"Julian kommt im Hause des Vitruv niemals ungelegen", entgegnete Oktavia lebenswürdig, "und auch ohne besonderen Zweck ist dein Besuch als solcher stets willkommen. Doch, was ist es, was dich heute hierherführt? Möchtest du Cassia sprechen, oder gilt dein Kommen mir? Deine Worte wecken meine Spannung."

Mit vollendeter Anmut in einem der niederen Sessel ruhend, sah sie den jungen Mann erwartungsvoll an, wobei in ihren dunkeln Augen ein so warmer, milder Glanz strahlte, wie er das stolze Antlitz nur selten verschönte.

„Ohne das Urtheil der trefflichen Cassia irgendwie unterschätzen zu wollen“, beantwortete Julian lächelnd die Frage, „gilt mein Besuch lediglich dir, holde Oktavia, und von deinem edlen Herzen erhoffe ich eine günstige Antwort.“

Er hielt einen Augenblick inne und sah, wie sinnend, vor sich hin; so gewahrte er nicht, wie die Augen seiner Zuhörerin aufleuchteten, wie sie unwillkürlich die Hand auf das ungestüm pochende Herz preßte, und wie ihre Brust sich hob und senkte.

„Sprich weiter!“ bat sie sanft.

„Vielleicht entsinnst du dich, edle Oktavia“, befolgte Julian ihre Aufforderung, „unserer neulichen Unterhaltung bezüglich der Tochter des Eingetius, und daß dein gütiges Herz sich des armen Mädchens anzunehmen erbot? Nun wohl, ich gedenke deines edlen Anerbietens für die arme Psyche und empfehle sie deiner Fürsorge. Wenn auch meine alte Amme Sabina“, fuhr er lächelnd fort, „sich gern ihrer annehmen würde, so wäre es doch vielleicht etwas unschicklich und möglicherweise dem guten Ruf des jungen Mädchens nachtheilig, wenn ich sie, wenn auch nur tagsüber, in mein Haus nehmen wollte. Ueberdies glaube ich auch nicht, daß ihre Stiefmutter sie gutwillig aus dem Haushalt entließe. Dort aber, nach allem, was mir ihr Bruder Sejus erzählt, verkümmert sie und geht zu Grunde. So wäre es schon eine Erleichterung für das arme Kind, wenn es dann und wann in andere Umgebung und unter weibliche Fürsorge käme, und da gedachte ich deiner, edle Oktavia, und deines gütigen Wortes.“

„Ich danke dir, daß du dich dessen erinnerst“, lautete die mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit gegebene Antwort, die nicht ahnen ließ, welcher Sturm widerstreitender Empfindungen in dem Herzen der Sprecherin herrschte.

„Noch heute werde ich die nötigen Schritte tun“, fuhr sie mit freundlicher Gelassenheit fort; „wie alt, sagtest du, daß das Mädchen sei?“

„Sie mag fünfzehn Jahre zählen, doch erscheint sie über ihr Alter ernst und klug, was wohl seinen Grund in dem traurigen Dasein hat, das sie zu Hause führt. Was der Blume Licht und Wärme, wird deine Nähe der armen Psyche sein.“

Oktavia erröthete tief, und ihr Herz pochte ungestüm. Nein, sie hatte sich doch nicht getäuscht! Julian's erste Worte, die eine so selige, süße Hoffnung in ihr geweckt,

hatten sich nicht allein auf dies arme, unbedeutende Mädchen bezogen, nein, sie hatten jene tiefere Bedeutung gehabt, die ihr sehnenndes Herz ihnen beigelegt; denn mit wärmerem Ausdruck, wie noch je, ruhte sein feuriger Blick auf ihr, und eine glückverheißende Ahnung durchschauerte sie. Ein Gefühl weicher Hingebung, wie sie es sonst nie gekannt, erfüllte ihre Brust, und die sich hoffnungsfreudig entfaltende Liebe verklärte ihr ganzes Wesen. Zum erstenmal trat bei dieser stolzen Schönheit das bessere Selbst in den Vordergrund, und alle Berechnung, alle Kofetterie sanken gleich Schlacken von ihr ab.

Das Glück macht großmütig, und dieser noch selten von ihr geübten Tugend neigte sich jetzt ihr Herz in edlerer Regung willig zu.

„Dein Vertrauen macht mich glücklich“, sprach sie leise; „ich werde es zu rechtfertigen suchen und der armen Psyche ein zweites, schöneres Heim bereiten.“

Sie war dem jungen Manne noch nie so schön erschienen, wie in diesem Augenblick, wo ein fast rührender Ausdruck weiblicher Milde über ihrer ganzen Erscheinung ausgegossen lag; es freute ihn um Psyche's willen, diesen schöneren Zug bei ihr zu entdecken, und seine Augen begegneten in warmer Bewunderung den ihrigen.

„Du hast ein edles Herz“, sprach er bewegt, „glücklich der Mann, der es einst sein eigen nennen wird!“

„Und beneidenswert wird die Frau sein, die du erwählen wirst“, flüsterte Oktavia, den Blick senkend.

In Julian stieg ein Gefühl der Beschämung auf, das schöne Mädchen bisher vielleicht ungerecht beurteilt zu haben, und seine großmütige Natur strebte darnach, eine Genugthuung zu bieten. Unglücklicherweise nur verfehlte er das Mittel dazu vollständig. Ganz erfüllt von seiner Liebe zu Hermione, hatte er keine Ahnung von den Gefühlen, die in Oktavia's Herzen für ihn empor gestiegen waren.

„So wünsche ich, daß uns beiden bald das Glück zuteil werden möge, das die liebliche Aglaja sich zeitig erwählt“, bemerkte er herzlich.

„Uns beiden?“ wiederholte seine Zuhörerin kaum vernehmbar.

„Ja“, sprach er, in dem Gedanken an das, was seine Seele erfüllte, mit vibrierender Stimme und aufleuchtendem Blick, „ja, holdes Mädchen, ich liebe, und auch dein schönes Herz möge Amor mit der gleichen Seligkeit erfüllen!“

Oktavia hob den fast überirdisch strahlenden Blick zu ihm empor.

"Julian!" ihr unbewußt, klang es wie ein Hauch über ihre Lippen.

Ihre Augen begegneten einander. Keins von ihnen vergaß je das Entsetzen dieser Minute bei der sich ihnen wie ein Blitzstrahl offenbarenden Erkenntnis.

Sekundenlang herrschte lautlose Stille. Oktavia's Antlitz war totenbleich und schien zu Stein zu erstarren; ihre Augen blickten glanzlos und wie erloschen, und dunkle Ringe lagerten sich darunter. Julian saß sprachlos, von Schmerz und Reue ergriffen.

"Oktavia, teure Oktavia", rief er endlich, auf's Tieffste erschüttert, indem er Miene machte, sich ihr zu nähern.

Sie winkte abwehrend mit der Hand und erhob sich langsam. Mit heroischer Willenskraft drängte sie jede Schwäche zurück, aber dennoch vermochte sie nicht zu verhindern, daß über das totblasse, starre Antlitz zwei große Tränen rollten, die auf den jungen Römer ergreifender wirkten, als Zorn oder Klagen es vermocht hätten.

"Geh", sprach sie tonlos, "ich will allein sein."

Als die Falten des Türvorhanges sich hinter ihm geschlossen hatten, schlug sie wie verzweifelt die Hände vor's Gesicht und sank dann mit einem dumpfen Aufschrei zu Boden.



Es war gegen Abend, und in der Schenke des Curius herrschte reges Leben. Um diese Stunde fanden sich zwar allzeit die meisten Besucher ein, doch nach der Hitze, die tagsüber geherrscht, sehnte sich mancher Durstige doppelt nach dem erquickenden Trunke. Wenn es auch in Treviris an Trinklokalen nicht fehlte, so stand doch das Wirtshaus Zum Elefanten bei der es frequentierenden Schicht der Bevölkerung in bevorzugtem Ansehen.

An diesem Abend ging es ganz besonders lebhaft darin zu; der große Wirtsaal war bis auf den letzten Platz mit Gästen besetzt, und Anteros, sowie Oger und Totius hatten alle Hände voll zu tun, um den vielen Anforderungen zu genügen. Den hauptsächlichsten Gegenstand der Unterhaltung bildeten die für den drittnächsten Tag angesagten Arenakämpfe, und dies in Aussicht stehende Vergnügen wurde nun bei der Flasche auf's eifrigste besprochen.

Unberührt von dem Lärm und oft wüsten Geschrei der Zechenden saß Curius hinter dem Schenkisch, gleich einem Felsen im wogenden Meere, angelegentlich in das Studium der Holztafel vertieft, deren Entzifferung ihm manchen Seufzer erpreßte. Hie und da stärkte er sich bei dem mühseligen Geschäft mit einem Schluck Allobroger, den er in einer dickbauchigen Flasche neben sich stehen hatte, worauf er mit neuen Kräften an das schwierige Werk ging. Auszulöschen fand er wenig, dagegen mehrten sich die Zusätze in bedenklicher Weise.

„He, Curius“, schrie eine rauhe Baßstimme von einem der Tische herüber, „einen Krug Moselwein kannst du mir immerhin noch ankreiden; morgen ist Löhnung, da bezahle ich dich.“

Es war ein breitschulteriger Legionar mit weingerötetem Antlitz, der also sprach; er hatte es sich leicht gemacht, den Helm und das kurze, zweischneidige Schwert abgelegt und schien eine Art von Ehrenplatz unter den Anwesenden einzunehmen. Neben ihm saß ein anderer Legionar, ein kräftiger, bärtiger Mann, der es sich nicht so bequem gemacht hatte, wie jener, und schweigend seine Flasche billigen Moselweins leerte. Es war Cingetius, der Gatte der redegewandten Ombra, und der Aufenthalt in dem Wirtshaus Zum Elefanten schien ihm weniger zuzusagen, als seinem weinseligen Genossen, der mit rauher Kehle vor den Umsitzenden bramarbasierte. Soldaten verkehrten im ganzen seltener in der Schenke des Curius und wurden von den übrigen Gästen besonders respektiert. Der Kamerad des Cingetius schien allerdings ziemlich Stammgast hier zu sein, vielleicht, weil sein Durst nicht allorten so willigen Kredit fand. Curius knurrte zwar auf die Anrede seines kriegerischen Gastes nur einige unverständliche und keineswegs freundlich klingende Worte, aber er willfahrte dem Begehren und kreidete seufzend die neue Schuld zu der alten.

„Hier steht auch noch die Zechen des Protus“, brummte er verdrießlich vor sich hin, und, „beim Jupiter, sie ist nicht klein; kaum leserlich noch ist die Schrift, und auch die Aussicht auf meine Sesterzen schwindet immer mehr. Seit des Sempronius Verbot setzt er mir keinen Fuß mehr über die Schwelle, der verdammte Bursche! Mögen die bösen Geister ihn zwicken, bis er die Schuld bezahlt! Fügen es die Unterirdischen, daß er übermorgen in der

Arena unterliegt, dann habe ich vollends das Nachsehen. He, holla, Oger, Totius — ein frisches Faß aus dem Keller! Seht ihr nicht, daß die Amphoren leer sind?"

Flinker sprangen die beiden Sklaven, und immer lauter und lärmender wurde die Unterhaltung der Gäste.

"Uebermorgen um diese Zeit, da verlangt mancher nach keinem Falerner und keinem Allobroger mehr", lachte ein vierschrotiger Zimmermann, "beim großen Pan — es wird ein lustiger Tag!"

"Ja", nickte ein anderer, indem er bedächtig einen kleinen Schluck nahm, "die Arenaspiele sollen diesmal ganz besonders großartig werden."

"So ist es", bestätigte ein Dritter, "und wenn man klug ist, weiß man auch, warum."

"Ei nun, warum denn?" frugen mehrere neugierig. Der Gefragte machte ein geheimnisvoll pfißiges Gesicht.

"Das ist doch klar", sprach er endlich wichtig; "es dringen seit kurzem allerlei böse Nachrichten von außerhalb herein, man spricht davon, Maximian unterdrücke die Christen auf seinem Zug gegen die Bagauden; da will man das Volk aufheitern und beruhigen."

"Vielleicht auch an den Anblick des Blutes gewöhnen", rief eine Stimme aus dem Hintergrund. Man sah sich nach dem Sprecher um, aber niemand wußte, wer es war. Die unheimlichen Worte legten sich wie ein Schatten auf die heitere Stimmung, und mancher schlug heimlich den Daumen ein, um das böse Omen abzuschwächen.

"Das ist nicht wahr!" rief jetzt Cingetius mit lauter Stimme zur Antwort; "der Kaiser liebt sein Volk und schützt die Christen. Es lebe der Kaiser!"

"Es lebe der Kaiser! Hoch der Kaiser!" klang es jubelnd aus aller Mund.

"Es lebe der Kaiser!" rief eine dünne Stimme.

"Bivat!" riefen einige, aber nur die beiden Offiziere hatten die Worte wiederholt.

"Hoch der Kaiser! Bivat Imperator!" riefen nochmals einige besonders loyale Bürger, und auch diesmal fand der Ruf einstimmigen Widerhall.

Cingetius stand auf; sein Genosse zeigte zwar wenig Lust zum Aufbruch, doch folgte er dem Beispiel, und auch von den übrigen Gästen fand mancher, er habe lange genug im Wirtshaus gegessen. So leerte sich nach und nach die Gaststube bis auf einige kannegießernde Hand-

werker, die noch bei einer Flasche Allobroger mit wichtiger Weitschweifigkeit ihre spießbürgerlichen Ansichten über Politik und Staatswirtschaft austauschten, und eine Gruppe von Würfelspielern, die, ganz vertieft in ihr Spiel, unter mehr oder minder laut gemurmelten Verwünschungen immer auf's neue wieder den Becher schüttelten.

Anteros hatte die qualmende Lampe mit frischem Del versehen, und unter der halblaut geführten Unterhaltung seiner Gäste sank das Haupt des Elefantenvirtes immer tiefer auf die Brust, bis der Schlaf ihn umfing und nach des Tages Last und Mühe zu sanftem Schlummer geleitete.

Während drinnen im Wirtszimmer die letzten Gäste saßen, stand der Hausflave Totius an der Hintertüre des Hauses Wache, damit kein Unberufener die Küche betrete. Das Feuer auf dem Herd war erloschen, und nur der trübflackernde Rienspan in der Mauerpalte beleuchtete mit seinem unsichern Lichte den rauchgeschwärzten Raum. In dem rötlichen Schein der knisternden Flamme zeichneten sich die Umrisse zweier Gestalten ab, die auf dem erkalteten Herd in leisem Zwiegespräch nebeneinander saßen. Es war Claudia und Chlorus, während im Hintergrund der Küche die alte Basilla hantierte und zugleich sorglich darauf bedacht war, den Liebenden jede fremde Störung fern zu halten.

In der ungewissen Beleuchtung waren die Züge der beiden nur undeutlich zu erkennen, und nur dann und wann, wenn die Flamme mit leisem Knistern höher aufsprühte leuchtete ihr Widerschein in den dunkeln Augen Claudias, deren Blicke mit inniger Zärtlichkeit auf ihrem Gefährten ruhten.

„Mut, mein Chlorus“, flüsterte sie jetzt, die Hand auf seine Schulter legend, „nicht die Götter, aber der e i n e allmächtige Gott wird dich schützen! Mein Herz ist erfüllt von Dankbarkeit, daß mein Gebet erhört und du einer der Unseren geworden bist, und habe auch du Dank, mein Geliebter, daß du meiner Bitte nachgegeben hast. Nun bin ich ruhiger und sehe dem schrecklichen Tage nicht mehr so mutlos entgegen.“

Trotz der mutigen Worte bebte ihre Stimme, und in plötzlicher Bewegung barg sie das Haupt an seiner Schulter, damit er die Tränen nicht wahrnehme, die sich ihr unaufhaltsam in die Augen drängten.

Der junge Gladiator legte zärtlich den Arm um sie.

"Du wirst für mich beten", beschwichtigte er sie tröstend, "und im übrigen vertraue ich auf meine Geschicklichkeit. Weshalb sollte es gerade diesmal schlimm werden? Gibt es doch Arenakämpfer, die mehr als hundertmal auftreten und dennoch ihr Alter in Ruhe und Behaglichkeit verleben. Wer geschickt ist, unterliegt nicht so leicht — und zudem", fügte er beruhigend hinzu, "ist dies ja das letzte mal. Wenn die mir gestellten Aussichten sich bewähren, so ist mir durch die Vermittlung des Attius Stolo vorerst eine Stelle als Rosselenker in dem neuen Hausholte Sever's, des künftigen Schwiegersohnes des Konsuls, sicher. Und dann —" er zog sie näher an sich —

"Dann werde ich, unbekümmert um alle Einsprache, dein Weib", flüsterte sie, unter Tränen lächelnd, mit fester Stimme.

"Dank, Geliebte, Dank!" rief er feurig, "dieser Gedanke wird mein Schild sein und mich zum Aeußersten aneifern. Hoffen und vertrauen wir auf die Zukunft! Mit diesem Worte gibst du mir den Talisman auf den Weg mit, der mich vor dem Schwerte des Gegners bewahren wird, und dessen will ich auf dem Kampfplatze gedenken —"

"Nicht dessen, mein Chlorus, nicht dessen allein", wehrte Claudia traurig, "richte vielmehr deine Gedanken auf Gott, von dem allein Rettung und unsere Vereinigung abhängt."

"Du hast Recht", murmelte er beschämt, "aber darf ich nicht auch an das Ziel denken? Die neue Religion ist mir noch so ungewohnt", entschuldigte er sich gleichsam.

"Aber du glaubst doch, Chlorus, du glaubst doch?" frug das junge Mädchen angstvoll, und trotz der unsicheren Beleuchtung sah er, wie ihre Augen ihn groß und flehend ansahen.

"Gewiß, gewiß", versicherte er hastig, "wäre ich sonst Christ geworden? Aber du mußt Geduld mit mir haben; bin ich doch in erster Linie dir zu Liebe zu dem neuen Bekenntnis übergetreten."

Claudia senkte traurig den Kopf.

"Mir zu Liebe", wiederholte sie schmerzlich, "und ich hatte gehofft, du habest es in der Erkenntnis des wahren Gottes getan! Doch ich will harren und beten, daß sich dereinst doch noch dein Herz ihm zuwenden und du in Wahrheit ein gläubiger Christ werden mögest."

"Sei nicht ungerecht", bat er, halb unmutig; "ich bin Christ geworden und werde mich bestreben, des Namens

würdig zu sein. Ist mir auch noch manches fremd und unklar, so gebe ich mir doch redlich Mühe, die neue Lehre zu erkennen und daran zu glauben."

"Verzeih', mein Chlorus", flüsterte Claudia, das Haupt an seine Brust lehrend, "ich tat dir Unrecht; der gute Wille und das standhafte Bestreben gilt vor Gott gleich der Tat, und er wird es nicht unbelohnt lassen. Doch jetzt geh'! Du sollst nicht um meinetwillen in diesen Tagen eine Rüge erhalten."

Sie erhoben sich.

"Auf glückliches Wiedersehen!" murmelte er gepreßt. Dann noch eine letzte Umarmung, ein letzter Kuß, und der junge Kämpfer verließ das Haus.

Claudia blickte ihm nach, wie er im Dunkel verschwand, und in ihrem angstvollen Blick prägte sich Furcht und Grauen aus; krampfhaft preßte sie die Hände zusammen.

"O Basilla, Basilla!" rief sie aufschluchzend, "wenn er nicht wiederkehrte!"

"Weshalb quälst du dich mit solchen Gedanken?" beschwichtigte die alte Magd, "er ist ein geschickter Fechter und wird seine Sache schon gut machen. Sei unverzagt!" Tröstend fuhr sie mit der Hand über den Scheitel der Weinenden und suchte ihr Mut einzusprechen; war sie doch Claudia seit dem Tode von Curius Gattin mehr Gefährtin als Dienerin.

"Du hast Recht, gute Basilla", erwiderte das schöne Mädchen mit trübem Lächeln, indem sie gewaltsam die Tränen unterdrückte, die immer auf's neue wieder ihre Augen zu verdunkeln drohten, "und ich bin töricht, mir das Schlimme vorzustellen, das Gott hoffentlich verhüten wird. Doch ist es mir so schwer, so bang zu Mut", und, indem sie unwillkürlich ihrer Unterredung mit Sempronius gedachte, durchschauerte sie ein dunkles Angstgefühl. —

Als Chlorus durch eine ziemlich abgelegene Gasse dahinschritt, erblickte er in einiger Entfernung einen desselben Weges vor ihm Dahinwandelnden, in dem schon an Gang und Haltung eine vornehmere Persönlichkeit zu erkennen gewesen wäre, wenn auch nicht bei einer Bewegung, die derselbe machte, im Mondlicht der goldene Ring des Ritters an seiner Hand geblickt hätte. In dem Augenblick, da der junge Schwertkämpfer diese Wahrnehmung machte, sah er, wie seitwärts aus dem Schatten eine

riesige, verummte Gestalt auftauchte und dem Dahinschreitenden näher zu kommen suchte.

Einen meuchlerischen Anfall befürchtend, beschleunigte Chlorus seine Schritte und kam gerade recht, um den zum Stoß ausholenden Arm des Angreifers aufzufangen und dessen Faust einen kurzen, scharfgeschliffenen Dolch zu entwinden.

"Sieh' dich vor, Herr", rief er dabei dem Bedrohten zu, der sich bei dem entstandenen Geräusch umwandte und jetzt erst die Gefahr erkannte. Es war Julian, der, in Gedanken versunken, das Nahen des Feindes nicht gewahrt hatte.

Mit einem wilden Fluche suchte sich der Mörder der nervigen Faust des jungen Mannes zu entreißen, doch dieser zeigte eine ungeahnte Stärke, und nach kurzem Ringen zwang er den riesigen Gegner zu Boden.

"Meuchelmörder!" ruft Chlorus ingrimmig, dem Besiegten die Larve vom Gesicht reißend, und zu seiner Ueberraschung in das wutverzerrte Antlitz des Gladiators Protus blickend. "Feigling!" fuhr er knirschend fort, doch im nächsten Augenblick sprang der Thraker blitzschnell empor, um sich auf ihn zu stürzen. Irgend eine Erwägung mochte ihn jedoch hemmen; vielleicht der Gedanke, daß er gegen die Beiden vereint unterliegen werde.

"Dies war das zweitemal, zum drittenmal soll es dir nicht gelingen", keuchte er dumpf, und im nächsten Augenblick war er in der Dunkelheit verschwunden.

"Wie soll ich dir für deine mutige Hilfe danken, mein Freund und Retter", redete Julian den jungen Fechter an, indem er ihm mit Herzlichkeit die Hand bot; "ohne dich stieg' ich jetzt zum Totenreiche hinab."

"Es bedarf keines Dankes, Herr", wehrte Chlorus bescheiden ab, "denn es ist nur Pflicht eines jeden, dem andern in der Gefahr beizustehen."

"Wohl", lächelte Julian, "doch auch die Dankbarkeit ist eine heilige Pflicht, und hast du die eine so mutig erfüllt, so wünsche ich meinerseits nach Kräften die andere zu üben. Sprich, womit kann ich dir lohnen? Womit dir nützlich sein? Wie heißest du?"

Der junge Fechter wollte schon eine ablehnende Antwort geben, als ein plötzlicher Gedanke ihn zu bewegen schien.

"Mein Name ist Chlorus", antwortete er, "und in den nächsten Tagen trete ich in der Arena auf. Es genügt

mir, dir den kleinen Dienst erwiesen zu haben, Herr, und ich nehme keinen Lohn dafür. Nur eine Bitte —“

Er zögerte und schien verlegen, wie er sein Anliegen vorbringen solle.

„Sprich ungescheut, mein wackerer Chlorus“, ermunterte Julian ihn freundlich, „was ich für dich tun kann, geschieht mit Freuden.“

„Nun wohl, Herr“, fuhr jener ermutigt fort, „ich habe eine alte Mutter, deren einziger Ernährer ich bin; wenn ich fallen sollte —“ er stockte.

„So werde ich mich ihrer annehmen und bis an ihr Lebensende für sie sorgen“, ergänzte Julian ernst, indem er dem Jüngling gerührt die Hand reichte; „sei ohne Sorgen, mein Freund, die Mutter meines Lebensretters werde ich nicht verlassen.“

Eine Träne glänzte in dem Auge des Fechters, und er atmete tief auf.

„Wie kann ich dir danken, Herr“, rief er in überwältigendem Gefühl, „nun trete ich ruhiger auf den Kampfplatz.“

„Und wirst ihn hoffentlich heil und gesund verlassen“, erwiderte Julian lächelnd; „sollten die Götter jedoch anders beschließen“, fuhr er ernster fort, „so kann deine Seele ruhig zu den Schatten hinabsteigen; ich werde meines Versprechens nicht vergessen.“

Damit winkte er zum Abschied grüßend mit der Hand und schritt weiter, während Chlorus mit dankbarem, erleichtertem Herzen das heimische Dach aufsuchte.

Als der junge Römer sein Landhaus erreicht hatte, trat ihm die alte Sabina entgegen.

„Drinne harret Besuch deiner“, berichtete sie vertraulich, „Marcellus sitzt schon über eine Stunde da, und mich dünkt, er ist eingeschlafen.“

„Warum nicht gar“, lachte Julian; „lasse uns einen Krug alten Falerners heraufholen, gute Sabina, und du sollst sehen, wie rasch mein wackerer Freund munter wird.“

Die Alte entfernte sich schmunzelnd, und Julian betrat das Innere des Hauses. In der That hatte es den Anschein, als sei der edle Marcellus von dem mohnbetränkten Gotte besiegt worden; er ruhte in einem der niederen Sessel und hatte das Antlitz dem vom Mondlicht überstrahlten Garten zugewandt.

Als der Freund eintrat, wandte er langsam das Haupt, und bewies damit, wie unrecht Sabina ihm mit ihrer Vermutung getan.

"Sieh' da, mein Julian", sprach er behaglich, "ich habe hier auf dich gewartet und es mir dabei bequem gemacht. Ich liebe die ruhige Betrachtung, wie du weißt, und der Ausblick auf diesen mondbeschienenen Garten erweckte mir ein angenehmes Träumen."

"Ja, ja", scherzte Julian, "man hört, daß du ein glücklich Liebender bist; in deinem Mondscheintraum fehlte doch gewiß die schöne Aglaja nicht."

Marcellus lächelte und seufzte.

"Sie fehlte in der That nicht", erwiderte er mit einem schwärmerischen Blick nach dem Mond; "doch spottete nur; auch dich hat Amors Pfeil getroffen."

"Wie meinst du das?" frug Julian, aufmerksam werdend.

"Na, mir gegenüber brauchst du doch nicht den Geheimnisvollen zu spielen", lachte Marcellus; "weshalb ist denn meine schöne Schwägerin so ganz anders, wie sonst, und weshalb stürmte Sempronius heute in blindem Grimm an mir vorüber, wenn ihn nicht die Eifersucht auf dich blind und toll gemacht? Der Prätorianer macht ihm keine Sorgen."

Hier traten zwei Sklaven ein, von denen der eine den befohlenen Krug, der andere die Trinkgefäße brachte. Der erstere schenkte ein, und der zweite kredenzte den Freunden den lieblich duftenden Wein, worauf sie sich geräuschlos zurückzogen.

"Ein guter Jahrgang", bestätigte Marcellus nach dem ersten Schluck mit Kennermiene; "ja, also — Sempronius rannte mich fast um, und es soll eine schlimme Szene zwischen ihm und Oktavia gegeben haben. Nun denn — ich denke, du könntest bekennen!"

"Du bist vollständig im Irrtum", entgegnete Julian gelassen; "die schöne Oktavia ist mir durchaus nicht so wohlgesinnt, wie du zu glauben scheinst, und ich habe Sempronius keinen Grund zur Eifersucht gegeben."

"Na, wie du willst", meinte Marcellus gleichmütig, indem er einen behaglichen Schluck nahm; "dann war es eigentlich unnötig, daß ich herkam; ich hielt es für Freundespflicht, dich so früh als möglich vor Sempronius

zu warnen. Ich hab' es aus guter Quelle, daß er Späher besoldet; hüte dich vor ihm!"

"Ich habe niemand zu scheuen", versetzte Julian ruhig, "doch danke ich dir für deine Freundschaft. Deine Worte", fügte er nachdenklich hinzu, "wecken indessen einen unbestimmten Verdacht in mir", und er erzählte dem Freunde das Erlebnis dieses Abends. Auch jenes ersten Abenteuers und der geheimnisvollen Warnung erwähnte er, und Marcellus hörte die Erzählung an.

"Hm", brummte er dann, "die Sache ist rätselhaft. Fast ist man versucht, dies alles auf Sempronius zurückzuführen, und doch kann ich mir kaum denken, daß er geradezu zum Mordmord greifen sollte. Aber wen, bei allen Göttern des Olymps, könntest du sonst zum Feinde haben? Die Sache ist in der Tat dunkel und rätselhaft. Doch, wie dem auch sei, so rate ich dir, vor Sempronius auf der Hut zu sein."

Der wackere Marcellus wehrte dem Sklaven nicht, der auf's neue einschenkte, und als dies zum drittenmal geschehen war, konzentrierten sich seine Gedanken nur noch auf die hübsche Aglaja, und der silberne Glanz der nachterhellenden Göttin stimmte ihn vollends sentimental.

"Leb' wohl, mein teurer Freund", rief er beim Aufbruch, "möge auch dir bald der Liebe Fackel glühen", und von Wein und Liebe berauscht, trat er in Begleitung der seiner harrenden Sklaven den Heimweg an.

Nach seinem Weggange saß Julian noch lange in mancherlei Gedanken vertieft. Doch trat die Gefahr dieses Abends, wie die Warnung des Marcellus, immer weiter zurück, und nur das Bild der Geliebten stieg in zauberhafter Deutlichkeit in seiner Seele empor. Nicht länger wollte er zögern; der folgende Tag sollte ihm die Entscheidung seines Schicksals, die Bestätigung seines Glückes bringen. "Hermione!" flüsterten seine Lippen, und sein Herz wiederholte des Freundes Wunsch.



Goldnen stieg am andern Morgen die Sonne über der alten Keltenstadt empor. Ein Gewitter hatte während der Nacht die dürstende Erde getränkt; tiefblau strahlte nunmehr der Himmel, und Stadt und Strom leuchteten in der Frische des Sommermorgens. Auf dem blanken Spiegel der Mosel glitten leichtgebaute Schiffe dahin, im Hafen

lagen schmucke Boote vor Anker, und die vergoldete Spitze des Mercuriustempels glänzte weithin im Sonnenlicht.

Es war um die dritte Stunde — etwa der neunten unserer Zeiteinteilung — und an den Tempeln des Apoll und des Bacchus vorbei eilten schon eifrige Theaterbesucher zum Beginn der Vorstellung. Auch auf dem Markte herrschte schon reges Leben; bildete derselbe doch gewissermaßen den Mittelpunkt des öffentlichen und Staatslebens, an dem der römische Bürger allezeit lebhaftes Interesse nahm. In Festgewänder gehüllt, schritten Senatoren und sonstige Magistratspersonen einher; gemessenen Schrittes wandelten die Priester nach den verschiedenen Tempeln. Ueber den Platz, auf dem die Wagenrennen gehalten wurden, marschierte dröhnenden Schrittes in geschlossener Reihe ein geschlossener Trupp Soldaten, deren glänzende Helme und Schilde in der Sonne blitzten. Auch in den Häusern hatte der Morgen das sich immer neu wiederholende Leben des Tages entfaltet, denn, wenn auch manche der vornehmen Römer und Römerinnen noch in den Armen des Traumgottes ruhten, so war doch in den trierischen Familien dieser Brauch nicht üblich.

Auch in dem Hause des Konsuls Palmatius stand man zeitig auf, und die taufrischen Rosen im Garten wetteiferten mit der lieblichen Erscheinung Hermionens, die, unter den schattigen Bäumen auf- und abwandeln, einen duftigen Strauß pflückte. Auf dem schönen Antlitz des jungen Mädchens lag ein Hauch von Schwermut, der sich nur hie und da bei dem Geplauder der kleinen Tertia Caecilia, die ihr in Begleitung Molosso's Gesellschaft leistete, zu einem sonnigen Lächeln verwandelte.

„Laß mich die Rosen zur Mutter tragen“, bat die Kleine jetzt, als sie sah, daß Hermione den Strauß festband.

„Gern, mein Liebling; bringe sie ihr zum Morgenruß —“

„Und ich gehe mit dir“, fügte die aus einem Seitenpfad hinzutretende Cornelia hinzu; „es geht besser heute Morgen“, bemerkte sie dann zu der Schwester, während Tertia verlangend nach den Blumen griff.

„Dem Himmel sei Dank!“ rief Hermione erleichtert; „so darf Sever neue Hoffnung auf baldige Erfüllung seiner Wünsche hegen“, fügte sie lächelnd hinzu.

In dem Antlitz der Schwester stieg eine flüchtige Röte auf. — „Wohl wird er in diesem Falle nicht länger zur Geduld zu überreden sein“, bemerkte sie mit einem Ausdruck von Weichheit, der das ernste Gesicht verschönte; „komm, Kleine“, wandte sie sich dann zum Gehen an das Schwesterchen; „was fällt dir ein? Du wirst doch den Hund nicht mitnehmen wollen?“

„Bleib' hier, Molosso“, ermahnte das kleine Mädchen folgsam den treuen Gefährten, „bleibe hier, bis ich wiederkomme.“

Das Tier sah seine kleine Herrin mit den klugen Augen verständnisvoll an und lagerte sich dann geduldig auf den Boden.

Hermione blieb allein zurück. Langsam schritt sie den reinlichen Kiesweg entlang, mit der einen Hand die weichen Falten des langen, weißen Gewandes zusammenfassend, damit der Saum nicht den noch vom Regen feuchten Boden berühre, während sie mit der anderen achtlos eine Rose pflückte, deren Duft sie träumerisch einsog. Es war ihr so eigen zu Mut, ohne daß sie es zu nennen vermocht hätte. Julians letzter Besuch hatte eine Ahnung in ihr aufsteigen lassen, daß der Jugendfreund noch andere Gefühle, als nur die der Freundschaft für sie hege, aber diese Ahnung beängstigte sie eher, statt sie zu beglücken. Wohl liebte sie ihn als den Freund ihrer Kindheit, der sich stets all' ihren kleinen Launen gefügt und all' ihren Jugendtorheiten Vorschub geleistet hatte, aber das war nicht die Liebe, die er beanspruchte, es war nicht die Liebe — —

Ein dunkleres Rot stieg ihr in die Wangen, und die schönen Augen schimmerten in tieferem Glanz. Weshalb konnte sie ihn nicht mit dieser Liebe, nicht so lieben, wie er es verdiente? Sie wußte es nicht. Julian war ihr der Inbegriff alles Edlen und Vollkommenen, aber neben seinem Bilde tauchte ein anderes auf, das ihr Herz rascher schlagen machte, und ein von blondem Gelock umrahmtes Jünglingsantlitz blickte sie aus tiefblauen Augen an. Ein sanftes Lächeln umspielte ihre Lippen, und ihre Augen blickten weich und träumerisch in's Weite. So versunken in Gedanken, gewahrte sie nicht, wie ein leichter Schritt sich näherte, und eine hohe Jünglingsgestalt in einiger Entfernung stehen blieb und regungslos nach ihr hinblickte. Es war Leander, und das Auge des Liebenden ruhte mit Entzücken auf dem lieblichen Bilde.

Molosso hatte den gewohnten Hausfreund mit kurzem Schweifwedeln begrüßt und erhob sich jetzt, um ihm schwerfällig entgegenzutrotten.

Das Geräusch weckte Hermione aus ihrer Träumerei, und, aufblickend, gewahrte sie den, mit dem unbewußt ihre Gedanken sich beschäftigt hatten.

„Verzeih' die Störung“, sprach Leander, rasch näher tretend, „doch ich konnte es mir nicht versagen, dir den Morgengruß darzubringen“, und vom nächsten Strauch eine dunkelrote Rose pflückend, reichte er ihr dieselbe dar. Verwirrt nahm sie die Blume entgegen, und unter seinem feurig beredten Blick wuchs ihre Befangenheit.

„Heute wird Julian mir wohl nicht zuvorgekommen sein“, meinte er im Scherz, während es doch wie Mißmut in seiner Stimme klang; „oder war er schon hier?“

Vor dem ungewohnten Ton sah sie erstaunt zu ihm auf, doch die Erinnerung an ihr letztes Begegnen mit Julian verwirrte sie, und Leander gewahrte es mit eifersüchtiger Regung.

„Erwartest du ihn?“ frug er gepreßt.

Sie sah ihn groß an.

„Nein“, sagte sie ruhig; „doch, weshalb fragst du?“

Er atmete tief auf.

„Liebst du ihn?“ lautete plötzlich seine unvermittelte Frage, wobei seine Brust sich mühsam hob und senkte, und seine Augen dunkel und forschend an ihrem Antlitz hingen.

Sie trat einen Schritt zurück.

„Du bist seltsam“, erwiderte sie verletzt; „noch einmal, weshalb diese Frage?“

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirne.

„Ich bitte dich, beantworte sie“, flehte er mit beben-der Stimme.

Sie sah ihn flüchtig an, dann senkte sie das Haupt.

„Nein, ich liebe Julian nicht“, sprach sie leise, „wenn ich ihn auch als den besten, edelsten Menschen hochschätze.“

In Leanders Augen leuchtete es auf.

„Weshalb ich diese Frage stellte?“ sprach er in vibrierendem Ton; „weil ich dich liebe und in dem Gedanken unglücklich war, ein anderer besitze dein Herz, und wäre dieser andere auch der Würdigere, wäre es auch Julian! O Hermione, süße, geliebte Hermione“, fuhr er in leidenschaftlicher Zärtlichkeit fort, „lebt mir nun doch noch die selige Hoffnung, deine Liebe erringen zu können? O sprich,

holdes Mädchen, sage, daß du mir nicht zürnst, und daß dein Herz sich meiner Liebe nicht verschließen wird!"

Von seinem Gefühl hingerissen, war er vor ihr niedergefunken, und sein tiefer, leuchtender Blick sprach deutlicher noch, als seine Worte.

Wie betäubt von dem unerwarteten Geständnis, stand Hermione fassungslos, und Röte und Blässe wechselten in ihrem Antlitz. Dann flog es wie ein verklärender Schimmer darüber, und einen kurzen Moment hob sie den feuchtschimmernden Blick.

Mit einem Ausruf des Entzückens sprang Leander empor.

"Du liebst mich, Hermione?" frug er jubelnd und stürmisch; "o sage es, sage es, Geliebte, und die Erde versinkt vor dem Himmel, der sich mir erschließt!"

Seine Arme umfingen sie, und ihr Haupt ruhte an seiner Brust.

"Liebst du mich, Hermione?" frug er leise, in bebender Zärtlichkeit.

"Ich liebe dich", flüsterte sie kaum hörbar, und ihre trunkenen Blicke ruhten in stummer Seligkeit ineinander.

Ganz in ihr Glück versunken, gewahrten sie nicht die hohe Gestalt, die einen Moment am Eingang auftauchte, und nicht das totnbleiche Antlitz, aus dem die dunkeln Augen mit verzehrendem Blick herüberfahen.

Im nächsten Augenblick war der unfreiwillige Lauscher verschwunden, und Molosso wartete vergebens auf die gewohnte Liebkosung des jungen Römers.

Cornelia war die erste, die von dem Glücke der Liebenden Kenntniz erhielt. Bei ihrer Rückkehr fand sie dieselben Hand in Hand, und es hätte nicht erst der Worte bedurft, um sie von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen; die leuchtenden Blicke der Beiden sprachen deutlich genug. Nach der ersten Ueberraschung über die unerwartete Mittheilung umarmte und küßte sie die Schwester, die sich ihr unter Tränen des Glückes an die Brust warf.

Bedauernd weilten ihre Gedanken bei Julian, dessen Liebe zu Hermione ihrem verständnisvollen Herzen kein Geheimnis geblieben war; doch es blieb immerhin fraglich, ob er bereit gewesen wäre, zum Christentum überzutreten, und insofern war Leander ihr doch der erwünschtere Gatte für die Schwester.

Noch am selben Tag brachte der junge Trevirer seine Brautwerbung bei dem Konsul und dessen Gattin vor, und mit Freuden wurde dieselbe angenommen. Palmatius fühlte damit eine heimliche Sorge von seinem Herzen genommen, denn an der Seite des wackeren Leander wußte er Hermione in den Tagen der Trübsal, deren Kommen er fürchtete, wohl geborgen. Auch er dachte dabei unwillkürlich an Julian, wenn schon er von dessen Gefühlen keine Ahnung besaß; als Christ wäre er ihm vielleicht der willkommenere Schwiegersohn gewesen. Immerhin aber wünschte er sich Glück zu den tüchtigen jungen Männern, denen er die Zukunft seiner Töchter ruhig anvertrauen konnte.

Es war am Abend desselben Tages, als an dem Ufer der Mosella entlang ein einsamer Wanderer dahinschritt. Schon hatte die Dunkelheit sich herabgesehnt; wie eine leuchtende Kugel stand der Mond am Himmel und warf sein sanftes, silbernes Licht auf die nächtliche Landschaft, sich glitzernd in den leise rauschenden Fluten des Stromes spiegelnd und die regungslos vor Anker liegenden Schiffe oder die leise am Ufer schaukelnden Bote teilweise hell beleuchtend, wodurch die dunkeln Schatten sich noch schwärzer vertieften. Die Luft war klar und mild, Millionen Sterne funkelten am Himmel, und ein sanfter Windhauch wehte vom Wasser her. Doch in der Brust des einsam Dahinwandelnden weckte der abendliche Friede kein gleiches Gefühl. Es war Julian. Noch herrschte der Sturm vom Morgen ungemindert in seinem Innern; noch war sein Herz zerrissen von dem so plötzlich hereinbrechenden Schmerz der Hoffnungslosigkeit und Enttäuschung, und in dem bittern Kampfe der Entsagung drohte sein sonst so fester Sinn zu unterliegen. Tiefes Weh durchzog seine Seele bei dem Gedanken an das verlorene Glück, das er so nahe geglaubt und das nun für immer dahin war. Hermione! In verzweifelter Schmerz rief er den Namen in die sinkende Nacht hinaus, doch nur das eintönige Rauschen der Wellen gab ihm Antwort. Wie der verwundete Hirsch das verborgenste Dickicht aufsucht, so sehnte sein Herz sich nach Einsamkeit. Immer weiter schritt er den Strom entlang; das Leben und Treiben in den kleinen Schifferwohnungen verklang mehr und mehr hinter ihm, die Stille der Nacht, das leise Murmeln des Wassers tat ihm wohl, und die erfrischende Nachtlust kühlte seine brennende Stirn.

Wie so anders hatte er sich den Ausgang dieses Tages gedacht! Aus dem strahlenden Morgenrot einer beseligenden Hoffnung war er in die Nacht der Hoffnungslosigkeit herabgestürzt. Daß er so blind gewesen und nicht wahrgenommen hatte, wie Hermionens Blick und Erröten nicht ihm, sondern dem glücklicheren Nebenbuhler galt! Ein Gefühl des Hasses regte sich bei dem Gedanken an Leander in seinem Herzen, und das leidenschaftliche, südlische Temperament wallte auf. Der Stolz des Römers empörte sich gegen den glücklicheren Sieger, der feck den Preis davongetragen, um den er selbst nur zagend zu werben sich getraut hatte. Heiß stieg es in ihm auf, und er fühlte, wie die Augen ihm feucht wurden. Nun hatte ihn das gleiche herbe Los getroffen, das die stolze Oktavia um seinetwillen litt; sie war gerächt — um den Preis seines Glückes.

Das aus einiger Entfernung herüberschallende Geräusch mehrerer Stimmen, Ausrufe und rohes Lachen rüttelten ihn aus seinen düsteren Betrachtungen auf. Im Mondlicht unterschied er eine Gruppe von mehreren Personen, aus deren Mitte jetzt angstvoll ein weiblicher Hilferuf klang. Raschen Schrittes eilte Julian hinzu.

„Was geht hier vor?“ rief er laut; „wer rief um Hilfe?“

Schon bei seinem Nahen waren die Betreffenden teilweise zurückgewichen und hatten sich halb zur Flucht gewendet. Es waren drei offenbar der niedrigsten Volksklasse angehörige halbtrunkene Burschen, die bei dem Hinzutreten des Fremden eine weibliche Gestalt losließen, die nun Rettung suchend Julian zu Füßen sank.

„O Herr, beschütze mich vor diesen Elenden“, flehte eine weiche, bebende Stimme, und sich zu der Verfolgten niederbeugend, erkannte Julian zu seiner Ueberraschung die arme Psyche, aus deren angstvoll zu ihm emporgerichteten Antlitz die tränenverschleierte Augen mit unergründlichem Ausdruck zu ihm aufblickten.

„Armes Kind“, murmelte er, von tiefem Mitleid erfüllt, indem er die Knieende sanft aufrichtete. Sie ließ es willig geschehen, daß sein Arm sie schützend umfaßte, und er fühlte, wie ihr zarter Körper bebte, gleich einem kleinen Vogel, den eine fremde Hand gefangen hält.

Bornesröte stieg Julian in die Stirn, und mit Mühe zwang er sich, die Frechheit ungestraft zu lassen.

"Schurken", donnerte er der Bande zu, "schämt ihr euch nicht, ein wehrloses Mädchen zu verfolgen? Augenblicklich zieht eures Weges, wenn ihr nicht wollt, daß ich die Wächter zu eurer Festnahme herbeirufe."

Die Burschen wichen zögernd zurück. Der purpurumsäumte Mantel und der im Mondlicht blizende Ring des Ritters an Julians Hand mochte es ratsam erscheinen lassen, dem Gebot Folge zu leisten.

Sobald der Lärm der Abziehenden in der Ferne verklang, löste Psyche sich hastig aus seinem Arm.

Scham und Entrüstung hatten ihr sonst so bleiches Antlitz gerötet, und sie strebte, ihren Weg fortzusetzen.

"Wie soll ich dir danken, o Herr, daß du mich von diesen Elenden gerettet?" sprach sie mit noch vor Aufregung bebender Stimme, "nie in meinem Leben werde ich dir vergelten können, was du für mich getan —"

"Lege der kleinen Mühe keinen so großen Wert bei", unterbrach Julian sie gütig, "ein glücklicher Zufall war's, der mich des Weges führte. Doch Dmbra sollte dich nicht zu so später Stunde hinaus schicken", fuhr er ernster fort, "du siehst, welchen Gefahren du damit ausgesetzt bist."

"Dmbra hat mich nicht gesandt", erwiderte Psyche befangen; "die Großmutter ist plötzlich erkrankt, ich brachte den Abend bei ihr zu und konnte nicht fortgehen, ehe Sejus zurückkehrte. Er begleitete mich auch bis dort an jene Straße, dann drängte ich ihn, Beturia nicht länger allein zu lassen, denn der Weg war nicht mehr weit und niemand ringsum zu sehen. Doch plötzlich kamen aus einer Nebengasse jene entsetzlichen Menschen, und ehe ich mich versah, hielten sie mich fest und wollten mich mit sich fortschleppen. Das übrige weißt du, o Herr. Mein Dank", fügte sie mit verschleierter Stimme hinzu, "wird nur mit meinem Leben erlösen."

"Armes Kind", murmelte der junge Mann, indem er teilnehmend auf die schwächliche Gestalt und in das schmale Gesichtchen blickte, aus dem die dunkeln Augen ihn so seltsam groß und traurig ansahen; "so trage eigentlich ich die Schuld dieser schlimmen Begegnung", setzte er offen hinzu, "da bei mir Sejus so lange zurückgehalten wurde. Sprich also nicht von Dank, muß ich mir doch Vorwürfe machen, dies verschuldet zu haben. Doch jetzt will ich dich wenigstens sicher bis zu dem Hause des Cingetius bringen. Keinen Einspruch, Kind", wehrte er, als Psyche ihren Weg allein

fortsetzen wollte, „sicheres Geleit ist doch das mindeste, was ich dir vorläufig schulde“, und, neben ihr herschreitend, schlug er den Weg nach ihrer elterlichen Wohnung ein.

Das junge Mädchen folgte ihm stumm und willenlos, und schweigend schritten sie eine Zeit lang neben einander her. Psyche empfand es wie einen Märchentraum, in der Stille der Sommernacht den im Mondlicht wie Silber glänzenden Strom entlang an der Seite dessen zu wandeln, den sie liebte mit der ganzen Glut und Reinheit der ersten unentweiheten Liebe. Die Seligkeit dieser kurzen Spanne Zeit durchschauerte sie, wie ein überirdisches Glück, und still und wunschlos hätte sie mögen immerdar so neben ihm einherschreiten.

Auch Julian sprach nicht. Seine Gedanken, die der Zwischenfall auf die Außenwelt gelenkt, kehrten wieder zu dem Schmerz in der eigenen Brust zurück, und vor dem Bilde Hermionens, das in seinem Herzen aufstieg, vergaß er der armen Psyche, die an seiner Seite sich dem seligen Traum der flüchtigen Stunde hingab.

Bald war die Wanderung zu Ende und das Haus des Eingetius erreicht.

„Nun gute Nacht, und möge das Erlebte dir den Schlaf nicht kürzen“, sprach Julian herzlich, indem er dem jungen Mädchen gütig die Hand zum Abschied reichte.

Sie vermochte nicht zu sprechen. Im Mondlicht sah er, wie bleich sie war, und wie seltsam dunkel und verschleiert ihre Augen blickten. Sekundenlang ruhte ihre kleine kalte Hand regungslos in der seinen.

„Gute Nacht, Herr“, flüsterte sie kaum hörbar, dann fühlte er, gleich einem Hauch, zwei weiche, warme Lippen auf seiner Hand, und im nächsten Augenblick war die zierliche Gestalt im Innern des Hauses verschwunden.

Als die Schritte Julians sich mehr und mehr entfernten, erschien Psyche nochmals in der Türe. Lange und regungslos sah sie der im Mondlicht sich scharf abgrenzenden hohen Gestalt des Dahinwandelnden nach, bis er an einer Biegung des Weges ihren Blicken entschwand. Als sie dann ihr bescheidenes Lager aufsuchte, ging Julians Wunsch nicht in Erfüllung, und der Gott Morpheus versuchte vergebens seine Macht.



Eine unübersehbare Menschenmenge strömte an dem ersten der für die Kampfspiele bestimmten drei Tage dem in südöstlicher Richtung vor der Stadt gelegenen Amphitheater zu. Dasselbe war ein dreistöckiger Riesenbau, oben mit einer säulengeschmückten Galerie geziert, von welcher aus sich dem Auge ein herrlicher Rundblick über Stadt und Strom darbot. Die Arena von Trevis, wenn auch kleiner, als die des Kolosseums zu Rom, umfaßte einen mächtigen Raum, in dem das blutige Schauspiel in ungehemmter Entfaltung vor den Augen der erregten Zuschauer sich abspielen konnte. Dreißig hintereinander aufsteigende Sitzreihen umgaben dieselbe, zu deren oberen sechs steinerne Treppen mit gewölbten Gängen führten. Den Zugang vermittelten mehrere Tore, von denen zwei den Eingang für die Kämpfer bildeten.

Unter den untersten Sitzreihen befanden sich die in Stein gewölbten und mit starken Eisengittern versehenen Käfige für die wilden Tiere, deren Auftreten einen unerläßlichen Teil der Arenaspiele bildete.

Es war ein heißer Tag, und die schon dicht gedrängt sitzenden Zuschauer empfanden mit Behagen die Unnehmlichkeit des Velariums, des über das Ganze gespannten Leinwanddaches, das die Glut der Sonnenstrahlen wohlthuend milderte. Besonders die oberen Reihen, die wir heute vielleicht mit der Benennung „Olymp“ oder „Paradies“ bezeichnen würden, waren schon fast vollzählig besetzt, kaum minder die für die besseren Bürger bestimmten, und auch die für die vornehme Welt reservierten Polstersitze füllten sich mehr und mehr mit Rittern und Senatoren in weißer, purpurumsäumter Toga sowie mit vornehmen Damen in eleganter Toilette, die mit gleichem Interesse, wie die geringe Volksklasse, dem blutigen Schauspiel entgegen sahen.

Zwischen den beiden Haupteingängen, von wo aus sich die beste Uebersicht über den Kampfplatz bot, befanden sich auf erhöhter Tribüne die Logen für den Präfekten und den Konsul der Stadt. Die erstere blieb diesmal leer, denn der kaiserliche Präfekt war auf einer Reise nach Rom, wohin sein Amt ihn rief, erkrankt, und die Aerzte gaben wenig Hoffnung, daß er wieder zurückkehren werde. So bildete der Konsul Palmatius zurzeit das einzige Stadtoberhaupt; in Anbetracht dessen hätte es keinen guten Eindruck beim Volk gemacht, wenn er den Spielen fern

geblieben wäre, und das Publikum sah seinem Erscheinen als selbstverständlich entgegen.

Wie Meereswogen wogte das Summen und Brausen der Tausende von Stimmen in der weiten Runde, und auf allen Gesichtern gab sich die freudige Erwartung kund; war das Programm doch äußerst reichhaltig und verhiieß die interessantesten Szenen, wie sie dem verdorbenen Geschmack der übersättigten Römer am meisten zusagten. Durch den Lärm des lachenden und schwazenden Volkes hindurch klang von Zeit zu Zeit schauerlich das dumpfe Gebrüll der in ihren Käfigen harrenden Bestien, deren Auftreten in der Arena für den nächsten Tag vorbehalten war. Doch die unheimlichen Töne weckten bei dem Publikum keineswegs Furcht oder Schauer, im Gegenteil, sie reizten nur die Nerven auf eine angenehme Art, indem sie gewissermaßen den Vorgesmack des Kommenden bildeten. Sollten doch außer den geschulten Bestiarii auch zum Tode verurteilte Gefangene und Verbrecher mit den Tieren kämpfen, und dieser dem sicheren Tode Geweihten, waren es nicht weniger, als dreißig.

Bis die Vorstellung selbst begann, konnte sich das Publikum an den die Mauern der Arena zierenden Abbildungen vergnügen, die, mannigfaltiger Art, theils auf den Zweck des Ortes Bezug hatten, theils mythologischer Natur waren. Da sah man Kämpfe zwischen Tiger und Löwe, Gladiatorenkämpfe, die Jagd des Meleager und Orpheus unter den Tieren. Reliefdarstellungen, sowie die neben den Toren angebrachten plastischen Gruppen machten solche Szenen noch anschaulicher.

Noch war der mit feinem Sand bestreute, weite Plan der Arena glatt und eben und bot mit der dekorativen Ausschmückung des Amphitheaters einen heiterfestlichen Anblick, der wenig die blutigen Greuel ahnen ließ, die sich schon in kurzer Zeit auf ihm abspielen sollten. Auch die Kopf an Kopf gedrängte Zuschauermenge war ein Feiertags-Publikum, das den Ereignissen der nächsten Stunde als einem ganz besonderen Vergnügen entgensah.

„Dränge doch nicht so, Lucretia“, ermahnte eine behäbige Bürgersfrau ihre Tochter, ein junges Mädchen von höchstens fünfzehn Jahren, „wir waren unter den ersten und sitzen schon über eine Stunde hier; wer spät kommt, mag zusehen, wie er Platz findet.“ Sie blickte bei diesen Worten selbstgefällig umher, worauf sie aus den Falten ihrer

weiten, grünen Palla einen Beutel zum Vorschein brachte, dem sie zwei gebackene Fische und einige Feigen entnahm.

„Hier, Lufretia, iß“, ermunterte sie das junge Mädchen, „das lange Warten macht einen gar so hungrig“, und mit großem Behagen begann sie, die mitgebrachten Vorräte zu verspeisen.

„Wer ist der große stattliche Mann dort in der vordersten Reihe?“ frug ein sich unweit von den beiden befindlicher Zuschauer seinen Nachbar, einen schwächlichen Schneidermeister, der die Arenaspiele mit Weib und Kind anzusehen gekommen war und jetzt bereitwillig Antwort gab.

„Wie, den kennst du nicht? Doch verzeih', hör' ich doch an deiner Aussprache, daß du kein Trevirer bist. Der, den du meinst, ist der Censor Sempronius, ein reicher, einflußreicher Patrizier. Der Sessel dort neben der Loge des Präsekten“, führte er seine Auskunft weiter aus, um sich dem Fremden gefällig zu zeigen, „ist für den Consul Palmatius bestimmt, der bald erscheinen wird; an ihn reihen sich die Sitze der Senatoren, von denen auch noch einige fehlen; und an diese diejenigen für die Priester, Auguren und Flamines. Der dort eben mit drei Damen eintritt, ist der Aedil Vitruvius, und der junge Mann, der ihm folgt, der Quästor Marcellus.“

„Sage doch, Coriolan“, und ein hinter ihm sitzendes, hübsches Mädchen zupfte den Sprecher an der Tunika, „wer ist der schöne junge Mann dort, der jetzt in den Reihen der Ritter Platz nimmt? Siehst du — dort jenen —“

„Ja, ja, Xenia, ich sehe schon“, lachte der mit dem vornehmen Namen Coriolan ausgestattete Schneider, „das ist Julian, der reiche junge Römer, der die Villa des verstorbenen Sekundinus, seines Oheims, bewohnt; gelt, der gefiele dir!“ neckte er blinzeln; „ein wackerer junger Mann übrigens! Ich habe vor kurzem ein Pallium und zwei Tuniken für ihn angefertigt, und er zahlte mir die Hälfte über den geforderten Preis. Mögen die Götter ihn segnen!“

„Also dies ist der Römer Julian, von dem man sagt, er werde die älteste Tochter des Aedils Vitruv heiraten“, und die hübsche Xenia blickte mit großem Interesse und einem ganz kleinen Seufzer nach dem jungen Mann.

„So? nun, ich glaube, sie nähme den Sempronius zum Gatten“, bemerkte der Schneider; „doch, wenn dem so

ist, wie du sagst, dann sehen die beiden anders aus, wie ich mir zwei Liebesleute denke. Gelt, Kleine, wenn Julian dein Liebhaber wäre, du schäutest vergnügter drein?"

Die Bemerkung war nicht ohne Grund. An der Seite der stattlichen Cassia saß Oktavia stolz und erhaben, wie eine Königin, in sieghafter Schönheit. In dem bleicher als gewöhnlich erscheinenden Antlitz, dem die Schminke nur einen kaum merklichen Hauch von Röte verliehen hatte, flammten die großen, dunkeln Augen mit unergründlichem Ausdruck, doch kein sanfter Blick, kein weicher Zug verlieh den schönen Zügen den letzten Zauber, und kein Liebesglück sprach sich darin aus. Stolz und kalt, wie nur je, zeigte sich die schöne Tochter des Vitruv den Augen der Menge, und keiner ahnte, daß ihr Herz aus tieferen Wunden blutete, als die Krallen der Bestien oder das Schwert des Gladiators zu schlagen vermochten.

Eine Bewegung ging jetzt durch die Reihen und hundertstimmiger Zuruf begrüßte das Erscheinen des Konsuls, der die für ihn bestimmte Loge einnahm. In seiner Begleitung befanden sich Hermione, Leander und Sever, und ein Flüstern der Bewunderung ging bei dem Erscheinen des schönen jungen Mädchens von Mund zu Mund. Ueber die milchweiße Tunika fiel die goldumsäumte mattblaue palla, und das schwere, kastanienbraune Haar, von einer glatten Goldspange gehalten, umgab auf das Vorteilhafteste den zierlichen Kopf. Doch trugen die lieblichen Züge keinen frohen Ausdruck, denn nur mit Widerstreben betrat Hermione eine Stätte, deren furchtbare Bestimmung sie im voraus mit Schauder erfüllte.

Doch es hätte unliebsames Aufsehen erregt, wenn die Familie des Konsuls immer wieder den Spielen fern geblieben wäre, ein Verhalten, das den Christen ohnehin vom Volke zum Vorwurf gemacht wurde.

Das edle Antlitz des Palmatius trug das Gepräge tiefen Ernstes. Mancherlei Sorgen drückten seine Seele, und in dieser Stimmung dünkte ihn das blutige Schauspiel der Arena wie ein düsteres Vorzeichen der nahen Zukunft. Einen Moment schweifte sein Blick gedankenvoll über die vieltausendköpfige Menge.

Als Christ konnte er diese grausame Art von Vergnügungen nicht billigen, doch als kaiserlicher Beamter durfte er sich ihnen nicht entziehen. Seufzend waltete er seines Amtes und gab das Zeichen zum Beginn.

Dumpf erdröhnten die rauhen Klänge der Tuba. Die im Norden und Süden der Arena angebrachten eisernen Tore öffneten sich, und unter Hörner- und Trompetenklang zogen in festlichem, farbenprächtigen Aufputz die Reihen der Kämpferpaare herein und defilierten vor dem Konsul und dem Publikum durch die ganze Länge des Kampfplatzes. Die eine Hälfte bestand diesmal aus Retiariern, die andere aus Sekutoren; die Letzteren trugen den enganliegenden Helm, während die Retiarius unbedeckten Hauptes einherschritten. Manche kräftige Jünglingsgestalt war darunter, und manches schöne Augenpaar blickte mit Wohlgefallen auf diesen oder jenen nieder.

„Ach, Mutter, sieh' nur den hübschen Gladiator“, flüsterte die kleine Lukretia bewundernd, indem sie die Angeredete an der Balla zupfte und ihre Aufmerksamkeit auf einen der vorüberschreitenden Retiarius lenkte, einen schlankgebauten, jungen Mann, mit blondgelocktem Haar, dessen tiefblaue Augen wie suchend über die Reihen der Zuschauer glitten; jetzt leuchtete es freudig darin auf, als sie in einer der oberen Sitzreihen einem anderen Augenpaar begegnete, das mit dem Ausdruck von Angst und Liebe hernieder sah. Nur rasch ein Blick, ein letztes, stummes Grüßen, und weiter zog die Schar der Totgeweihten. Das junge Mädchen aber, das dort oben saß, starrte ihnen in tiefem Weh nach, und ihre Hände falteten sich heimlich zu flehendem Gebet. Es war Claudia, deren Segenswünsche den jungen Gladiator begleiteten.

Jetzt war der Umzug beendet; unter den Klängen der Musik ward zunächst mit stumpfen Schwertern ein Scheingefecht ausgeführt, um die Gemüther der Zuschauer in angenehme Erregung zu versetzen. Dann erdröhnte auf's neue die Tuba; der Kampfwart prüfte die Waffen, und der Ernstkampf nahm seinen Anfang.

Zehn Paare, je ein Retiarius und ein Sekutor, traten zunächst auf. Unter der atemlosen Spannung der Zuschauer währte der Kampf, bis der erste unterlag; es war ein Sekutor, und der siegreiche Retiarius setzte dem bezwungenen Gegner das Knie auf die Brust und blickte fragend zu den Zuschauerreihen empor, von denen Tod oder Leben des Besiegten abhing. Brausender Beifall lohnte den Sieger, doch die aufgestachelte Grausamkeit übte keine Gnade: fast nirgends eine andere Kundgebung, als der abwärts gewandte Daumen, das Zeichen des Todes; im

nächsten Augenblick durchbohrte der Dreizack den unglücklichen Sekutor.

Als auch der Kampf der Uebrigen entschieden, deckten acht Tote oder Sterbende den aufgewühlten Sand; nur bei zweien hatten zum Zeichen der Gnade die Tücher geweht, und bei diesen wohl nur aus Höflichkeit für die Tochter des Konsuls, die bleich und schauernd stets zuerst das rettende Tuch geschwenkt.

Verlarvte mit der Maske des Todes traten auf und zerrten mit eisernen Haken die Gefallenen durch die Porta libitinensis in die Leichentammer; Mohrensklaven schaufelten den Boden der Arena um und streuten frischen Sand.

Das Publikum atmete sehr befriedigt auf und befand sich in animiertester Stimmung.

„Hier, Lucretia“, und die behäbige Bürgersfrau entnahm dem geräumigen Beutel neue Vorräte, „greif’ zu, mich hat die Aufregung ungemein hungrig gemacht. Was für ein gutgebauter Mensch der letzte Sekutor war, schade, daß er getötet wurde“, und sie biß behaglich in eine saftige Feige.

Dumpf erdröhnte jetzt auf's neue die Tuba, und zwanzig Kämpferpaare betraten festen Schrittes die Arena. Der Kampfwart hielt die Waffenprobe, und mit Schwert und Dreizack gingen die Gegner auf einander los.

„Ei, sieh’ da, Chlorus, der armen Fannia Sohn“, rief der ehrsame Schneider Coriolan mit einemmal überrascht aus, „mögen die Götter ihm beistehen! Was würde aus seiner alten Mutter, wenn er fiele?“

„Welch’ ein hübscher Mensch!“ murmelte Xenia mitleidig.

„Und ein braver Sohn“, ergänzte der Schneider; „doch er hat einen bösen Gegner — sieh’ nur den riesigen Sekutor — beim Zeus, den vierschrotigen Burschen sollte ich übrigens kennen, ja wahrhaftig, es ist der Protus — kein anderer hat solche Arme und Schenkel. Aha, Chlorus versteht sein Handwerk — recht so — Mut, wackerer Chlorus, Mut!“ und der wohlmeinende Schneider beugte sich aufgeregt vor und zappelte ermutigend mit Armen und Beinen.

Der Gegner des jungen Gladiators war in der That Protus. Tückisch und mit plumper Kraft suchte der riesige Thraker den verhassten Feind zu besiegen, doch Chlorus wich gewandt seinem Angriff aus, und lange

schwankte der Kampf unentschieden. Die Aufregung der Zuschauer stieg auf den Höhepunkt, und hunderte von Zurufen feuerten die Streitenden an.

Die Gewandtheit des Gegners versetzte Protus in blinde Wut; feuchend hielt er einen Moment inne, doch ehe es jenem gelang, das Netz über ihn zu werfen, stürzte sich der Riese tückisch auf ihn, und schwergetroffen sank der junge Gladiator zu Boden. Hastig setzte der Thraker dem Verwundeten das Knie auf die Brust und blickte mit dem Ausdruck wildesten Hasses empor. Fast gleichzeitig streckte sich dicht vor ihm aus den Reihen der Ritter eine Hand mit abwärts gewandtem Daumen ihm entgegen, und in dem finsternen, bleichen Gesicht des Censors Sempronius glühten die Augen feindselig und befehlend auf. Wie teuflischer Triumph leuchtete es in dem Blick des Siegers, und blitzschnell stieß er dem Unterlegenen das kurze Schwert in die Brust, schneller, als der für den hübschen jungen Gladiator günstig gestimmte Teil der Zuschauer das Zeichen der Gnade zu geben vermochte.

Aus einer der oberen Reihen erklang ein herzerreißender Schrei, und eine weibliche Gestalt brach sich verzweifelt Bahn durch die Menge. Einige ärgerliche Ausrufe wegen der Störung abgerechnet, achtete man nicht sonderlich darauf, denn solche Szenen ereigneten sich des Ofteren.

Auch die hübsche Xenia hatte einen Ruf des Schreckens ausgestoßen.

„Der arme Chlorus!“ rief sie bedauernd.

Der wackere Schneider wischte sich die Augen.

„Er war ein wackerer Bursche, schade um ihn“, murmelte er; „mögen die Dämonen den vierschrötigen Protus verfolgen; viel zu früh stieß er zu.“

In der Loge des Konsuls entstand eine Bewegung; Hermione war bleich mit geschlossenen Augen zurückgesunken; Abscheu und Aufregung hatten sie überwältigt, und eine Ohnmacht breitete den wohlthätigen Schleier über ihre Seele.

Von allen, die sie umgaben, war Julian der erste, der es wahrgenommen, und in alles vergessender Liebe wollte er zu ihr hinstürzen; doch sah er, wie Leander sich um sie bemühte, und sein Herz zog sich in Weh und Bitterkeit zusammen.

Langsam wandte er sich dem Ausgang des Amphitheaters zu, doch verließ er dasselbe nicht eher, als bis

er Hermione, wenn auch noch bleich und angegriffen, die harrende Sänfte zur Heimkehr besteigen sah.

Mit schwachem Lächeln reichte sie ihm dankbar die Hand, die er einen Augenblick in der seinen hielt, während es doch wie stürmische Sehnsucht in ihm aufwallte, die rührende Gestalt der Geliebten für immer an sein Herz zu ziehen.

„Diese Nazarener können den Anblick des Blutes nicht ertragen; wie albern!“ flüsterte ein junger Stutzer seiner Nachbarin, einer elegant gekleideten Dame, zu; diese zog geringschätzig die Schultern.

„Es erinnert sie vielleicht zu sehr an Nero und Domitian“, meinte sie dann spöttisch.

Während draußen unter dem Beifallssturm einer rasenden Zuschauermenge dem Moloch des entarteten Menschengeschlechtes neue Opfer dargebracht wurden, lag in der düsteren Totenkammer des Amphitheaters, gleich den anderen in der Arena Gefallenen, der junge Gladiator blutend auf der Erde ausgestreckt. Das Leben war noch nicht völlig entflohen, doch mit raschen Schritten nahte der Tod. An seiner Seite kniete Claudia in tränenlosem Schmerz; das Haupt des Sterbenden ruhte in ihren Armen, indes ihre Lippen Gebete murmelten.

Jetzt öffnete der Schwerverwundete langsam die Augen, und beim Anblick der Geliebten huschte ein schattenhaftes Lächeln über sein Gesicht.

„Claudia“, flüsterte er kaum hörbar.

Das junge Mädchen beugte sich tiefer zu ihm herab.

„Mein Chlorus“, sprach sie sanft und eindringlich, „auf Erden werden wir nicht mehr vereinigt werden, wohl aber im Himmel. Glaubst du an Gott, an Jesus Christus?“

Ein feierlicher Ausdruck breitete sich über sein Antlitz.

„Ich glaube“, murmelte er mit Anstrengung.

„So bete, mein Chlorus, bete, und Gott wird auch uns barmherzig sein!“

Langsam und in immer größeren Pausen wiederholte der Sterbende die Worte, die Claudia ihm leise vorsprach. Wie Friede und Beruhigung breitete es sich über seine Züge, doch immer schwächer und undeutlicher wurde die Stimme, dann noch ein letzter Atemzug, und der Genius des Todes löschte die Fackel aus.



Wochen waren vergangen und auf die Hitze des Sommers die kühleren Tage des beginnenden Herbstes gefolgt. Man befand sich jetzt im September, dessen gemäßigtere Temperatur sich wohlthuend von den vorhergegangenen Monaten unterschied, indes gleichwohl die Sonne ihre goldenen Strahlen aus wolkenlosem Blau herabsandte. Doch, während der Himmel klar und ungetrübt über dem herrlichen Thal der Mosella leuchtete, zogen in die Herzen seiner Bewohner mehr und mehr Furcht und Sorge ein. Die unbestimmten Gerüchte, die seit längerer Zeit, gleich einer fernen Gewitterwolke, ihre Schatten voraus geworfen und die Nachdenklicheren und Weiterblickenderen von Anfang an mit heimlichem Bangen erfüllt hatten, begannen sich zu verdichten und in immer drohenderer Gestalt näher zu rücken. Es kam schlimme Kunde von dem, was auf dem Wege, den der Zug Maximian's gegen die Bagauden nahm, geschehen war; schlimm besonders für die Christen, die noch die Verfolgungen im guten Andenken trugen, die sie unter den früheren Kaisern erduldet. So kam es, daß sich ein dumpfer Druck auf die Gemüther der trevirischen Bevölkerung legte, den selbst die absichtlich veranstalteten öffentlichen Festlichkeiten nicht zu beseitigen vermochten. Wohl vertraute man dem Schutze des Kaisers und seiner seither geübten Milde, doch, wenn auch nicht von ihm, so war doch von dem als christenfeindlich bekannten Maximian bei gegebener Gelegenheit Schlimmes zu gewärtigen. Zudem war Diocletian selbst Heide, ohne Verständnis für das Christentum und vielleicht weniger aus Gerechtigkeitsgefühl, als durch den Umstand zu dessen Gunsten bestimmt, daß seine Gemahlin und Tochter sich zu demselben bekannten. Ein Zug, der den Christen von Anfang an gemeinsam war: treues Festhalten an ihrem Glauben charakterisierte besonders die Trevirer, und es war daher vorauszu sehen, daß etwaige Gewaltmaßregeln wohl Blutvergießen und ein Dezimieren der lebenden Generation, aber kein Wanken und Abwendigmachen von der Lehre des Christentums zu erzielen vermöchten.

Ein großer Teil der Einwohner blieb freilich von diesen Besorgnissen verschont — die Anhänger der Götter hatten keinen Grund zu Befürchtungen, und für sie bildeten die öffentlichen Vergnügungen eine angenehme Quelle der Unterhaltung.

Der am bereitwilligsten in diesem Strome schwamm, war der lebenslustige Sertus, der ewig heitere Epikuräer, der das Dasein nur als Mittel zum Genuß und den Genuß als Zweck des Daseins betrachtete. In dem Schauspielsdirektor Pomponius und dessen behäbiger Gattin fand er willige Satelliten, und die schöne Chloris begann nachgerade das Herz des jungen Epikuräers in regere Schwingungen zu versetzen, als dies seinem, nur auf's oberflächliche gerichteten Sinn zuzutrauen gewesen wäre. Die glänzenden Augen der jungen Schauspielerin, die bei Marcellus ihre Macht eingebüßt hatten, übten nunmehr ihre verführerische Wirkung auf seinen epikuräischen Freund, der sich mehr und mehr erwärmte und bald zu den offenkundigen Verehrern der hübschen Chloris gehörte.

Weit lieber allerdings, als den Sertus, mit dem ewig weingeröteten Antlitz, hätte diese dessen Freund Julian zu ihren Füßen gesehen, und halb mit Bedauern, halb mit verletzter Eitelkeit, gedachte sie manchesmal seines freundlich fühlen Benehmens, das durchaus keine ihren Wünschen günstige Umwandlung hoffen ließ. Für etwas aber war sie ihm trotz ihres leichtlebigen Sinnes und der leichten Lebensanschauung, die ihr Gewerbe mit sich brachte, dankbar: er begegnete ihr weder mit der erniedrigenden Vertraulichkeit der vornehmen jungen (und alten) Lebemänner, noch mit der verletzenden Verachtung und Geringschätzung der sogenannten Sittenrichter, sondern stets nur mit ruhiger Höflichkeit. Es war zum erstenmal, daß jemand die Achtung ihr gegenüber, wenn auch nicht aussprach, so doch auch nicht offenbar hintansetzte, und auf das nur leichtsinnige, im Schlamm einer verderbten, heidnischen Zeit lebende, aber nicht schlechte Herz der Schauspielerin machte dies einen tieferen Eindruck, als alle die banalen Schmeicheleien, an die sie gewöhnt war.

Ihren seitherigen Verehrer Marcellus sah sie nur noch selten. Die Liebe zu der hübschen Aglaja, die ihm von Tag zu Tag lebenswerter erschien, absorbierte dessen Herz vollständig, und die freien Stunden des Tages, die sein Amt ihm übrig ließ, brachte er fast alle im Hause des Vitruv zu.

Der würdige Aedil sowohl, wie seine Schwester Cassia bezeugten ihm ihr ungeheucheltes Wohlwollen, während dagegen die schöne Oktavia den künftigen Gatten ihrer Schwester mit wenig verwandtschaftlicher Herzlichkeit behandelte.

Ueberhaupt war ihr Wesen in der letzten Zeit seltsam und unberechenbar. Meist kalt und verschlossen, steigerte sich dies häufig bis zur verletzenden Schroffheit, worauf mitunter ganz unvermittelt, wie etwa auf starken Frost unerwartet Tauwetter eintritt, eine ungewohnte Weichheit zutage trat, während deren sie Aglaja mit inniger Zärtlichkeit entgegenkam, und selbst der armen Cassia, die wenig an Herzlichkeit seitens ihrer älteren Nichte gewöhnt war, mit einer Nachgiebigkeit begegnete, welche die würdige Dame in gerechtes Erstaunen versetzte. Ebenso plötzlich aber auch schlug die Laune Oktavias in das Gegentheil um, und wehe dem Sklaven oder der Sklavin, die dann das Unglück hatten, irgend etwas bei der reizbaren launischen Herrin zu versehen — war doch die stolze Tochter des Vitruv keine Ausnahme von den römischen Damen jener Zeit, die mit kaltem Blut ihre Sklavinnen auf das Grausamste quälten, ohne ein Unrecht darin zu erblicken, wenn auch die Stellung der Sklaven bei weitem nicht mehr jene schutz- und rechtlose war, wie sie noch in die erste Kaiserzeit hinüber gedauert und erst seit den Antoninen eine Wendung zum Besseren erfahren hatte.

Seit jenem unglückseligen Tage, der ihren Liebestraum so jäh zerriß, war Oktavia eine Beute der wechselndsten Leidenschaften. Haß, Zorn, Liebe und das Verlangen nach Genugthuung durchstürmten ihre Brust, gleich den vom Gewitter aufgewühlten, trüben Wellen des Bergsees, der nun mit verheerender Gewalt seine Ufer überslutet. Weniger wie je für die Werbung des Sempronius günstig gestimmt, bereitete Oktavia dem am folgenden Tage sich einfindenden Censor nichts weniger, als den gewünschten Empfang. Im höchsten Affekt der beidseitigen Leidenschaftlichkeit kam es zu einem so stürmischen Auftritt, daß jeder andere als Sempronius unterlegen wäre. Aber der scharfblickende, kaltberechnende Censor verlor auch im äußersten Moment der Erbitterung die Fassung nicht, und da er sah, daß Oktavia seiner Liebe unerreichbar war, so schwor er sich, daß sie es nicht seiner Rache sein solle, wenn ihm auch jetzt die Mittel und Wege dazu noch nicht klar waren.

Bleich vor Ingrimm, zwang er sich gleichwohl mit eiserner Willenskraft äußerlich zur Ruhe und vermied so den völligen Bruch, den er um seiner Pläne willen vermeiden wollte. Die Hölle mit allen Dämonen im Herzen verließ er das Haus des Vitruv, indes Oktavia nach seinem Weggange erleichtert aufatmete.

Seitdem waren nun Wochen vergangen, doch die sonst alles lindernde Zeit hatte sie nicht milder zu stimmen vermocht. Unablässig über ihrem Schicksal grübelnd, gab sie sich bald dem Trugbilde der Hoffnung hin, bald, aus der Selbsttäuschung erwachend, ward sie sich mit um so tieferer Qual der Wahrheit bewußt. Manchmal gedachte sie des ihr so treu ergebenen Viktorinus, dessen Liebe, wie sie wohl wußte, ihr unwandelbar gehörte, wenn auch sein ruhiges, männliches Wesen nicht die Leidenschaft zur Schau zu tragen vermochte, mit der Sempronius sie verfolgte. Wie die Gestalt eines treuen, zuverlässigen Freundes, stieg hier und da flüchtig die Erinnerung an ihn in ihr auf. Doch der tapfere Prätorianer-Offizier konnte sich diese günstige Stimmung der schönen Oktavia leider nicht zu nütze machen; vor Wochen schon war er in Ausführung eines kaiserlichen Erlasses in eine der entfernteren Provinzen gesandt worden, und bis zu seiner Rückkehr konnten Monate vergehen.

Julian sah sie nur selten, was sie einzig auf das zwischen ihnen Borgefallene schob, während es zum größeren Teil der Stimmung des jungen Römers entsprang, der die Einsamkeit dem Verkehr vorzog. Auch dem Hause des Palmatius wäre er öfter fern geblieben, aber das väterliche Wohlwollen, das der Konsul ihm entgegenbrachte, sowie die sich mehr und mehr verschlimmernde Krankheit Justinias ließen es ihm undankbar erscheinen, seine Besuche einzuschränken. Mit heimlichem Bangen hatte Hermione seiner Kenntnissnahme ihres Verlöbnißes mit Leander entgegengesehen, doch, als er ihr mit ruhiger Herzlichkeit glückwünschend die Hand reichte, löste es sich in dem Gedanken, daß sie sich in jener Stunde in der Deutung seiner Gefühle geirrt habe, wie ein Druck von ihrer Seele, und die frühere Unbefangenheit ihm gegenüber kehrte nach und nach zurück. Sie ahnte nicht, wie schwer ihm diese äußere Ruhe geworden war und wie sein Herz aufzuckte in tiefem Weh, als seine Hand zum Glückwunsch die ihrige erfaßte. Sie sollte es auch nie erfahren, und der Gedanke an seine zerstörten Hoffnungen keinen Schatten auf ihr Glück werfen.

So zwang er sich auch Leander gegenüber zum gewohnten Ton; denn so schwer es ihm auch ward, dem glücklichen Nebenbuhler freundlich zu begegnen, so war er doch gerecht genug, sich zu sagen, daß jenen keine Schuld gegen ihn treffe. Nur das Zusammensein mit beiden zu-

gleich ging über seine Kräfte, und er vermied es, so oft er nur konnte. Wohltuend berührte es ihn, daß Cornelia ihm herzlicher entgegenkam, als sonst; es war dies, ohne daß er es ahnte, der unwillkürliche Ausdruck ihrer Teilnahme; denn ihr Herz erkannte den Sachverhalt annähernd richtig. Der Tag ihrer Vereinigung mit Sever war für die nächste Zeit festgesetzt. Doch bald trat sowohl das Glück der Liebenden, als auch die Hochzeitsstimmung in den Hintergrund vor den ernststen Besorgnissen um das Leben Justinias. Die Kunst der Ärzte erwies sich als machtlos, und mehr und mehr mußte sich die Familie des Konsuls mit dem Gedanken an das baldige Hinscheiden der Gattin und Mutter vertraut machen.

Es war an einem der letzten Tage des September. Die alte Murrha ging schon seit Sonnenaufgang mit verweinten Augen umher, und die Diener und Dienerinnen des Hauses unterhielten sich nur halblaut und traten mit leisen Sohlen auf. In das Gemach, in dem die Kranke ruhte, drang nur noch schwach der letzte Schimmer des scheidenden Tages, während eine von der Decke herabhängende, grünleuchtende Ampel den mehr im Schatten liegenden Teil des Zimmers mit sanftem Licht erhellte. Justinia lag still und bleich in den Kissen, die Augen auf das Zeichen der Erlösung, das Kreuz, gerichtet, das an der gegenüberliegenden Wand angebracht war. An einer Seite des Lagers kauerte die kleine Tertia und blickte mit großen, angstvollen Augen in das blasser Antlitz der Mutter, das so ganz anders war, wie sonst. Zu Füßen des Lagers knieten, in stummem Schmerz einander umfassend, Cornelia und Hermione, und in einer dunklen Ecke des Gemachs hockte Murrha, krampfhaft bemüht, das Schluchzen zu unterdrücken, das ihr das Herz zu zersprengen drohte.

Jetzt teilte sich leise der Türvorhang, und die Gestalt des Konsuls erschien auf der Schwelle. Die Tage des Kammers und der Sorge hatten den stattlichen Mann um Jahre altern lassen und seine sonst so feste Haltung gebeugt. Mit tiefem Schmerz in den edlen Zügen trat er sachte zu der Sterbenden heran, und, an dem Lager niederknieend, nahm er die treue Gattin sanft in seine Arme und zog ihr Haupt an seine Brust.

„Meine teure, geliebte Justinia“, sprach er mit fast versagender Stimme, „dir danke ich reiche Jahre des edelsten Glückes — wie soll ich die Trennung ertragen?“

Sie sah ihn mit einem Blick der innigsten Liebe an. „Ich danke dir für diese Worte“, flüsterte sie schwach; „eine Trennung ist es nur für kurze Zeit. Wie rasch vergeht das irdische Leben, und dann winkt uns im Jenseits die ewige Vereinigung. Sind wir doch Christen — und Gott sei Dank, daß wir es sind! Dessen sei eingedenk, mein Palmatius. Wir ahnen schlimme Zeiten; möge Gott dir Kraft und dereinst reichen Lohn im Himmel verleihen! Leb' wohl, mein geliebter Gatte, auf Wiedersehen dort oben!“

Der starke Mann beugte sich in wortlosem Schmerz zum letzten Kuß auf die bleiche Stirn. Die Sterbende hatte, wenn auch schwach und in abgerissenen Sätzen, so doch klar und deutlich gesprochen; es war das letzte Aufflackern der erlöschenden Flamme.

„Meine Kinder“, flüsterte sie schmerzlich, „Gott sei euer aller Schutz — — meine arme, kleine Tertia — — und Murrha — meine treue Murrha — — haltet fest an unserem Erlöser — an Jesum Christum.“

Wie ein Hauch verflangen die letzten Worte; noch ein Seufzer, dann schloß sie die Augen für immer. Mit dem Namen des Heilandes auf den Lippen war sie hinübergegangen.

„Mutter, liebe, gute Mutter, stirb nicht!“ rief die kleine Tertia in verzweifelttem Schmerz, indem sie die Tote krampfhaft zu umklammern suchte; doch als die Schwestern unter unaufhaltsam strömenden Tränen sich über die Entschlafene neigten, und die alte Murrha laut aufschluchzte, da ward sie inne, daß kein irdischer Klang mehr das Ohr der Mutter erreiche.



Vier Tage waren vergangen. Die Begräbnisfeierlichkeiten waren vorüber, und die irdischen Ueberreste Justinias in der Familiengruft zur letzten Ruhe gebettet.

In früher Morgenstunde betrat Sever das Haus des Konsuls, bei dem er sich unverzüglich, ohne erst Cornelia zu begrüßen, anmelden ließ.

Palmatius befand sich in seinem Arbeitszimmer, im Begriff, seinem Sekretär, dem Freigelassenen Kanthos, einige Schriftstücke zu diktieren.

„Ich sehe es dir an, mein teurer Sever“, sprach er, dem jungen Manne mit trübem Blick die Hand zum Gruße reichend, „daß die schlimme Kunde dein Ohr schon erreicht hat.“

„So ist es, mein Vater“, erwiderte Cornelias Verlobter ernst; „der Cäsar wüthet gegen die Christen der Thebäischen Legion und hat den größten Theil derselben bei Agaunum¹⁾ seinem Grimme geopfert.“

„So ist dir noch nicht alles bekannt“, versetzte langsam der Konsul; „einzelne Teile jener Legion sind von Maximian in die aufständischen Provinzen vorausgesandt worden. Aber auch sie waren Christen und weigerten sich, gleich ihren heldenmütigen Gefährten, ihren Glauben zu verleugnen — und das gleiche Schicksal, wie jene bei Agaunum, erreichte diese vor wenigen Tagen bei Solodurum. Ich erhielt die Kunde schon in der Frühe dieses Morgens“, fuhr er mit einem Seufzer fort, indem er mit der Hand über die Stirn fuhr, „und unmittelbar darnach traf ein Bote ein, der die Ankunft einer Cohorte jener Legion zu Treviris ankündigte, mit der Anfrage, ob es den Soldaten gestattet sei, vor dem nördlichen Thor, auf dem Marsfelde, ihr Lager aufzuschlagen. Noch eine dritte schlimme Nachricht“, fügte er düster hinzu, als Sever sprechen wollte, und ein mit daranhängendem, großem Siegel versehenes Schreiben vom Tisch nehmend und es dem jungen Manne darreichend, fuhr er fort:

„Hier die Ankündigung, daß der Präsekt Niktivarus, dem Befehl des Maximian gemäß, auf dem Wege hierher sich befindet. Unzweifelhaft wird derselbe in erster Linie auch die hier lagernde Abteilung der Thebäer dem Tode weihen, wenn dieselben sich weigern, den Göttern zu opfern.“

„Entsetzlich“, murmelte Sever erschüttert.

Einige Augenblicke schwiegen beide, von den Gedanken überwältigt, die auf sie einstürmten.

„Böse Tage stehen der Stadt bevor“, nahm Palmatius auf's neue das Wort; „denn es ist kaum zu hoffen, daß Niktivarus die Christen unter den Trevirern schonen werde, da er gegen die Christen im eigenen Heere so grausam verfährt. Den Kaiser anzurufen, bleibt keine Zeit, auch würde derselbe den Cäsar in seinen Maßregeln nicht hemmen. So müssen wir mit Mut und Gottvertrauen dem entgegensehen, was die nächste Zukunft bringen wird, eingedenk unserer glorreichen Vorfahren, die ihren Glauben treu und unerschütterlich bekannt haben.“

„Und denen auch wir mit gleicher Standhaftigkeit nachfolgen werden!“ rief Sever leuchtenden Auges.

¹⁾ St. Maurice a. d. Rhone.

„Wenn alle gleich dir und mir solche Gesinnung hegen, mein Sohn, so fürchte ich keinen Feind und keine Verfolgung“, und mit festem Händedruck besiegelten beide Männer diese Worte.

„Weiß Cornelia schon davon?“ frug Sever.

„Noch nicht, aber wir werden es ihr nicht lange verheimlichen können. Sie ist die mutigere; mit Bangen dagegen gedenke ich Hermionens und meiner armen, kleinen Tertia. Ich glaubte, den Verlust meiner geliebten Justinia nicht ertragen zu können, und nun möchte ich fast Gott danken, daß er sie zu sich genommen hat, ehe die Tage der Trübsal anbrechen.“ Seine Stimme bebte, und sein Auge wurde feucht. „Doch Gott wird die Meinen schützen“, schloß er mutiger, „wir sind Christen und stehen oder fallen in Gottes Hand.“

„Solange noch ein Atemzug in mir lebt, werden sie nicht verlassen sein“, rief Sever feierlich, „und nur über meiner Leiche soll ihnen ein Leid geschehen.“

„Ich weiß es, mein treuer Sever, und danke dir. Vielleicht auch sehe ich zu schwarz und sind meine Befürchtungen grundlos. Doch, wie es auch komme — vor dem Sturmwind sondert sich die Spreu, und in der Stunde der Gefahr erkennt man die besten; wer sich wahrhaft Christ nennt, wird sich jetzt bewähren. Es wird heute Abend eine lange Versammlung werden; vielleicht die letzte“, fügte er halblaut hinzu.

Als Sever ihn verließ, lenkte derselbe seine Schritte nach dem Peristyl, wo er Cornelia zu finden hoffte. Doch traf er nur die kleine Tertia Caecilia, die in einer Ecke trauernd die Arme um Molosso's Hals und ihr Köpfchen an seinen großen Kopf gelegt hatte. Das Tier hielt unbeweglich still, nur der Blick seiner klugen, glänzenden Augen begrüßte den Eintretenden, und der Schweif begann eine leise Schwingung. Die Kleine hob den Kopf und sah mit traurigen Augen zu Sever auf. Dieser gedachte der Worte des Konsuls, und in plötzlicher Rührung bückte er sich nieder und drückte einen Kuß auf des Kindes Scheitel.

„Willkommen, mein Freund!“ sprach Cornelias sanfte Stimme hinter ihm, und, sich umwendend, erblickte er seine Verlobte, die vom Kystos her eingetreten war, und deren bleiches Antlitz die Freude über das Erscheinen Sever's leicht rötete.

„Meine teure, geliebte Cornelia“, rief der junge Mann in stürmischer Empfindung, die Braut an seine Brust

ziehend; sah er doch den Himmel des Glücks, der so klar gewesen, von drohenden Wolken bedeckt.

Ein Blick in sein Antlitz, in seine feuchtschimmernden Augen sagte dem jungen Mädchen, daß sein Herz von Sorgen bedrückt sei. Sie sah ihn ängstlich und forschend an.

„Ist schlimme Kunde gekommen? Droht uns Unheil? Ich sehe es dir an — o sprich und sage es mir!“

Er zauderte mit der Antwort; aber es war besser, sie erfuhr es jetzt schonend durch ihn, als unvorbereitet von anderen; und er wußte ja, sie war stark und mutig. Langsam und in der gelindesten Weise erzählte er ihr das Vernommene.

Sie hörte ruhig zu, doch ihr Antlitz wurde bleich, und ihr Auge blickte starr, als sähe es in der Ferne ein Schreckbild emporsteigen. Ein Schauer durchrieselte sie, dessen sie sich nicht zu erwehren vermochte.

„Eint uns das Leben nicht, so eint uns der Tod“, sprach sie leise, aber fest; „Gottes Wille geschehe!“

„Sege nicht solch' trübe Gedanken, Geliebte“, suchte Sever sie zu beruhigen, „noch ist ja das Schlimmste nicht zu befürchten.“ Doch sie lehnte das Haupt an seine Brust, und er sah, wie die Tränen über ihre bleichen Wangen rollten. —

Das Gerücht von der Hinnordnung der Thebäer bei Agaunum hatte sich rasch verbreitet und legte sich wie ein dumpfer Druck auf die Gemüter der Trevirer. Der ersten folgte bald die zweite, gleich schlimme Kunde: daß Maximian seine Bluttat bei Solodurum wiederholt, und in der That hatten beide Gerüchte einen nur zu wahren Hintergrund.

Unter den Legionen Maximians befand sich auch die sogenannte Thebäische, aus etwa sechstausend Mann bestehende legio prima Maximiana Thebaeorum, die, aus einem christlichen Landstriche Egyptens stammend, fast ganz aus Christen zusammengesetzt war. Auf der Kaiserstraße von Mailand die Penninischen Alpen überschreitend, kam dieselbe unter Anführung des Mauritius nach Otdurum, von wo Maximian einen Teil der Legion gegen die aufständischen Bauern vorausschickte. Ströme Blutes waren auf dem Zuge gegen die Bagauden schon geflossen und Greuelthaten aller Art dabei verübt worden. Noch war die Thebäische Legion minder als andere Heeresteile dabei verwandt worden, doch, als auch sie zur direkten Be-

kämpfung der Aufständischen herangezogen ward, sträubte sich ihr christlicher Sinn gegen solches Vorgehen, und bei Agaunum an der Rhone machten die Thebäer Halt und verweigerten den Gehorsam, da sie es müde seien, das Blut der Unschuldigen zu vergießen. Als Maximian von dieser Widerseßlichkeit Kunde erhielt, gab er den Befehl, unverzüglich jeden zehnten Mann der Legion niederzuhauen. Dies geschah, doch ohne den standhaften Sinn der Ueberlebenden zu beugen.

Der Cäsar ließ die furchtbare Maßregel wiederholen, aber auch diesmal blieben die Soldaten standhaft, ja heldenmütig zusammenstehend und von ihren Offizieren dazu aufgemuntert, bekannten sie sich frei und offen als Christen und weigerten sich als solche, ferneren, unnötigen Blutvergießens. Maximian entbrannte in unbändigem Zorn und befahl, den ganzen Rest der Legion zu vernichten, was am 22. September geschah. Einzelne Kohorten derselben waren indessen als Vorstoß vorausgeschickt worden, und bei Solodurum ereilte die eine derselben das gleiche Schicksal, wie ihre Gefährten — am 31. September erlitten auch diese Thebäer freudig den Tod für Christum. Eine weitere Abtheilung, von Thyrsus geführt, zog gegen Treviris, und es war das diejenige, von welcher der Consul Sever gegenüber gesprochen hatte.

Noch wußten die Trevirer nichts von der bevorstehenden Ankunft des Riktivar, und Palmatius suchte ihnen die Kenntniss so lange als möglich vorzuenthalten. Konnte man doch nach den stattgefundenen blutigen Vorgängen eine Wiederholung derselben vor den Thoren von Treviris gewärtigen; und wenn Maximian die christlichen Soldaten im eigenen Heer nicht schonte, so war anzunehmen, daß sein Grimm sich auch gegen die übrigen der ihm verhaßten Anhänger des Christentums richten werde.

Ein stattlicher Soldat schritt von der Via decumana her der engen Gasse zu, in welcher Beturia wohnte. Es war der Legionar Eingetius, und an dem kleinen Häuschen angelangt, mußte er sich bücken, um durch die niedere Thüre eintreten zu können.

„Der Vater!“ rief eine frische Knabenstimme im Innern, und Sejus sprang dem Eintretenden entgegen. Auch Beturia wollte sich zu seinem Willkomm erheben, doch der Legionar trat rasch auf sie zu und drückte sie sanft auf den Holzsessel nieder, auf dem sie gesessen.

„Bleib' sitzen, Mutter“, sprach er freundlich, sich auf einen Schemel neben ihr niederlassend, den Sejus eifrig herbeibrachte, „wie geht es dir?“

Betrubia sah hinfällig aus, und ihr Haar war fast ganz gebleicht. „Willkommen, mein Eingetius“, begrüßte sie den Sohn, ihm die welke Hand reichend, indes ein Freudenschimmer ihr Antlitz erhellte, „wie es mir geht? Wie es denen geht, die, alt und schwach, an dem Tore der Ewigkeit stehen und warten, daß ihnen aufgetan werde.“

„Nun, nun“, begütigte der Legionar, „dazu hat es noch Zeit; hoffentlich mußt du noch recht lange warten.“

„Es wäre mir leid“, murmelte die alte Frau; „denn mir dünken schlimme Zeiten zu kommen. Ich gedenke einer alten Prophezeiung“, fuhr sie sinnend und sich langsam hin- und herwiegend fort; „wenn die Thebäer vor den Toren von Treviris liegen — so lautet dieselbe — dann wird nicht verschont bleiben Mann, Weib, noch Kind. Sejus hat mir erzählt, daß eine Thebäische Legion im Anzug sei, und die Worte der Prophezeiung beginnen sich zu erfüllen.“

„Wer weiß, ob es so schlimm sein wird“, suchte Eingetius ihre trüben Gedanken zu verscheuchen, „weshalb sollten die Einwohner einer friedlichen Stadt verfolgt werden, da sie doch nichts verbrochen haben und unter dem Schutze des Kaisers stehen?“

Betrubia sah ihn lange und forschend an, dann schüttelte sie traurig den Kopf.

„Mein Sohn“, sprach sie zitternd. „Du möchtest mich beruhigen, und glaubst selbst nicht an deine Worte. Dich trieb dein Herz noch einmal hierher zu deiner Mutter, ehe die Verfolgung hereinbricht.“

Ein Schatten fiel durch die offene Türe, und eine schlanke Mädchengestalt erschien auf der Schwelle. Es war Psyche, und ihr Blick leuchtete freudig auf, als sie ihren Vater hier gewahrte.

„Komm' hierher, mein Kind“, bat die alte Frau mit bebender Stimme, „und auch du, mein Sejus! O mein Sohn“, wandte sie sich dann an diesen, „kniee nieder und empfang den Segen deiner Mutter, der dich begleiten wird in aller Gefahr. Und sollte es dir beschieden sein, um des Glaubens an Christus willen zu sterben, so wird Gott dir die Krone des ewigen Lebens geben.“

Demütig sank der bärtige Legionar auf die Kniee und beugte das helmgewohnte Haupt, auf das die Greisin segnend die welken Hände legte.

"Ich segne dich, mein Sohn", sprach sie feierlich, "und der Segen deiner Mutter soll dich begleiten immer und überall. Ich empfehle dich dem Schutze Gottes und flehe zum Herrn, daß er dich einst an der Glorie des Himmels teilnehmen lasse."

Von Rührung überwältigt, hielt sie inne. Einige Augenblicke war es still in dem kleinen Kreise. Dann stand Eingetius langsam auf, und sein ernster, feuchtschimmernder Blick zeigte, wie die Worte der Mutter ihn ergriffen hatten. Psyche und Sejus schmiegen sich halb scheu, halb zärtlich an ihn an, und von einem plötzlichen Impuls bewegt, beugte er sich zu ihnen nieder und küßte sie auf die Stirn.

"Leb' wohl, Mutter", sprach er dann, Beturia die Hand reichend, und seine Stimme klang rauh vor Rührung, "sobald der Dienst der nächsten Tage es gestattet, komme ich wieder." Psyche und Sejus zunicke, verließ er das Haus.

Einige Augenblicke herrschte Schweigen. Beturia saß stumm noch immer nach der Türe blickend, durch die Eingetius verschwunden. Dann strich sie sich seufzend das weiße Haar aus der Stirn, indes ihre Lippen unverständliche Worte murmelten.

"Er ist ein guter Sohn", sprach sie dann lauter, "mögen seine Kinder ihm gleich werden. Wie geht es Ombra und den Kleinen?" wandte sie sich dann an Psyche, "ich habe sie lange nicht gesehen. Das Gehen fällt mir schwer, und Ombra kommt so selten."

"Das Hauswesen macht viele Arbeit, und das Jüngste ist krank", entschuldigte Psyche sanft.

Dann schickte sie sich flink und geräuschlos an, in dem kleinen Haushalt Hand anzulegen, wo es gerade nötig war. Sejus hatte sich sacht hinausgeschlichen, in dem Gedanken, den Eingetius noch einholen und ein Stück Weges begleiten zu können. Doch der Legionar war schon außer Sichtweite, und unschlüssig kehrte der Knabe in das Häuschen zurück.



Es war um die Stunde der zweiten Mahlzeit, und in dem Triflinium des Sertus gingen die Genüsse der

Tafel ihrem Ende entgegen. Nur drei Personen nahmen an der Tafel teil — der Hausherr, dessen Günstling, der Schauspiel-Direktor Pomponius, und der Quästor Marcellus. Jetzt brachte der auftragende Sklave den letzten Gang herbei: eine Platte mit zartgedünsteten Haselhühnern, eine Pastete von Flamingo-Zungen und in südländischem Wein gekochte Pflaumen, während andere den Nachtsch, in Weintrauben, Pfirsichen, Mandeln und Feigen bestehend, auf die Tafel setzten.

Wenn man die vorhergegangenen Gerichte dazu in Betracht zog: Kehrücken mit Spargel aus Ravenna, ein gebratener Fasan mit Artischocken aus Karthago, blausottener Hecht und mit Pistazien gefüllte Feldhühner, so war anzunehmen, daß der Appetit der Gäste nicht unbefriedigt blieb. Gleichzeitig bekundeten die umherstehenden Amphoren nicht minder, als besonders des Hausherrn und Pomponius' weingerötete Gesichter, daß auch dem Gott Bacchus fleißige Libationen dargebracht worden waren; und daß den Gästen keine schlechte Sorte vorgesetzt wurde, dafür bürgte der Keller des Sertus, der sich keines geringeren Rufes erfreute, als sein Koch.

Ehe man jetzt zu den Haselhühnern und der Flamingo-Pastete überging, trat sowohl in der Unterhaltung, als auch in der Tätigkeit des Essens eine Pause ein. Ein schöner, junger Sklave, der das Amt des Mundschenkes versah, füllte die Trinkschalen flink und geräuschlos auf's neue, und, behaglich den feurigen Wein schlürpfend, lehnte man sich bequem in die weichen Polster zurück. „Hic habitat felicitas“ stand im Innern des Portikus an der Villa des Sertus geschrieben, und vom epikuräischen Standpunkt aus war in diesem Falle die Wahl der Inschrift wohl berechtigt. Weiterer Lebensgenuß in seiner erfindereichsten Form — das war die Signatur von Sertus' ganzem Streben, und wenn sinnlicher Genuß Glück bedeutet, so konnte der ewig zur Freude geneigte junge Schwelger das oben erwähnte Wort „hier wohnt das Glück“ allerdings mit Recht auf sich anwenden.

„Dein Koch verdient alles Lob“, bemerkte jetzt Marcellus anerkennend, da die Sklaven abermals die Schüsseln darreichten.

„In der Tat alles Lob“, echoete Pomponius mit vollen Backen und einem zärtlichen Blick nach der Pastete.

„Wenn meine Gäste ihn loben, bin ich mit ihm zufrieden“, lächelte Sextus geschmeichelt; „nur schade, daß er ein Christ ist, wodurch ich ihn möglicherweise bald einbüße.“

„So denkst du, das Gerücht bewähre sich, daß Niktivar gegen die Christen hier vorgehen werde?“ fragte Marcellus.

„Nun, das ist doch selbstverständlich“, erwiderte Sextus mit überlegener Miene; „ich konnte überhaupt nie begreifen, weshalb der Kaiser dieser Sekte so viel Schonung angedeihen läßt. Eine Religion, die weder den Jupiter, noch den Apoll anerkennt — es ist einfach unbegreiflich! Da lob’ ich mir doch unsere Götter — vor allem Bacchus und Venus — dieser Becher sei ihnen geweiht!“ und lachend leerte er die frischgefüllte Schale.

„Bacchus und Venus!“ rief Pomponius begeistert, mit verschwimmenden Augen, indem er sich beeilte, dem Beispiel seines Gönners zu folgen; „möge der edle Sextus alle Zeit ihr Liebling sein!“

Auch Marcellus tat Bescheid, doch dachte sein Herz dabei an die liebliche Aglaja, und ihrem Andenken weihte er die funkelnde Schale.

„So schlimm ist es doch wohl nicht mit den Christen“, meinte er dann; „gehören doch viele unserer hiesigen Patrizier zu ihnen, sogar der Konsul selbst und manche der Senatoren.“

„Leider“, lachte Sextus halb ärgerlich, indem er sich über einen Haselhuhnflügel hermachte; „doch ist dies nicht gerade um so empörender? Und dabei haben wir es nur diesen verdammten Nazarenern zu danken, daß so wenig Tierhezen und Gladiatorenkämpfe stattfinden. Es ist ein Unrecht, ein schreiendes Unrecht, dem römischen Teil der Bevölkerung diese Einbuße aufzuerlegen um einer Sekte willen, welche die Götter nicht ehrt.“

„Du irrst dich, mein Sextus“, erwiderte Marcellus kopfschüttelnd, „nicht um der Christen willen, sondern, weil es uns an genügendem Material fehlt, können diese Kämpfe hier nicht so häufig stattfinden, wie du sie in Rom fandest. Bedenke doch die Kosten! Doch man spricht davon, daß Maximian beabsichtige, Trevis zu seiner Hauptstadt zu erheben und seinen Sitz hierher zu verlegen. Dann werden sich deine Wünsche wohl erfüllen; eine kaiserliche Residenz ist etwas anderes, als eine einfache Provinzialhauptstadt.“

„Du stellst mir ein neues Leben in Aussicht“, rief Sextus entzückt, „diese Schale den Göttern zum Dank!“

und sich mit der Mappa den Mund wischend, trank er sie in einem Zuge leer. —

Pomponius vermochte zum Zeichen der Zustimmung nur mit dem Kopfe zu nicken; denn ein großes Stück Pastete, das er eben in den Mund geschoben, und an dem er mit beiden Backen kaute, hinderte ihn am Sprechen; nachdem er es glücklich hinuntergewürgt, ließ auch er sich die Schale füllen und trank sie leer — zum wievieltensmale, war unbestimmbar, aber die verschwommenen Neuglein und glühenden Wangen des kleinen Mannes sprachen deutlich genug die ungefähre Zahl der dem Bacchus dargebrachten Libationen aus.

Als die Tafel aufgehoben war, und die Sklaven, wie vor Beginn derselben, jedem der Anwesenden eine Schale warmes Wasser zum Händewaschen nebst der Mappa zum Abtrocknen gebracht hatten, kam auf einen Wink des Trifflinarchen der jugendliche Mundschenk mit einer neuen Amphora herbei. Derselbe enthielt den leichteren milderen Wein von Tibur, der als Dessertwein besonders beliebt war.

„Ein echter Römer“, schmunzelte Sextus wohlgefällig, und mit Behagen das feurige Maß schlürfend, „aus dem Herzen Latiums, kein fremder Eindringling, wie dieser saure Wein der Mosel, der nichts von italienischer Glut und Milde kennt! Nun, für die Bewohner hier zu Lande, für die Abkömmlinge der rohen Kelten, ist er gut genug, und sie mögen Kaiser Probus dankbar sein, daß er sie den Weinbau gelehrt; doch einem gebildeten Gaumen behagt der Latiner besser.“

„Viel besser“, murmelte Pomponius pflichtschuldigst nach, während sein Haupt bedenklich wankte.

Marcellus zuckte nur schweigend die Schultern und nahm einen prüfenden Schluck.

„Wie kommt es, daß heute die schöne Chloris hier fehlt?“ frug er dann.

„Ja, das mußt du sie selber fragen“, erwiderte Sextus verdrießlich; „sie ließ mir sagen, sie sei heute nicht in der Stimmung. Ich bitte dich — eine Chloris nicht in der Stimmung, ein fröhliches Mahl mit ihren glühendsten Verehrern zu teilen! He! — Pomponius“, schrie er diesen an, „sprich, weshalb ist die holde Chloris nicht mit dir gekommen?“

Der kleine Schauspiel-Direktor hob das sich mehr und mehr zum Schlummer neigende Haupt mit gewaltiger

Anstrengung empor, und die kleinen, verglasten Augen stierten den Gastgeber unsicher an. Doch der Kampf gegen die doppelte Macht des Bacchus und Morpheus war ihm zu schwer.

„Sie ist eine Gans“, lachte er mit mühsam erhobener Stimme und fügte dann murmelnd hinzu: — „eine — einfältige — Gans — —“.

„So — warum denn?“ lachte Sextus neugierig; „sprich, alter Weinschlauch, warum diese schmeichelhafte Benennung?“

Doch der weinselige Mime war außer Stande, die Frage zu beantworten. „Eine — Gans —“, murmelte er dumpf, dann schloß er die Augen, und der Kopf sank schwer herab.

„Hm, ich möchte wissen, was der Kerl meint“, brummte Sextus mißtrauisch; „he, altes Weinsfaß, werde munter“, schrie er Pomponius zu und gab dabei seinen Worten mit einem derben Puff besonderen Nachdruck; doch der sonst so redselige Schauspiel-Direktor antwortete nur mit einem unartikulierten Grunzen.

„Laß ihn“, sagte Marcellus zerstreut, indem er sich erhob. Sein Blick richtete sich dabei auf die im inneren Hofe durch die hohen Bogenfenster sichtbare Sonnenuhr, deren Zeiger etwa die dritte Nachmittagsstunde kundgaben. Sextus gewahrte es.

„Ja, ja“, scherzte er, „einen ungeduldigen Liebhaber darf man nicht zurückhalten; die holde Aglaja würde mir auch nimmer verzeihen. Vale, alter Freund, und leg' ein gutes Wort bei Amor für mich ein.“

„Ich will lieber die Juno Pronuba bitten, daß sie dein Herz entzündet.“

„Brr — nein, nein“, wehrte der unverbesserliche Epikuräer lachend ab; „meine Götter sind Bacchus und Venus, ihre Gunst ersetzt mir den ganzen Olymp!“

Als der junge Quästor sich draußen befand, schritt er so rasch, als sich dies öffentlich mit seiner Würde vertrug, dem Hause des Aedils Vitruvius zu.

Aglaja empfing ihn strahlenden Blickes, wie immer, und bald saßen die beiden in süßem Geplauder an der den Ausblick in den Garten gewährenden Seite des Peristyls, während die wackere Cassia in einiger Entfernung als Ehrenwache Platz nahm und mit heimlichem Seufzen daran dachte, wie es mit den Tagen ruhigen Behagens

ein Ende haben werde, wenn Oktavia sich schließlich doch noch von dem finsternen Sempronius bestimmen lasse, seine Gattin zu werden; denn an der anderen Seite des Gartens, in einer von wildem Lorbeer überschatteten Laube, standen die einander gegenüber, mit denen die Gedanken Cassias sich beschäftigten.

In dem fahlen Bronze Gesicht des Censors spiegelten sich Haß und Liebe, und die dunkeln Augen glühten in ungebändigter Leidenschaft. Sein Blick ruhte in wilder, verzehrender Glut auf Oktavia, die ihm noch nie so schön und begehrenswert erschienen — und noch nie so unerreichbar gewesen war, wie jetzt. Die Gefühle des Hasses, der Rache, der Demütigung, alles entschwand nach und nach vor dem alle Schranken überflutenden, ungezügelten Verlangen, das schöne Weib sein eigen zu nennen. Die wilde, entfesselte Leidenschaft spottete aller Klugheit und Berechnung, und sinnlos, wie ein Trunkener, stürmte Sempronius dem immer mehr entschwindenden Ziele nach. Die letzte Zeit hatte sein ganzes Inneres aufgewühlt, und der Widerstand, den er gefunden, seine Leidenschaft, wie seine Energie auf die äußerste Spitze getrieben. Vergebens hatte er die Geister des Hasses und der Rache angerufen; sie verließen ihn treulos, da er ihrer am meisten bedurfte.

Hochaufgerichtet stand Oktavia jetzt vor ihm, ihr schönes Antlitz war ihm stolz und finster zugewandt, und kalt und abweisend begegnete ihr Blick dem seinen.

„Weshalb kommst du immer wieder auf dieses unlieb-same Thema zurück?“ frug sie ungeduldig, und war dir meine Antwort noch nicht deutlich genug? Das Herz läßt sich nicht zur Liebe zwingen — so wenig, wie zum Haß“, fügte sie leise hinzu. „Ende dieser Unterredung“, fuhr sie dann milder fort, „ich werde nie dein Weib, Sempronius.“

Sein heißer verzehrender Blick ruhte unverwandt auf ihr.

„Du liebst einen anderen“, murmelte er dumpf, während seine Augen brannten und sein Atem schwer ging. Sie sah ihn blitzenden Auges stolz an.

„Was kümmerte es dich, wenn dem so wäre? Bin ich dir Rechenschaft schuldig? Noch einmal — mach' ein Ende — — meine Geduld ist erschöpft.“

„Das heißt, ich werde wie ein Hund, dessen Treue man überdrüssig ist, vor die Türe gejagt“, antwortete er leise, aber die Worte kamen scharf und zischend über seine

Lippen, und sein bleiches Antlitz ward noch bleicher. „Und dennoch sollst du mein werden — mein“, knirschte er in rasendem Grimm; „meinst du, stolzes Weib, Sempronius lasse seiner spotten? Denkst du, ich wisse nicht, wen du mir vorziehst, ich wisse nicht, daß Julian, den alle Götter der Unterwelt zermalmen mögen, mir dein Herz entfremdet hat? Bei allen Dämonen — ha, wie ich Recht habe! Spare das Leugnen, dein Antlitz verrät dich — doch wehe dir und ihm! Ich will dein Herz zerreißen, wie du das meine zerrissen hast, und es wird ein Tag kommen, an dem du es bereust, den Sempronius zum Aeußersten getrieben zu haben!“

Bei dem Namen Julian's hatte einen Augenblick dunkle Röthe Oktavias Antlitz bedeckt, doch jetzt stand sie bleich und zornsprühend vor dem Censor.

„Genug!“ rief sie gebieterisch. „Denkst du mich mit Drohungen und Beleidigungen zu schrecken? Nie werd' ich dein Weib — und dies ist unsere letzte Unterredung!“

„Oktavia“, stöhnte er dumpf und verzweifelnd auf, „o verzeih' — Oktavia —“

Doch ohne ihn eines Blickes zu würdigen, schritt sie an ihm vorüber dem Innern des Hauses zu.

Einige Augenblicke stand Sempronius unbeweglich. Seine Züge schienen nach und nach zu Erz zu erstarren. Dann verließ er, fast schwankend wie ein Trunkener, das Haus des Aedils.

In ihren Gemächern angelangt, sank Oktavia in tiefer Erregung erschöpft nieder.

„O weshalb“, flüsterte sie händeringend, „weshalb mir dies unselige Geschick, Liebe zu fühlen und Liebe einzuflößen ohne Erwiderung? Warum dieser Zwiespalt, o ihr ewigen Götter? Warum seht ihr mitleidslos auf meine Qual, ohne sie zu lindern?“

„Die Götter lindern keine Qual“, sprach leise eine sanfte Stimme neben ihr. Erschreckt umblickend, gewahrte sie Psyche, deren Auge traurig und teilnehmend auf ihr ruhte.

„Mädchen“, fuhr Oktavia sie an, „wie kannst du zu horchen wagen?“

„Ich horchte nicht“, entgegnete Psyche bescheiden, „ich stand hier, als du eintratest, doch dein Auge glitt achtlos über mich weg.“

Halb aus Neugierde, halb aus Stolz um des Julian gegebenen Versprechens willen, hatte die junge Römerin sich Psyche angenommen, und Ombra wagte nicht, die junge Dame abschlägig zu bescheiden. So weilte das junge Mädchen denn täglich einige Stunden bei Oktavia, und äußerlich wenigstens diente dies zu ihrem Vorteil. Der Tochter des Aedils schmeichelte es einestheils, zur Beschützerin berufen zu sein, anderenteils erweckte Psyche ihr Mitleid und ihre Sympathie, und da sie dieselbe nicht in herrischem Ton, gleich einer Sklavin, behandeln konnte, so war das Verhältnis gegenseitig ein ziemlich befriedigendes.

"Du sagst, die Götter linderten keine Qual", wiederholte Oktavia nach einer Pause. "Wie kommst du zu diesem Wort? Hältst du die Götter für so mitleidlos?"

Psyche schüttelte den Kopf.

"Es gibt keine Götter", antwortete sie leise.

"Mädchen!" fuhr Oktavia zürnend auf; ruhiger fuhr sie dann fort: "So bist du Christin?"

Die Gefragte neigte bejahend das Haupt.

"Törichtes Kind!" rief die schöne Römerin unmutig. "Doch es ist weniger deine Schuld, als die Schuld derer, die dich dazu gemacht; denn deine Jugend hat noch kein eigenes Urteil. Kehre um, Mädchen", fuhr sie gütiger fort, "verlasse diese armselige Sekte und kehre zu den wahren Göttern zurück."

Psyche schüttelte den Kopf.

"Es ist nur ein wahrer Gott", sprach sie ruhig.

"Und fürchtest du nicht der Götter Rache?"

"Ich fürchte nur, Gott zu beleidigen", erwiderte das junge Mädchen leise, aber fest.

"Seltsame Menschen seid ihr Christen, von jeher rühmt man euch dies zähe Festhalten nach", bemerkte Oktavia sinnend; es tat ihr wohl, ihre erregten Gedanken einem anderen Gegenstand zuzuwenden, und ihr Auge ruhte mit Wohlgefallen auf Psyches lieblicher Erscheinung. Der Wunsch nach zerstreuender Unterhaltung, sowie eine, wenn auch geringe Neugierde bewogen sie, das angeregte Thema weiter zu führen.

"Erzähle mir von eurer Religion", sprach sie wohlwollend, "weshalb verleugnet ihr denn die Götter?"

"Weil wir nur den einen wahren Gott anerkennen, und weil es keine Götter gibt", antwortete das junge Mädchen ernst, die klaren Augen voll zu der Fragenden aufschlagend.

„Kind, Kind“, warnte Oktavia halb lächelnd, halb unmutig, „lasse deine Behauptung nirgends sonst hören! Weshalb aber, kleine Ungläubige, leugnest du die Existenz der Götter?“

„Weil sie nie und nirgends sich offenbart haben und nur von Menschen eingesetzt sind. Und deshalb ist auch nichts Höheres, nichts Göttliches an ihnen; denn die Menschen konnten diese ihr eingebilddeten Götter auch nur mit menschlichen Fehlern und Eigenschaften, aber nicht mit göttlichen Tugenden ausstatten. Es sind —“

„Genug, genug“, rief Oktavia zürnend, „du lästerst! Fürchte den Zorn derer, die du zu beleidigen wagst!“

„Sie vermögen weder zu strafen, noch zu belohnen“, erwiderte Psyche mit flüchtigem Lächeln. „Doch verzeih, Herrin“, bat sie sanft, „ich wollte dich nicht erzürnen. Du fragtest, und ich antwortete.“

„In der That, Kleine“, versetzte Oktavia besänftigt, „du verstehst, zu antworten. Aber hüte dich bei anderen, es könnte dir nicht immer ungestraft hingehen. Zumal in der nächsten Zeit wahre deine Zunge und bekenne dich lieber nicht so eifrig als Christin. Maximian sendet demnächst den Präfecten Riktiovar hierher, und, wie man sagt, verfolgt er die Christen.“

„Selig sind, die Verfolgung leiden um des Glaubens willen“, flüsterte Psyche.

„Was sagst du?“ fragte Oktavia verwundert. „Welchen Vorteil bereitet es dir denn, von Riktiovar hingemordet zu werden?“

„Den Himmel“, lautete die leuchtenden Auges gegebene, leise Antwort.

„Törichtes Kind — wer verbürgt dir denn dies?“

„Jesus Christus, der Sohn Gottes, der zur Erlösung der Menschen auf die Erde gekommen ist.“

„Ach, so ist dies jener Jesus von Nazareth, euer Stifter! Aber er war doch auch nur ein Mensch und kein Gott?“

„Er ist Gottes Sohn und selbst Gott, und als solcher auf die Erde gekommen, um als Mensch zu leiden und zu sterben, und damit vor Gott für die Menschheit genug zu tun und ihr den Himmel zu erwerben“, erwiderte Psyche feierlich.

„Wie!“ rief Oktavia ungläubig, „jener Gefreuzigte soll ein Gott gewesen sein und sich für die Menschen aufgeopfert

haben? Welches Märchen! Er sollte sich für jene, die seine größten Feinde waren, haben kreuzigen lassen? Wo bliebe denn da die Vergeltung?"

"Gott hatte Erbarmen mit den Menschen, und weil ihre Sünden so groß waren, daß kein anderes Opfer sie erlösen konnte gab er sich selbst zum Opfer hin. Und, indem er selbst das erste und höchste Beispiel der Feindesliebe gab, lehrte er auch uns, daß wir unsere Feinde lieben und ihnen verzeihen sollen; denn wer dürfte sich die Erlösung zunutze machen, wenn er das nicht vermöchte, was Jesus Christus lehrt und zuerst geübt hat?"

Oktavia hatte mit unwillkürlichem Interesse zugehört.

"Ein seltsamer Glaube!" sprach sie kopfschüttelnd. "Wenn nun zum Beispiel", fuhr sie ironisch fort, "Niktiovar dich zur Hinrichtung führen ließe — würdest du ihm verzeihen?"

"Ich würde ihm nicht nur verzeihen, sondern Gott bitten, daß er sein Herz erleuchten und ihm die Erkenntnis senden möge."

"Wie — du hegst keine Gedanken des Hasses oder der Rache?"

"Die Rache ist mein, spricht der Herr", erwiderte Psyche ernst. "Nein, ich wäre ihm nur dankbar, daß er mir den Himmel erschlösse."

Mit ungläubigem Staunen betrachtete die schöne Römerin das junge Mädchen, das mit glänzenden Augen und heiterer Ruhe so sprach, und ein unwillkürliches Gefühl, halb der Bewunderung, halb des Mitleids stieg in ihr auf.

"Nun, Feinde wirst du allerdings keine haben, Kind", sprach sie nach einer Pause gütig, "sonst möchte ich dich fragen, wie du diesen gegenüber denkst. Oder hat dir schon jemand ernstlich Unrecht getan oder eine Beleidigung zugefügt?"

Psyche senkte den Kopf.

"Rohe Menschen verfolgten mich neulich — doch, ich habe es ihnen längst verziehen."

"Ei, wie ging denn das zu?" fragte Oktavia neugierig.

"Beturia war krank", erzählte Psyche befangen, "und ich ging etwas spät von ihr weg nach Hause, als drei Männer und eine Frau mich überfielen und mit sich fort-schleppen wollten. O, die entsetzlichen Reden!" und die arme Psyche schlug noch in der Erinnerung daran schauernd die Hände vor's Gesicht.

„Nun, und wie ward dir Rettung?“ frug ihre Zuhörerin gespannt.

Das junge Mädchen zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

„Der edle Julian kam des Weges“, sprach sie endlich leise mit gesenktem Blick und erglühenden Wangen, „und befreite mich aus den Händen der Elenden.“

In ihrer Befangenheit wahrte sie die Veränderung nicht, die ihre Worte in dem Antlitz Oktavia's hervorriefen. Mit weiten, lodern den Augen starrte diese auf die Erzählerin. Wie ein Blitzstrahl fuhr ihr der Gedanke durch den Sinn: sollte Psyche es sein, die er liebte? Sie sah die Verwirrung des jungen Mädchens, den weichen, verklärten Ausdruck in dem lieblichen Antlitz, und ein Sturm furchtbarer Empfindungen erwachte in ihrer Brust.

„Liebt Julian dich?“ kam es fast tonlos über ihre Lippen.

Erschreckt und erstaunt fuhr Psyche empor bei der so plötzlich und unerwartet an sie gerichteten Frage. Oktavia hatte sich dicht zu ihr gebeugt, und die dunkeln Augen schienen ihre innersten Gedanken lesen zu wollen.

„Liebt Julian dich?“ wiederholte sie rauh.

Das junge Mädchen dachte nicht an die Beweggründe dieser auffallenden und unberechtigt scheinenden Frage, es gedachte nur dessen, was ihr eigenes Herz empfand, und nachdem ihr Blick eine Sekunde klar und ruhig in dem Oktavias geruht, beschattete ihre Züge ein Ausdruck von Wehmut und Resignation. „Nein“, flüsterte sie schmerzlich, „er liebt mich nicht.“

Es lag so viel reine Jungfräulichkeit und stille Entsagung in Ton und Erscheinung der Sprechenden, daß die schöne Römerin keiner weiteren Antwort bedurfte. Einen Moment legte sie die Hand über die Augen und atmete tief auf.

Psyche erhob sich, gewaltsam den Bann ihrer Erinnerung lösend, unwillig über sich selbst, und von der indiscreten Frage verletzt.

„Bale, Domina“, sprach sie ruhig, sich zum Gehen wendend. Diese Worte weckten Oktavia aus den auf sie einströmenden Gedanken. Ihr Herz, wie ihr Auge las in den reinen Zügen des jungen Mädchens dessen innere Regungen, und ein Gefühl der Reue und des Mitleids wallte in ihr empor. Sie erhob sich rasch, und im nächsten Augenblicke ruhte Psyche an ihrem Herzen.

„Geh“, flüsterte sie weich, indem sie einen Kuß auf die reine Stirn drückte, „und sei eingedenk, daß du von nun an in Oktavia eine Schwester hast!“



Die angekündigte Abteilung der Thebäischen Legion, eine Kohorte von sechshundert Mann, unter ihrem Anführer Thyrsus, war vor den Toren von Treviris angelangt und hatte auf dem Marsfelde ihren Lagerplatz bezogen. Neugierig strömte Alt und Jung in Scharen hinaus, während die christlichen Trevirer die Thebäer mit Freuden als ihre Mitbrüder begrüßten und ihnen die beste Aufnahme bereiteten. An dem denselben bevorstehenden Schicksal war kaum zu zweifeln; standhaft und unerschütterlich gleich ihren vorangegangenen Gefährten waren auch sie bereit, um ihres Glaubens willen den Tod zu erleiden. Ihr Beispiel und ihre Gesinnung entflammte und begeisterte auch die Trevirer, so daß diese, von einmütigem Eifer und Glaubensmut beseelt, einander gegenseitig zum Festhalten an der Lehre Christi aneiferten und mutig allen Drangsalen entgegenzuden. Auch der Konsul und die Senatoren hatten den Thyrsus und seine Schar gastlich und ehrenvoll aufgenommen; die Bürgerschaft kam den Thebäern mit brüderlicher Herzlichkeit entgegen, und noch bis spät in die Nacht hinein stiegen die Gebete und frommen Gesänge der heldenmütigen Krieger und ihrer trevirischen Glaubensgenossen zum sternbesäeten Himmel empor. —

Bleich und trüb ging am anderen Morgen die Herbstsonne über der Stadt auf. Nebelschleier hüllten die Ufer der Mosella ein, und über dem silberglänzenden, leise dahin rauschenden Strom wallte und wogte es in bläulichem Duft. Regungslos noch lagen die Schiffe und Rähne vor Anker, unberührt hingen die Netze der Fischer am Strand; nach und nach erst erwachte das Leben des Tages und nahm äußerlich wenigstens seinen gewohnten Verlauf.

Bleich und trüb auch spiegelten sich die matten Strahlen der Frühsonne in den blanken Helmen und Schilden der von Osten heranziehenden römischen Legion, unter deren schwerem, eintönigem Schritt die festgebaute Römerstraße erdröhnte. Hoch voran glänzten der kaiserliche Adler und die Feldzeichen, die vor dem Befehlshaber einhergetragen wurden. Dieser letztere war der von Maximian zur Be-

strafung der ausmarschierten renitenten Thebäer hierher gesandte kaiserliche Präfekt und Militärtribun Riktiovarus.

In Furcht und dumpfem Schweigen sahen die Bewohner der Stadt ihn an der Spitze seiner Truppen daherziehen. Vor dem östlichen Tore schwenkte er rechts ab und zog mit seinen Söldnern nach dem Marsfelde, wo er zunächst hinter dem Lager der Thebäer seine Soldaten abrüsteten und sich von den Strapazen des Marsches erholen ließ.

Schrecken und düstere Todesahnungen lagerten sich über der Stadt und ihren Bewohnern; denn auch der nichtchristliche Teil der Bevölkerung sah mit heimlichem Grausen den drohenden Vorgängen entgegen.

Es war um die Mittagsstunde, als Riktiovar seine Soldaten sich in Reihe und Glied aufstellen ließ. Er selbst hielt hoch zu Ross, umgeben von seinen Offizieren und Standartenträgern vor der Front, den Kommandostab, das Zeichen des Präfekten, in der Hand, indes der Herbstwind in seinem reichen Helmzier spielte. Er war ein großer Mann von knöchigem Körperbau, mit finsterem, abstoßendem Antlitz, aus dem unter buschigen Brauen harte, kalte Augen hervorblickten, während um den zusammengepreßten Mund ein Zug mitleidloser Grausamkeit lagerte.

Nachdem er befohlen, daß die Thebäer Aufstellung vor ihm nehmen sollten, ließ er deren Anführer Thyrsus vor sich kommen. Es war dies eine kräftige Kriegergestalt mit dunklem Haupt- und Barthaar und mit von der Sonne gebräuntem Antlitz. Kalt und finster ruhte der Blick des Präfekten auf ihm, doch fest und ruhig sah Thyrsus zu ihm auf; wußte er doch, daß sein und seiner Genossen Schicksal besiegelt sei. Totenstille herrschte auf dem weiten Plan trotz der vieltausendköpfigen Menge von Soldaten und Zuschauern. Drohend flog der Blick Riktiovars über dieselben hin, dann räusperte er sich.

„Euch allen“, begann er mit rauher Stimme, „ist es bekannt, welche Strafe jüngst der Cäsar über die Widerpenstigen eurer Legion verhängt hat. Diese Frevler wagten es, sich den Befehlen des Kaisers, dem sie Treue und Gehorsam geschworen, zu widersetzen, und diese Widerseßlichkeit ist dem Umstande entsprungen, daß sie Christen waren. Statt sich der Ehre, die legio prima Maximiana Thebaeorum zu heißen, in jeder Hinsicht würdig zu zeigen, verletzten sie dieselbe so weit, dem Cäsar den Gehorsam zu verweigern. Trotzdem war der erhabene Im-

perator zur Milde und Verzeihung geneigt, wenn sie sich bereit erklärten, dem Christenglauben abzuschwören und die Götter anzubeten. Doch die Toren weigerten sich dessen und zogen in ihrem Trotz und ihrer Verblendung die Todesstrafe vor. Daß dieselbe vollzogen wurde, wißt ihr. Sechs Kohorten eurer Legion haben bei Agaunum und Solodurum für ihre Widerseßlichkeit den Tod erlitten. Es wäre nur eine gerechte Maßregel, wenn ohne weiteres die ganze Legion vernichtet würde; doch der Cäsar will auch jetzt noch Milde statt Gerechtigkeit walten lassen, wenn die Uebrigen die Bedingungen erfüllen, die er an seine Verzeihung knüpft. Er hegt die Erwartung, daß ihr euch derselben würdig erweisen und euch damit dem Leben und dem Dienste des Kaisers erhalten werdet; daß ihr nicht Teil haben wollt an dem Ungehorsam und der Widerspenstigkeit eurer Gefährten, sondern daß ihr euch bereit erklärt, den Befehlen des Cäsars zu gehorchen, das Christentum abzuschwören und die Götter zu verehren."

Tiefe Stille hatte diese Ansprache begleitet und lagerte auch jetzt noch über der lautlosen Versammlung. Dann hob Thyrsum, der Anführer der Thebäer, das Haupt, und in seinen Augen leuchtete ein fester Mut.

"Herr", sprach er laut und vornehmlich, "dir und dem Cäsar gebührenden Dank für diese Botschaft! Doch ehe ich dieselbe in meinem und meiner Gefährten Namen beantworte, wollest du mir einige Worte gestatten. Wir beabsichtigen keineswegs, die Treue zu brechen, die wir dem Kaiser geschworen, noch die Befehle des Cäsars zu mißachten. Nur das Blut der Unschuldigen und Wehrlosen zu vergießen, weigern wir uns, wie es auch gewiß nicht der Wille des großen Diokletian ist, daß in dem Kampfe gegen die Aufständischen auch die Schwachen und Hilflosen, die nichts verschuldet haben, hingemordet werden. Auch die Christen jener Provinzen haben keinen Teil an der Rebellion, und auch sie weigern wir uns deshalb zu morden. Und so, erhabener Präsekt, empfangen unsere Antwort. Möge uns der Kaiser gegen jeden Feind, der ihn oder das Reich bedroht, senden, und wir werden freudig unser Leben dahingeben, aber Unschuldige und Wehrlose zu morden, verbietet uns das Gebot Gottes, dem wir zunächst zu gehorchen haben; denn auch wir sind Christen, o Herr, gleich jenen, unseren unglücklichen Gefährten, die uns mit mutigem Beispiel vorangegangen sind. Nie und

nimmer werden wir unserem Christenglauben untreu, und ebenso wenig werden wir jemals die Götter anbeten."

Kalt und unbeweglich blickte der Präsekt in das von edlem Mut beseelte Antlitz des Sprechenden. Dann loderte es wie Haß und Hohn in seinen Augen auf, und ohne den Thyrsus eines Wortes zu würdigen, wandte er sich an dessen Kohorte.

"Soldaten", rief er kurz und scharf, "euer Führer hat gesprochen und damit sein Leben verwirkt. Ich will zu eurem Lobe glauben, daß ihr seine widerseßliche Gesinnung nicht teilt, sondern bereit seid, dem erhabenen Cäsar zu gehorchen, wie es jedem tapferen Legionar geziemt, und außerdem den Göttern zu opfern. In diesem Falle bleibt ihr frei von Strafe. Nun spricht — wollt ihr das Leben oder den Tod?"

"Den Tod!" rollte es dumpf, wie ein einziger, mächtiger Ruf durch die Reihen, und enger scharten sich die Thebäer um ihren Führer. Wir sind Christen und bekennen unsern Glauben an Jesus Christus!"

Das Antlitz Niktiovars färbte sich dunkelrot vor Zorn, finsterner zogen sich seine Brauen zusammen und seine Augen sprühten Blitze.

"Verräter ihr alle!" donnerte er, "euer Lohn soll euch werden!" Dann wandte er sich hastig um und gab seine Befehle.

Willig der Aufforderung, lieferten die Thebäer ihre Waffen ab und ließen sich auf den freien Platz vor das Lager führen. Trompetenstöße gaben das Zeichen, auf das Kommandowort der Offiziere lösten sich die Reihen der Legionare und in wilder Hast stürzten sich dieselben mit Schwert und Lanze auf die wehrlose Schar. Wie im Leben, so ging auch im Tode deren Anführer Thyrsus ihnen allen voran; von Lanzenstichen durchbohrt, sank er als einer der ersten zu Boden. In mitleidlosem, blindem Gehorsam fielen die heidnischen Soldaten über ihre unglücklichen Waffengefährten her, so daß deren Blut weithin den Boden tränkte.

Als die Sonne sich zum Untergange zu neigen begann, beleuchteten ihre letzten Strahlen ein furchtbares Bild: sechshundert blutige Leichen derer, die dem Zorne Maximians und der Grausamkeit des Niktiovars zum Opfer gefallen waren, deckten die weite Ebene. Doch die Seelen

der Erschlagenen zogen unter Siegesjubel zu den Thoren des Himmels ein.

Lähmender Druck lag auf den Gemüthern der Einwohner von Treviris. Niktivar rüstete keineswegs zum Abzug für den andern Morgen, vielmehr schien der Anblick des Blutes seinen Grimm noch verstärkt zu haben, und gleich einem dunkeln Schatten huschte das Gerücht durch die Stadt, daß am folgenden Tag der Zorn des Präfecten sich gegen die übrigen Christen richten werde.

Nach den trüben Ereignissen des Tages war auch das Haus des Konsuls der Sitz banger Sorge und Trauer. Wie tief erschüttert Palmatius sich auch von dem mutigen Opfertod der Thebäer fühlte, so drängte sich ihm angesichts der nahenden Gefahr dennoch die Sorge um die Seinigen in den Vordergrund. Wenn Niktivarus wirklich gegen die Christen der Stadt vorzugehen beabsichtigte, so war vorauszusehen, daß den Consul weder seine Stellung, noch sein Ansehen und sein Alter zu schützen vermochten; denn gerade in dem Oberhaupte der Stadt mußte jener die Hauptstütze der christlichen Einwohner zu vernichten hoffen. Auch den Senatoren stand dann das gleiche Schicksal bevor, und mit Trauer gedachte Palmatius der wackeren Männer, mit denen gemeinsam er so lange das Wohl der Stadt gefördert hatte. Sein eigenes Los beschäftigte ihn am wenigsten; denn von der Sorge um seine Lieben abgesehen, war er freudigen Todes bereit, um des Glaubens willen zu sterben.

Doch das Schicksal seiner Töchter erfüllte ihn mit bangen Befürchtungen. Seine arme, kleine Tertia! Bei diesem Gedanken fühlte er seine Augen feucht werden, und in tiefer Erregung schritt der sonst so ruhige Mann ruhelos in seinem Tablinum auf und ab.

Da wurde leise der Türvorhang zurückgeschoben, und Hermione mit der kleinen Tertia Cäcilia erschien auf der Schwelle. Das schöne Mädchen war so bleich, und die sonst so klaren, braunen Augen von Tränen verdunkelt.

"O mein Vater!" rief sie schmerzlich, und die Arme um seinen Hals legend, barg sie weinend ihr Antlitz an seiner Brust. Liebevoll strich der Consul über das glänzende Haar und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

"Sei mutig, meine Hermione", sprach er tröstend, "Gott wird uns nicht verlassen und immer euer Beschützer sein. Ihm und euch allen empfehle ich meine arme, kleine

Cäcilia an", und sich auf einen Sessel niederlassend, zog er Hermione neben sich und die kleine Tertia in seine Arme. Wie ein Schutz suchender kleiner Vogel barg das Kind das Köpfchen an des Vaters Brust, und das bleiche Gesichtchen mit den großen, angstvollen Augen schmiegte sich fest an ihn an. Zärtlich streichelte Palmatius die zarte Wange, und sein Herz erbebte in tiefem Weh.

"Sei immer eingedenk, mein Liebling, daß Gott im Himmel unser aller Vater ist, und daß er dich nie verläßt, solange du fromm und gut bleibst. Willst du mir versprechen, dies immer zu sein, meine kleine Tertia?"

"Ja", schluchzte das Kind, "aber der liebe Gott soll dich bei mir lassen — geh' nicht fort — geh' nicht fort —!"

Schweigend, mit feuchten Augen preßte der Konsul die Kleine an sein Herz. Hermione hielt seine Rechte umfaßt und lehnte das Haupt an seine Schulter.

"Ist Leander hier?" fragte Palmatius nach einer Pause.

"Ja", erwiderte Hermione unter Tränen, "er ist mit Cornelia und Sever im Perystil; Sever hat eine Bitte an dich", fügte sie zögernd hinzu.

"So führe ihn zu mir; denn auch ich habe mit ihm zu reden, und ich fürchte, die Zeit ist kurz."

Doch ehe noch Hermione Folge leisten konnte, erschien der Genannte auf der Schwelle des Tablinums, an seiner Seite Cornelia und hinter ihm Leander.

"So sind wir alle hier vereint", sprach der Konsul mit trübem Lächeln, "und der Geist meiner teuren Justinia weilt in unserer Mitte. Wie danke ich Gott", fuhr er mit einem tiefem Atemzug fort, "daß sie diese Tage des Schreckens nicht erlebt! Sie ist im Frieden vorangegangen, um uns alle dereinst an der Pforte des Himmels zu begrüßen. Doch die Zeit drängt. Sprich, mein wackerer Sever, welches ist dein Anliegen?"

Der junge Mann erfaßte die Hand seiner Verlobten, und sein Auge leuchtete in höherem Glanz.

"Mein teurer Vater", sprach er mit fester Stimme, in der jedoch die tiefe Bewegung durchklang, "der Tod der edlen, unvergeßlichen Justinia hat den Tag verzögert, der mich mit meiner geliebten Cornelia auf immer vereinigen sollte. Wohl ist jetzt, in der Zeit der doppelten Trauer, kein geeigneter Augenblick, um daran zu erinnern, doch angesichts der drohenden Gefahr ist es mein heißer Wunsch,

in die Rechte des nächsten Beschützers meiner theuern Cornelia einzutreten, um als ihr Gatte den Platz einzunehmen, der mir allein gebührt. So bitte ich dich denn, mein theurer, verehrter Vater, unseren Bund zu segnen und zu gestatten, daß der Priester uns noch in dieser Nacht vereine."

Ehe noch der Konsul zu antworten vermochte, hatte Leander Hermionens Hand erfaßt, und mit ihr vor Palmatius niederknieend, sprach er in festem, innigem Ton:

"Die gleiche Bitte, wie Sever, spreche auch ich aus, mein theurer Vater! Wie viel ruhiger können wir dann alle der drohenden Gefahr entgegensetzen, und wie schmerzvoll wäre es andernfalls, den Platz an Hermionens Seite dann nicht einnehmen zu können, wenn sie am meisten eines Beschützers bedarf. In dieser Erwägung gib auch uns deinen Segen und lasse den Priester die doppelte Trauung vollziehen!"

Er schwieg, doch sein flehender Blick sprach beredter noch als seine Worte.

Tief ergriffen blickte der Konsul von einem zum andern. Die doppelte Bitte kam ihm unerwartet, doch sah er darin den Ratschluß Gottes, der auch Hermione einen Beschützer sandte, und sein Herz neigte mehr und mehr zur Gewährung.

"Es sei", sprach er tiefathmend nach langem Sinnen, das keines zu stören gewagt hatte, "die Lage der Dinge drängt mich dazu, euch zu willfahren; denn die Zeit ist gemessen, und ich gehe ruhiger auf den Weg, wenn ich mein Haus bestellt weiß. Ich werde sofort alle Vorbereitungen treffen. In der ersten Morgenstunde, ehe noch der Tag graut, muß die heilige Handlung vollzogen werden; denn wer weiß, welches Loos unser bei Sonnenuntergang harret. Wie eure Mutter euch gesegnet hat", fuhr er nach einigen Augenblicken mit bewegter Stimme fort, "so segne ich euch, meine geliebten Kinder, und bitte Gott, euer Schützer zu sein, wenn ich es nicht mehr sein kann. Haltet treu in Liebe zu einander und fest am Glauben. Auch dich, meine arme kleine Tertia", fügte er mit tiefer Wehmuth hinzu, indem er das weinende Kind in seine Arme nahm, "wird der Segen deines Vaters immerdar begleiten —" Seine Stimme brach, und von den Armen seiner Kinder umschlungen und unter ihren Tränen nahm seine Seele Abschied von allem, was die Erde noch an Glück und Freude für ihn besaß.



Spät am Abend kehrte Julian nach seinem Landhause zurück. Im Atrium hatte er zu seiner Verwunderung Sejus vorgefunden, der, von der Aufregung des Tages überwältigt, vor Ermüdung hier eingeschlafen war. Sabina hatte sorglich eine Decke über ihn gebreitet und erzählte nun Julian, daß der Knabe aus lauter Sorge um ihn durchaus seine Rückkehr habe erwarten wollen, da Beturia seiner nicht bedürfe, indem einige Nachbarinnen die Nacht in gemeinsamem Gebete bei ihr zubrachten.

„Der arme Junge“, fügte sie bedauernd hinzu, „er schläft wie ein Murmeltierchen, ach, und er weiß —“ Die Hand vor die qualmende Oellampe haltend, schritt sie schwerfällig hinaus, und der Rest ihrer Rede verlor sich in undeutlichem Gemurmel. Ohne den schlummernden Knaben zu wecken, schritt Julian in tiefer Erregung auf und ab. Palmatius hatte ihn vor wenigen Stunden in dringender Angelegenheit zu sich entbieten lassen; denn wenn auch ein Heide, wurde er doch von der Familie des Konsuls gleichsam als einer der Ihrigen betrachtet, und als treuer Freund sollte er den so bedeutungsvollen Ereignissen dieser Nacht nicht fernbleiben.

Es war eine kurze und doch inhaltreiche Unterhaltung, welche die beiden Männer mit einander hatten. Völlig verschieden — der eine an der letzten Grenze des Mannesalters, Christ, und gewärtig, mit der aufgehenden Sonne den Tod des Bekenners zu sterben, der andere, ein Jüngling, Heide, und erst im Morgenrot des Lebens stehend — trugen doch beide gemeinsam die Sorge um das, was ihnen das Teuerste war. Noch hörte Julian die letzten Worte des Konsuls: Sei ihr Freund und verlaß sie nicht! Noch sah er den ernstesten, bittenden Blick seiner Augen, fühlte er den letzten, festen Druck seiner Hand, und in seinem Herzen wallte es stürmisch auf, und er gelobte sich feierlich, dieses Vertrauen mit allen Kräften zu rechtfertigen und mit seinem Leben für seine Freundespflicht einzustehen.

Freundespflicht! Mit unsäglich bitteren Empfindungen sagte er sich, wie ganz anders es sein könne, wenn Hermionens Liebe sich ihm statt Leander zugewendet hätte, wie sicher sie unter seinem Schutze wäre, wenn sie in dieser Nacht, statt jenes, sein Weib würde. Und nun sollte er zugegen sein und es mit ansehen, wie sie sich für das ganze Leben diesem Glücklicheren zu eigen gab! O, und des entsetzlichen Gedankens, daß durch ihre Vereinigung

mit ihm auch sie vielleicht schon in wenigen Tagen dem Schwert des Verfolgers zum Opfer falle! — — Er stöhnte laut auf — — Nein, nein — — sie mußte er retten, sein Palmatius gegebenes Wort sollte sich bewähren, nicht vergebens sollte dieser die Seinen dem Schutze des Freundes empfohlen haben.

Die Trauungszeremonie sollte so heimlich wie möglich stattfinden, unter Weglassung aller sonst gebräuchlichen äußerlichen Formalitäten, und nur in der feierlichen Einsegnung der beiden Paare durch den Priester bestehen. Da der Senator Leander durch Krankheit zurückgehalten war, so sollte außer dem Konsul nur Julian als Trauzeugen zugegen sein, und als Ort der Zeremonie eine Katakombe dienen, die von den früheren Christen zur Zeit der Verfolgung als heimliche Zufluchtsstätte und zu gottesdienstlichem Gebrauch benutzt worden, und deren Vorhandensein nur wenigen bekannt war.

Während er sich den Weg klar machte, den der Konsul ihm als zu der Katakombe führend beschrieben hatte, und der in der Gasse mündete, in welcher Beturia wohnte, kam dem jungen Römer plötzlich wie eine Erleuchtung die Erinnerung an jenen Morgen seines ersten Zusammen treffens mit Sejus und dessen, was der Knabe ihm von einem nahe von der Behausung Beturias ausgehenden unterirdischen Gange erzählt hatte, der in der Nähe seines eigenen Hauses münden sollte. Aller Wahrscheinlichkeit nach war dies ein zweiter verborgener Ausgang, der vielleicht selbst dem Palmatius unbekannt sein mochte. In fieberhafter Erregung machte Julian sich die Vorteile klar, die ein so gut verborgenes unterirdisches Versteck in der Stunde der äußersten Gefahr seinen Rettungsplänen zu gewähren vermochte. Wenn wirklich eine Verfolgung der Christen in's Werk gesetzt wurde, so sollte es wenigstens keinem gelingen, Hand an Hermione zu legen. Schon in dieser Nacht, wenn die Trauung vorüber sei, wollte er den unterirdischen Raum näher zu ergründen suchen; doch vor allem drängte es ihn, sich zu vergewissern, ob jener zweite unterirdische Gang tatsächlich zu der Katakombe führe. Auf Sejus' Treue, Klugheit und Verschwiegenheit konnte er sich verlassen; so zögerte er denn auch nur einen Moment, denselben zum Führer zu nehmen. Er trat zu dem Schlafenden heran und rief ihn halblaut beim Namen. Die von der Decke niederhängende Lampe beleuchtete das

Antlitz des Knaben, und man sah, daß die furchtbaren Ereignisse des Tages ihn noch im Traume ängstigten. Er atmete schwer, seine Wangen glühten, und die Lippen murmelten unzusammenhängende Worte.

„Sejus“, rief Julian nochmals, indem er ihn zugleich leicht an der Schulter rüttelte, „ermuntere dich — ich bedarf deiner!“

„Ich komme“, murmelte der Knabe, „oh — oh — alle tot — Blut — Blut —“ stöhnend richtete er sich empor, und noch unfähig, sich zu rühren, öffnete er schlaftrunken die Augen.

„So, nun verscheuche den Schlummer“, suchte der junge Römer ihn zu ermuntern, „du hast schwer geträumt.“

Der Knabe war inzwischen vollends wach geworden und blickte scheu und starr vor sich hin.

„O, wäre es nur geträumt!“ flüsterte er schauernd.

Aufmerksam lauschte er dann den Worten Julian's, der ihn über den unterirdischen Gang ausfragte, um sich darüber klar zu werden, ob derselbe zur Katakombe führe oder nicht.

„Getraust du dich, auch jetzt, in der Nacht, den hier in der Nähe mündenden Eingang zu finden?“ fragte er in höchster Spannung.

Angst und Furcht prägten sich in Sejus' Antlitz aus.

„Doch nicht ich allein, Herr?“ fragte er scheu und leinlaut.

„Gewiß nicht“, beruhigte ihn dieser; „wir beide zusammen.“

Der Knabe atmete erleichtert auf.

„Mit dir, Herr, ja!“

„So komm', wir haben keine Minute zu verlieren.“

Wenn auch nicht gern, so folgte Sejus doch ungesäumt dem Befehl.

„Noch eins, mein Knabe“, sprach Julian, ihm die Hand auf das Haupt legend, „niemals darfst du irgend jemand diesen Gang verraten, noch daß wir ihn aufgesucht haben, und was immer du in dieser Nacht oder zu einer anderen Zeit dort unten hören und sehen wirst, davon darfst nie ein Wort über deine Lippen kommen. Gelobst du dies und wirst du es halten?“

„Ich gelobe es, Herr“, erwiderte der Knabe feierlich, „und ich werde schweigen wie das Grab.“

„Wohlan denn — zünde eine Fackel an und laß uns gehen!“

Als sie die Gartenpforte hinter sich geschlossen hatten, tauchte aus dem Gebüsch eine in der Dunkelheit kaum zu unterscheidende Gestalt auf, die den rasch Dahinschreitenden in geringer Entfernung lautlos wie ein Schatten folgte.

Plötzlich hielt Sejus an.

„O Herr, ich vergaß —“ flüsterte er ängstlich, „hinein kann man nur von der anderen Seite, dies hier ist nur der Ausgang; eine eiserne Türe schließt in der Mitte ab, die nicht von hier aus geöffnet werden kann. Laß mich dich den anderen Weg führen.“

Zornig stampfte Julian mit dem Fuße und murmelte eine Verwünschung.

„Nein!“ entschied er dann. „Du konntest dich dessen zwar früher erinnern, doch läßt sich daran jetzt nichts mehr ändern. Komm' nach Hause.“ Er kannte die Wahrheitsliebe des Knaben, und es war nicht anzunehmen, daß nur die Furcht ihm dies als Ausrede eingegeben habe. —

Die Katakombe war ein enger, unterirdischer Raum, der, zur Grabkapelle bestimmt, von den Christen früherer Zeit in einfachster Weise zum Gottesdienste hergerichtet, vielfach auch als Zufluchts- und Versammlungsort benutzt worden war. Es führte ein geheimer Eingang zu ihr, der nur von den genau mit der Vertilichkeit Vertrauten aufgefunden werden konnte.

Es war in der ersten Stunde nach Mitternacht, als Julian, von Sejus gefolgt, den Weg nach dem ihm von Palmatius angegebenen Orte einschlug. Derselbe lag in der Nähe des Tempels der Minerva, und ein rechts von letzterem abbiegender Weg führte zu der engen Gasse, in welcher Beturia wohnte. Ohne den Knaben über die Vertilichkeit, noch den Zweck seiner Wanderung aufzuklären, sandte er ihn, an dem betreffenden Hause angekommen, mit der Weisung weg, sich bereit zu halten, den Rückweg mit ihm durch den unterirdischen Gang zurückzulegen und deshalb in dem unter der Behausung seiner Großmutter befindlichen unterirdischen Raume seiner zu harren.

Gehorsam trabte Sejus davon. Das Vertrauen, das Julian in ihn setzte, und die Bedeutung, die seine Mithilfe vielleicht hatte, halfen ihm alle Furcht besiegen und leiteten seine Gedanken in Bahnen, auf denen seine natürliche Klugheit Gelegenheit fand, sich zu betätigen. Bei Beturia angelangt, war er nach kurzer Frage und Antwort, von den betenden Frauen unbeachtet, im Hintergrunde des Hauses

verschwunden. Die Fackel, die er wohlweislich nicht ganz gelöscht, zu neuer Glut ansachend, öffnete er eine niedere, von den Resten eines römischen Portikus maskierte Türe und trat den ihm wohlbekannten Weg in die Tiefe an. —

Als die Schritte des sich entfernenden Anaben verhallt waren, pochte Julian der Weisung des Konsuls gemäß dreimal an die Türe des still und dunkel vor ihm liegenden Hauses, und auf die darauf von innen gestellte Frage antwortete er wie jener es ihm gesagt: „orate et vigilate“ (betet und arbeitet). Die Türe öffnete sich, eine unsichtbare Hand zog ihn im Dunkeln vorwärts, dann eine lange Reihe steinerner Stufen hinab, es knarrte wie von rostigen Riegeln, kalte, dumpfe Luft wehte ihm entgegen, und er wurde in einen schwach erhellten Raum geschoben, in dem er sich, wie er wahrnahm, vorläufig allein befand.

Die Türe, durch die er eingetreten, hatte sich hinter ihm geschlossen, und so blieb ihm Muße, seine Umgebung näher zu betrachten. Es war ein festgemauertes, niederes Steingewölbe, in dessen Hintergrund sich ein kunstlos gefügter steinerner Altar erhob, den eine von der Decke niederhängende Ampel matt beleuchtete und auf dem das Kreuz, das Zeichen der Christenheit, emporragte. Mit seltsamen Empfindungen betrachtete der in den Lehren des Heidentums aufgewachsene junge Römer das Symbol eines Glaubens, dessen Anhänger so opfermutig und widerstandsfähig waren, wie — er gestand es sich unverhohlen — die Verehrer der Götter es niemals zu sein vermöchten. Es drängte sich ihm ein Gefühl der Achtung und Bewunderung auf vor einer Standhaftigkeit, die nur um der inneren Ueberzeugung willen das Leben und seine irdischen Güter gering achtete und willig dahingab, und mit einer Art von Unbehagen empfand er den Gedanken, wie wenig seine Götter geeignet seien, das Herz mit solcher Begeisterung zu erfüllen.

Ein am Eingang entstehendes Geräusch erweckte ihn aus seinen Betrachtungen; Lichtglanz drang herein, und jene, deren er harnte, erschienen. Boran zwei Diener mit Fackeln, dann der Priester, der die heilige Handlung vornehmen sollte, eine ehrwürdige Greisengestalt mit lang herabwallendem Bart, und dann der Konsul, auf dessen edlen Zügen feierlicher Ernst lagerte. Im folgen tiefverschleiert Cornelia und Hermione, indes Sever und Leander den Zug beschloffen.

Schweigend reichte Palmatius mit kräftigem Drucke Julian die Hand, die Fackelträger stellten sich neben dem Altare auf, und nachdem der Geistliche die priesterlichen Gewänder angelegt, begann der Gottesdienst.

Bescheiden hatte Julian sich in den Hintergrund zurückgezogen, stand er doch der Zeremonie als Fremder gegenüber. In andächtigem Schweigen sah er alle vor dem Altare knien, die Stimme des Priesters klang ergreifend durch den stillen Raum, in dem zu nächtiger Stunde das Opfer der Versöhnung dargebracht wurde. Leise knisternd warfen die Fackeln hie und da sprühende Streiflichter auf die lautlos Knieenden, deren Blicke mit überirdischer Begeisterung auf den Altar und das Symbol des Glaubens gerichtet waren, und die alle der Reihe nach niederknieten, um das Brot des ewigen Lebens zu empfangen.

Jetzt war die Messe zu Ende, und der Geistliche schickte sich zur Trauung an. Nach einer kurzen, zu Herzen dringenden Ansprache, in welcher er Alle zum Vertrauen auf Gott, zur Erfüllung seiner Gebote und zum Festhalten am Glauben ermahnte, legte er Severus und Cornelias Hände ineinander und sprach die bindenden Worte über sie aus. Von himmlischer Andacht erfüllt, richteten beide den verklärten Blick nach oben, und die Schwingen ihrer Seelen einten sich zu gemeinsamem Flug.

Mit wild pochendem Herzen sah jetzt Julian, wie der Geistliche sich Hermione und Leander zuwandte, und wie qualvolles Stöhnen rang es sich aus seiner Brust. Alles andere, die vorhergegangenen Eindrücke, die Umgebung, alles versank ihm vor der Gestalt der Geliebten, die er nunmehr für immer verlieren sollte. Ihm war, als müsse er hinzustürzen und sie von der Seite dessen reißen, der sie ihm zu rauben im Begriff stand; seine Pulse flogen, und seine Gedanken brannten wie Feuer.

Da hob Leander lauschend den Kopf, und sein Blick flog unruhig umher.

"Schnell, ehrwürdiger Vater, schnell!" drängte er.

Doch es war schon zu spät.

Klirrend flog die Türe auf, und im grellen Kontrast zu der Ruhe des Ortes erscholl wüstes Geschrei und Waffengeklirr, und eine Bande römischer Söldner stürmte mit Fackeln und gezückten Schwertern in den stillen Raum.

Entsetzen lähmte eine Sekunde lang jede Regung. Abwehrend stellte sich der Geistliche vor den Altar, um die

heiligen Gefäße vor Entweihung zu schützen; doch von dem Schwerte eines Soldaten durchbohrt, sank er im nächsten Augenblick entseelt nieder.

Hochaufgerichtet und totenbleich preßte Sever sein junges Weib fest an sich; doch während seine Züge wilde Entschlossenheit zeigten, sagte ihm sein verzweiflungsvoll umherirrender Blick, daß keine Rettung sei.

„Zurück!“ donnerte jetzt der Konsul. „Schurken, die ihr seid, wer sendet euch, um in der Nacht, als feige Mörder, friedliche Bürger zu überfallen?“

„Friedliche Bürger?“ brüllte ein baumlanger Soldat, der der Anführer der Bande zu sein schien. „Christen seid ihr, also Verräter! Erklärt, daß ihr den Göttern opfern wollt, so werdet ihr verschont!“

„Niemals!“ riefen alle wie aus einem Munde. „Wir bekennen Christus allein!“

„So fahret zur Unterwelt — vorwärts!“ brüllte die Horde. „Nieder mit ihnen!“

„Diesen nicht — ihn verhaftet“, schrie eine scharfe befehlende Stimme, als einer der Soldaten das Schwert auf Palmatius zückte, „es ist der Konsul!“

Der Mensch wich betroffen zurück, und auch die anderen hielten einen Augenblick inne.

„Bewachet ihn“, wiederholte jene Stimme, von der es ungewiß war, woher sie kam, da der Sprecher unsichtbar blieb; „doch nieder mit den anderen allen!“

Es bedurfte keines zweiten Befehls. Mit roher Mordlust stürzten die Soldaten, die sich Tags zuvor nicht gescheut hatten, ihre Gefährten zu ermorden, auf die kleine Schar der Unglücklichen, und ein entsetzliches Bild entrollte sich in dem vom Rauch der qualmenden Fackeln erfüllten engen Raum. Ein Faustschlag Severs ließ den nächsten der Angreifer zurücktaumeln, doch von den Schwertern der andern durchbohrt, stürzten er und Cornelia zu Tode getroffen nieder. Ihr Blut floß ineinander, und ihr Bund, den kaum erst die Hand des Priesters geweiht hatte, fand nun im Himmel seine ewige Fortdauer.

Mit dumpfem Aufschrei wollte der Konsul zu den Ermordeten hinstürzen, doch rohe Hände rissen ihn zurück.

Von Entsetzen erfüllt, hatte Julian den Ueberfall mitangesehen. Sein einziger Gedanke war Hermione, und all seine Denkkraft richtete sich darauf, sie zu retten. Ohne Waffen — denn der einfache Dolch, den er bei sich trug,

bedeutete hier so gut wie nichts — konnten ihn allein nur Energie und Geistesgegenwart zum Ziele führen. Im Schatten eines Pfeilers stehend, war er von den Verfolgern noch nicht bemerkt worden, und so gelang es ihm, während der Worte des Konsuls, welche die Aufmerksamkeit fesselten, in die Nähe des Altars zu gelangen. Gewaltsam mußte er an sich halten, um nicht zur Verteidigung seiner Freunde vorzustürzen; aber er mußte sich auch sagen, daß dies nicht nur gänzlich vergebens, sondern auch sein eigenes Verderben sein würde.

Wenn er auch keinen Augenblick gezögert hatte, sich für die Rettung der Bedrohten aufzuopfern, so war zu dieser doch nicht die mindeste Hoffnung vorhanden; denn bei Beginn des Ueberfalles hatte er am Eingang eine Sekunde lang das kalte, bleiche Gesicht des Sempronius auftauchen gesehen, und diesem Feind und dem erschwerenden Umstand gegenüber, daß er bei einem heimlichen Gottesdienst der Christen betroffen worden, war jedes Geltendmachen irgend eines Einflusses seinerseits ganz vergeblich, ebenso vergeblich, wie einer solchen Uebermacht gegenüber eine Verteidigung ohne Waffen. So wollte er denn alles nur an den einen Versuch der Rettung Hermionens setzen, wobei seine einzige Hoffnung darauf beruhte, eine hinter dem Altar verborgene Thüre zu finden, von welcher Sejus mehrfach gesprochen hatte. Aber wie unsicher war diese Hoffnung! — Mißlang der Versuch, so sollte wenigstens der Tod ihn mit derjenigen vereinen, die sein Traum im Leben gewesen war.

Mit Bohn und Entsetzen sah er die Ermordung Cornelias und Severs. Hermione und Leander, sich fest umschlungen haltend, waren von den Ansturmenden zur Seite gedrängt worden, und ein Schwerthieb hatte dabei das Haupt Leanders gestreift. Julian sah, wie das Blut an ihm herabrann, wie er wankte und sich nur mit Mühe aufrecht hielt. Da erlosch die nächste Fackel, fast gleichzeitig eine zweite, und in der Dunkelheit war die Gruppe nur noch undeutlich zu erkennen. Der einzig günstige Moment schien gekommen. Mit rascher Geistesgegenwart und mit Aufbietung aller Kraft umfaßte er die beiden Gestalten und zog sie, vom Dunkel geschützt, hastig hinter den Altar.

Seine Pulse hämmerten, und mit wilder Verzweiflung dachte er daran, was werden sollte, wenn es ihm nicht

gelänge, die verborgene Türe zu entdecken. In wahnsinniger Hast tastete er an der Mauer entlang — doch vergebens, kein Stein rührte sich. Schon begann das Licht einer aufgeschürten Fackel den Raum zu erhellen, und der nächste Augenblick mußte sein und ihr Los entscheiden. Schon stürzten die Mörder brüllend nach dem Altar, noch ein Atemzug vielleicht, und es war alles vorüber. Da fühlte er plötzlich, wie eine Hand ihn an dem Arm faßte und hastig vortwärts zog, gleichzeitig aber auch fühlte er den Körper Leanders schwer und schwerer werden. Von wilden Gedanken umstürmt, suchte er Hermionens Arm von ihm zu lösen.

„Komm“, drängte er heiser, „die Rettung winkt!“

„Nicht ohne ihn!“ gab sie zurück. „Geh' und laß mich mit ihm sterben.“

„Schnell“, keuchte er dumpf, „ehe es zu spät ist!“

„So rette i h n!“ rief sie verzweifelt. „O Julian, Julian“, flehte sie, „rette i h n und laß mich sterben!“

Der Schimmer einer höher gehaltenen Fackel erhellte momentan das Dunkel, aber lang genug, um Hermione in dem heißen, verzweiflungsvollen Blick des Jüngendsfreundes das Geheimnis seines Herzens lesen zu lassen.

„Schnell, schnell!“ flüstert es angstvoll neben ihnen.

Mit übermenschlicher Kraft zog Julian den Bewußtlosen empor, und mit dem andern Arm Hermione umfangend, ließ er sich von der rettenden Hand willenlos leiten.

Tiefes Dunkel nahm sie auf; hinter ihnen knirschte es leise, wie wenn Steine sich ineinanderfügten, und nur noch dumpf drang der Lärm der Verfolger an ihr Ohr.

Mit dem Aufgebot aller Kräfte schleppte Julian den schweren Körper Leanders weiter, doch um keinen Preis hätte er Hermione losgelassen, um sich mit der andern Hand die Bürde zu erleichtern. So ging die Wanderung schweigend fort, auch der unsichtbare Retter blieb stumm. Endlich schimmerte von fern ein Lichtstrahl; als sie den Ausgangspunkt erreicht hatten, befanden sie sich in einem niederen, ziemlich geräumigen Gewölbe, das von einer an einem Ringe in der Mauer befestigten Fackel notdürftig erhellt wurde.

Schweratmend hielt Julian seine Schritte an, und das erste, was er erblickte, war Jesus, den die Vorsehung zu ihrem Retter bestimmt hatte. Sachte ließ er den Ver-

wundeten zu Boden gleiten, dann zog er den Knaben stürmisch an sein Herz.

„Mögen die Himmlischen dir lohnen!“ flüsterte er in tiefer Bewegung. „Nie kann ich dir diese Stunde vergelten — denn du hast sie gerettet!“

Sejus erzählte, daß er Stimmen und Waffengeklirr gehört, und darauf die Besorgnis um seinen Herrn ihn bis zu den Katakomben getrieben habe, da der geheime Eingang hinter dem Altar ihm wohlbekannt sei; eine Steinplatte schließe denselben so fest, daß kein menschliches Auge die Stelle zu entdecken vermöge, und so seien sie auch jetzt vor jeder Verfolgung sicher. Das Gewölbe sei der Mittelpunkt zweier unterirdischer Gänge, von denen der eine jener sei, den Julian ihn geheißen habe, aufzusuchen; jenseits einer im Hintergrunde befindlichen Türe führe eine steinerne Treppe zu der Behausung Veturias hinauf, außer welcher und ihm niemand diesen Eingang kenne.

Stumm und aufmerksam hatte Julian dem Bericht des Knaben gelauscht, und ein Gefühl der Dankbarkeit für das Walten der Vorsehung stieg mächtig in ihm auf. War nicht Hermione hier sicher geborgen?

Und nun, da er diesen Zufluchtsort kannte, wollte er alles daran setzen, den Konsul zu befreien und ihn vor der Wut des Riktiovar zu bergen; denn in seinem eigenen Hause konnte er ihnen nunmehr, dem Hasse und Verrat des Sempronius ausgesetzt, vorerst keine Zuflucht bieten. Neue Hoffnung belebte ihn; Sejus erschien ihm wie einer der guten Genien, welche die Himmlischen den Menschen zum Schutze senden.

Ein leises Stöhnen mahnte ihn, daß zunächst Leander der Hilfe bedürfe. Hermione kniete neben dem Verwundeten, dessen Haupt in ihrem Schoße ruhte, und bemühte sich, mit dem Schleier, den sie vom Haupt genommen, das noch immer aus der Wunde rinnende Blut zu hemmen. Regungslos, mit geschlossenen Augen lag er gleich einem Toten, nur die schwachen Atemzüge und hin und wieder ein leises Stöhnen, verrieten, daß noch Leben in ihm sei.

„Er stirbt“, flüsterte Hermione tonlos, die von Tränen verdunkelten Augen starr auf den zu ihren Füßen Ruhenden gerichtet, „er stirbt! O mein Leander, mein Leander!“ Und in verzweifelterm Schmerz beugte sie sich zu ihm nieder. „Laß mich nicht zurück“, flehte sie leise, „o nimm mich mit dir!“

Bleich und stumm blickte Julian auf die Gruppe.

Dann legte er einen Moment die Hand über die Augen, und in seinem Herzen vollzog sich der letzte, schwerste Kampf.

Als er wieder emporblickte, leuchtete ein höheres Licht in seinen Augen. Er trat zu Hermione heran und legte leise die Hand auf ihre Schulter.

„Er wird nicht sterben“, sprach er tröstend, wenn schon es noch in seiner Stimme bebte. Sie schüttelte trostlos den Kopf, ließ es jedoch willig geschehen, daß er neben ihr knieend sanft die Wunde untersuchte.

Dieselbe war tief und breit, doch hatte weniger ihre Gefährlichkeit, als der übergroße Blutverlust Leander das Bewußtsein geraubt. Das noch immer hervorquellende Blut mußte ungesäumt gestillt werden, wenn der Verwundete sich nicht verbluten sollte.

„Es muß Wasser herbeigeschafft werden“, murmelte Julian, und sein Blick suchte Sejus; doch dieser war schon beim Anblick der Wunde hinweggeeilt und kam bald mit einem schweren Wasserkrug zurück, den er feuchend herbeischleppte. Bald zeigte sich die wohlthätige Wirkung des kühlen Elementes. Nachdem Hermione sanft das geronnene Blut beseitigt und die Wunde ausgewaschen hatte, gelang es ihr, dieselbe wenigstens einigermaßen zu schließen und mit immer aufs neue wiederholten Kompressen die Blutung zum größten Teil zu stillen. Die Atemzüge des Verwundeten wurden ruhiger, und seine Brust hob sich freier, wenn auch das Bewußtsein noch nicht zurückkehrte.

In stummem Flehen für sein Leben hielt Hermione sein Haupt in ihren Armen. Jetzt erst empfand sie die ganze Wucht des Erlebten, und in fassungslosem Schmerz flossen ihre Tränen unaufhaltsam. Sie gedachte ihres Vaters, der dem sicheren Tode entgegensah oder vielleicht schon hingemordet war, gleich Sever und Cornelia. Fast beneidete sie diese um ihr Los.

„Sie sind glücklich“, flüsterte sie unter Tränen. „Oh wäre uns ein Gleiches geworden!“

Julian wagte nicht, sie zu stören. Seine Gedanken wanderten ruhelos umher in der Sorge um das zunächst zu Beginnende. Noch vor Tagesanbruch mußte das nöthigste für seine Schützlinge herbeigeschafft werden, es war demnach notwendig, daß er sobald als möglich mit Sejus heimkehrte. Sodann gedachte er der alten Murrha und der

armen kleinen Tertia; es war am besten, sie gleichfalls hier unterzubringen, ehe es zu spät war, sie vor der Gefahr zu retten. Noch in dieser Stunde wollte er zu ihnen eilen, und, dem Worte getreu, das er Palmatius gegeben, ihr Beschützer sein.

Nun er Hermione in Sicherheit wußte, galt seine größte Sorge dem Konsul. Sobald der Tag graute, mußte er dessen Befreiung zu erwirken versuchen, und er hegte dabei halb und halb die Zuversicht, daß Riktivar es doch nicht wagen werde, auch an das Oberhaupt der Stadt seine mörderische Hand zu legen. So von tausend Gedanken bewegt, drängte es ihn zu raschem Handeln. Indem er Hermione Mut zusprach, gab er ihr die Versicherung, daß er alles aufbieten werde, ihren Vater zu retten. Dankbar sah sie zu ihm empor, und als er gegangen war, flehte sie in heißem Gebet, daß seine Hoffnung sich erfüllen möge.

Sich mit Sejus dem andern Gang zuwendend, in welchem sie hergekommen, eilte Julian zunächst die Katakombe wieder zu erreichen. Seit er dieselbe verlassen hatte, und es war noch keine halbe Stunde verflossen, regte sich die schwache Hoffnung in ihm, möglicherweise doch noch die Rettung des Konsuls bewerkstelligen oder wenigstens Genaueres über seinen Verbleib erfahren zu können.

Doch je näher sie der Kapelle kamen, umso mehr schwand diese Aussicht. Lärm und Geschrei waren verstummt, und die Verfolger hatten den Schauplatz ihrer Bluttaten offenbar verlassen. Sejus am Eingange zurücklassend, betrat der junge Römer vorsichtig mit hochgehaltener Fackel den entweihten Raum.

Dunkelheit und das Schweigen des Todes herrschten darin, und kein lebendes Wesen regte sich mehr.

Die von der Decke herabhängende Ampel war erloschen und zertrümmert; vor dem Altar lag die Leiche des Priesters, dessen Ehrfurcht gebietendes Antlitz den Ausdruck des himmlischen Friedens trug, in den seine Seele eingegangen war. Seufzend wandte Julian sich ab, und schauernd mit tränenfeuchtem Blick stand er vor der irdischen Hülle derer still, die, kaum von der Hand des Priesters für das Leben vereint, von Mörderhand in das Tal der Toten gesandt worden waren. Das Leben war längst entflohen, und der Tod mußte rasch eingetreten sein; die Züge Severs trugen noch den Ausdruck kühnen

Mutes und finsterner Entschlossenheit, mit denen er den Widerstand gegen den überlegenen Feind unternommen hatte. Cornelias schönes, bleiches Antlitz ruhte mit geschlossenen Augen an seiner Brust.

Lange und in tiefer Erschütterung stand Julian an den Leichen der beiden, die das goldene aufsteigende Erdenglück um des Glaubens willen dahingegeben hatten. Das Licht der Fackel warf sprühende Streiflichter auf die Toten, daß es aussah, als erwachten sie zum neuen Leben.

Schmerzerfüllt wandte der junge Römer sich ab und gedachte schauernd, wie nahe es lag, daß auch Hermione das Schicksal der Schwester theilte.

Er hielt die Fackel höher und blickte prüfend umher. Dort lagen die Leichen der beiden Diener des Konsuls; auch sie waren als Christen gestorben. Blut und Leichen — eine düstere Stätte des Todes, und doch wie glücklich die, deren Blut hier geflossen! In tiefem Schmerz wandte Julian sich zum Gehen; die hier lagen, bedurften keiner Hilfe mehr. Ihre Bestattung sollte seine Sorge sein; denn dies wenigstens wehrte das römische Gesetz den Freunden und Verwandten der ermordeten Christen nicht: ihre Toten zu begraben.

Mit Kummer und Sorge gedachte er des Konsuls; sofort nach Tagesanbruch wollte er alles zu seiner Befreiung aufbieten; und mit diesem Gedanken trat er in Begleitung des Sejus in möglichster Eile den Rückweg an. Er wählte den Ausweg nach der Straße zu, zu dem er vor kaum mehr als einer Stunde hereingekommen war. Jetzt stand das Tor weit offen, und auf dem Flur des Vestibüls lag die Leiche eines Mannes ausgestreckt. Ringsum herrschte das Schweigen des Todes, und hastig eilte Julian mit dem Knaben in's Freie, wo die kalte Nachtluft ihnen wohlthuend entgegenwehte. Im Schutze der Dunkelheit legten sie ihre Wanderung rasch und unangefochten zurück und erreichten bald das zierliche Landhaus, dessen helle Mauern ihnen freundlich entgegenwinkten. Doch ach, wie viel Schmerz und Verzweiflung umfaßte die kurze Spanne Zeit, seit sie zuletzt seine friedliche Schwelle überschritten hatten!



Tertia Cäcilia und Murrha waren allein zurückgeblieben. Die Kleine hatte sich, durch die Plauderhaftigkeit der alten Amme von dem bevorstehenden Ereignisse unter-

richtet, an diesem Abend unter Tränen geweigert, wie gewöhnlich zur Ruhe gebracht zu werden, und darauf bestanden, bis zum Weggange von Vater und Schwestern im Wohngemache zu verbleiben. Durch die ungewohnte Nachtwache und all' die sie umgebende Aufregung der letzten Zeit unnatürlich erregt, hatte sie beim Abschied in leidenschaftlicher Zärtlichkeit die Arme um des Konsuls Hals geschlungen, und die großen fragenden Kinderaugen hatten so angstvoll zu ihm aufgesehen, daß der sonst so ruhige Mann das Kind in wortloser Rührung umfassen hielt. Vielleicht bewegte ihn eine Ahnung dessen, was ihm bevorstand, wenn auch der Gang der Ereignisse ein rascherer war, als er wähnte.

Als Palmatius mit den anderen das Haus verlassen hatte, fiel es Murrha schwer, die Kleine zu beruhigen, und sie war froh, daß dieselbe sich endlich in Schlaf weinte. Doch mußte sie sich dazu verstehen, sie im Wohngemache zu lassen; denn bei der ersten Bewegung, sie wegzubringen, erwachte die Kleine und fing an, bitterlich zu weinen. Nachdem sie dann eingeschlafen war, hielt die alte Amme getreulich Wache, indes ihre Lippen Gebete murmelten und ihre Gedanken oft ruhelos abschweifend bei denen weilten, deren Geschiede in dieser Nacht für immer sollten miteinander verbunden werden.

Einigemal hatte sie sich hinausgeschlichen nach dem Küchenraum, wo um das unter der Nische glimmende Herdfeuer die übrigen Diener und Dienerinnen sich versammelt hatten. An Gesprächsstoff fehlte es ihnen wahrlich nicht; nachdem das Hauptthema, die so unerwartet in der Nacht vor sich gehende Trauung der beiden Töchter des Konsuls hinlänglich besprochen war, wandte sich die Rede dem furchtbaren Schicksal der Thebäer zu, um sich dann daranknüpfend in mancherlei Mutmaßungen und Befürchtungen zu ergehen.

Gern hätte Murrha sich ihnen beigeßelt und die Nacht in reichlicher Unterhaltung verbracht, doch die Sorge um Tertia Cäcilia trieb sie zurück in's Wohngemach. Die Kleine lag in unruhigem Schlummer auf den Polstern des Ruhebettes, und das braune Gelock fiel wirr in das vom Schlaf erhitzte Gesichtchen. Zu Füßen des Lagers auf dem Boden ausgestreckt ruhte Molosso, der sich mit Murrha treulich in das Hüteramt theilte. Unbeachtet in einem Winkel lag die von Julian geschenkte elfenbeinerne Puppe,

und unweit ein anderes Spielzeug. Die Eindrücke der letzten Zeit und die ernstere Stimmung ihrer Umgebung hatten auch auf die Kleine eingewirkt und sie nachdenklicher gemacht, so daß sie das sonst von ihr so unzertrennliche Spielzeug achtlos beiseite schob.

Jetzt wachte sie auf, und ihr erster Blick suchte Murrha. Zärtlich nahm diese sie in die Arme und strich ihr das lockige Haar aus der Stirn. Die ungewohnte nächtliche Stunde, die Erinnerung an das Weggehen von Vater und Schwestern, deren Rückkehr immer noch nicht erfolgt war, alles zusammen ängstigte die Kleine, so daß sie leise weinend das Köpfchen an der treuen Brust der alten Amme barg.

„Sei ruhig, mein Liebling“, flüsterte diese tröstend, „sie werden gleich kommen, und mit ihnen Sever und Leander.“

„Auch Julian?“ fragte die Kleine.

„Gewiß, auch Julian, mein Herzchen“, versicherte die Alte bereitwillig. „Soviel ich weiß, ist er bei der Trauung zugegen.“

„Weshalb heiratet Hermione denn nicht Julian anstatt Leander?“ fragte Tertina unzufrieden.

„Wahrscheinlich, weil sie den trefflichen Leander lieber hat“, erwiderte die Alte kopfschüttelnd. „Aber, o Himmel, Kind, was fragst du törichtes Zeug!“

„Ich habe Julian lieber — viel lieber“, versicherte die Kleine nach einer Pause ernsthaft, „und ich wollte, er hätte Hermione geheiratet.“

„Sie wird aber mit Leander sehr glücklich werden“, versicherte Murrha begütigend. „Er ist ja so gut.“

„Aber Julian ist besser“, beharrte das Kind. „Kommen sie noch nicht bald?“

„Gewiß, mein Herzchen, aber wir müssen noch ein wenig Geduld haben, sie sind ja noch nicht lange fort.“

Sie hielt die Kleine gern in dieser Täuschung, um sie zu beruhigen, wenn schon in ihr selbst eine geheime Angst aufzusteigen begann. Stunden waren vergangen, seit jene das Haus verlassen, und die Zeit mußte schon gen Morgen vorgerückt sein. Vielleicht dünkte es sie auch länger, als es in Wirklichkeit war; in der Stille der Nacht dehnte sich das Wachen und Warten schier endlos aus. Auch Molosso schien ihre Unruhe zu teilen; er lief ängstlich hin und her, knurrte und winselte leise und brach zuletzt in ein langgezogenes, klagendes Geheul aus.

"Gott stehe uns bei!" dachte die alte Amme mit wachsender Angst. "Wenn ihnen nur kein Unglück widerfahren ist!" Und Heidenglauben und Christenglauben vermengend, betete sie die christlichen Gebete und berührte dabei ein heimlich gegen die Einwirkung der bösen Geister getragenes Amulet mit der abgewendeten rechten Hand.

"Komm' her, Molosso, komm'", rief Tertia den Hund heran. Scheu und winselnd gehorchte er, um im nächsten Augenblick mit hoch emporgehaltenen Kopf in ein noch lauterer Klagegeheul auszubrechen.

"Ach, Murrha, Murrha, mir ist so bang!" flüsterte die Kleine weinerlich, bei der alten Dienerin Schutz suchend.

"Fürchte dich nicht, mein Läubchen", murmelte diese beruhigend, während sie gleichwohl selbst vor heimlicher Angst bebte, "gleich werden sie —"

Doch hier begann Molosso zum drittenmal noch lauter und jämmerlicher zu heulen, so daß die Alte entsetzt verstummte und das zitternde Kind fester an sich preßte.

"Gott sei uns gnädig!" flüsterte sie für sich, "wäre nur diese fürchterliche Nacht vorbei, und wären sie endlich alle wieder hier! Ich sterbe noch vor Angst, und die arme Tertia mit. Komm' hierher, Molosso!" lockte sie den Hund, der mit gestäubtem Haar und stieren Augen in der Luft schnupperte. "Wie das Tier aussieht, als wenn es etwas Schreckliches wittert! Es ist eigentlich nur der Hund, der einem so angst macht", suchte sie sich selbst zu überreden. "Hierher Molosso — es ist nichts — hierher —"

Nur widerwillig und mit eingezogenen Schweif folgte das Tier und legte sich neben die Beiden nieder.

Es blieb einen Augenblick still. Nur der Hund knurrte und winselte hie und da, und ein lauter Windstoß segte über die Vorhalle weg, daß die Falten des den Eingang zum Atrium verhüllenden Türvorhanges sich leise bewegten, und der Schimmer der von der Decke niederhängenden Ampel unsicher hin- und herzitterte.

"Sei still, mein Herzchen!" suchte die alte Amme die leise schluchzende Tertia zu beruhigen, indes sie selber vor heimlicher Furcht fast verging. "Ich erzähle dir auch etwas recht Schönes — wart' einmal, daß ich mich besinne — so — nun gib acht —"

Wieder umbrauste ein Windstoß das Haus, und der Hund winselte lauter. Im Murrelton begann Murrha dem laufschenden Kinde ein altes Märchen zu erzählen:

„Es war einmal ein König und eine Königin; diese hatten drei Töchter —“ sie hielt lauschend inne, doch nichts rührte sich.

„Drei?“ fragte Tertia, der diese Version neu sein mochte.

„Drei, mein Liebling. Die beiden ältesten — o Herr und Heiland, steh' uns bei —“ unterbrach sie sich zähneklappernd. Ein hastiger Schritt durchheulte das Vorhaus, der Türvorhang wurde zurückgeschlagen, und Julian erschien auf der Schwelle.

Sein bleiches erregtes Gesicht und die Blutsflecken an seinem Mantel kündeten deutlich genug, daß sich ein Unglück ereignet habe.

„O Herr, Herr“, stöhnte Murrha entsetzt auf, „was ist geschehen?“

„Schlimmes, gute Murrha“, erwiderte Julian düster, „doch jetzt ist keine Zeit zum Erzählen. Raffe zusammen, was für dich und Tertia das nötigste ist — hörst du? Ich bringe euch beide zu Hermione in Sicherheit; Leander ist verwundet —“

„O allmächtiger Himmel! — Und die andern?“ schluchzte die Alte laut auf.

Er legte flüchtig die Hand über die Augen.

„Ich erzähle dir alles später“, antwortete er dann mit einem tiefen Seufzer. „Eile nunmehr, wir haben keine Zeit zu verlieren. Auch alte Leintwand für Leander nimm mit“, erinnerte er sich, „und einige warme Gewänder für Hermione und euch beide.“

„Julian“, flüsterte es neben ihm, und eine kleine Hand faßte die seine, „o Julian, sage, wo ist mein Vater?“

Die großen flehenden Kinderaugen blickten angstvoll zu ihm empor. In unsäglichem Mitleid beugte er sich nieder und zog die Kleine an sein Herz.

„Er wird hoffentlich morgen schon zu euch zurückkehren“, erwiderte er ausweichend. Der Blick des Kindes tat ihm weh, und doch konnte er keine andere Antwort geben.

Als Murrha, der erhaltenen Weisung gemäß, mit dem nötigsten bepackt und laut schluchzend zum Gehen bereit erschien, ließ die kleine Tertia es willig geschehen, daß Julian sie auf seine Arme nahm, um sie dahin zu bringen, wo, wie er sagte, Hermione weile.

Niemand sollte wissen, welcher Schlupfwinkel Murrha und Tertia berge, und so richtete der junge Römer es ein.

daß sie das Haus durch eine selten benutzte Seitenpforte verließen, wodurch ihr Scheiden von den übrigen Insassen unbemerkt blieb. Einen Augenblick hatte Julian geschwanzt, ob Molosso, der sich winselnd an sie drängte, nicht besser zurückzulassen sei. Doch stand zu befürchten, daß das Tier ihre Fährte auswittern und damit zum unfreiwilligen Verräter werden könne; auch mochte er im äußersten Falle kein schlechter Verteidiger sein, und so war es vielleicht gut, ihn mitzunehmen. Die Mahnung zum Schweigen mit flugem Blick verstehend, hielt er sich dicht an Julians Fersen, und stumm und traurig verließ die kleine Karawane das vielleicht für lange Zeit verwaiste Haus.

Es war verabredet, daß Sejus an dem dem Landhaus nahegelegenen Ausgang der Katakomben ihrer harren solle, um als Führer zu dienen; und da der Knabe pünktlich auf seinem Posten war, so ging die Wanderung verhältnismäßig rasch vonstatten. Die draußen herrschende Finsternis ließ den Eintritt in das Dunkel des unterirdischen Ganges nicht so unheimlich erscheinen, wie es sonst wohl der Fall gewesen wäre. Erleichtert atmete Julian auf, als die eiserne Thür, die Sejus offen gehalten, sich wieder hinter ihnen schloß, und damit alle Verfolgung, wenigstens von dieser Seite, abgeschnitten war. Wenige Minuten später betraten sie das unterirdische Gewölbe.

In Schmerz versunken kniete Hermione neben dem noch immer bewußtlosen Leander, als das Geräusch nahender Schritte sie emporschreckte. Eine Sekunde nur starrte sie den Eintretenden entgegen, dann sank sie mit einem leidenschaftlichen Aufschluchzen der alten treuen Dienerin in die Arme. Leise trat Julian mit der kleinen Tertia hinzu, und das arme, von Angst und Schrecken eingeschüchterte Kind barg den Kopf an dem Herzen der Schwester, von welchem damit eine bange Sorge genommen wurde.

Sejus vorläufig zurücklassend, begab sich der junge Römer auf den Heimweg, um sofort mit Tagesanbruch für die Befreiung des Konsuls wirken zu können. Zum mindesten hoffte er, zu ihm zu gelangen und ihm den Trost zu geben, daß Hermione und Tertia geborgen seien.

Als er die unterirdische Zufluchtsstätte verlassen und die dazu führende Straße hinter sich hatte, maßigte er seine Schritte und sammelte seine Gedanken zu ruhigerer Ueberlegung. Die kühle Luft und die nächtliche Stille und Einsamkeit taten ihm wohl; seine stürmische Erregung

legte sich allmählich, und die fiebernden Pulse flogen weniger rasch. Schauernd sagte er sich, wie viel Entsetzliches sich in den letzten Stunden dieser Nacht zusammengedrängt habe, und Schmerz, Bohn, Haß und Liebe durchfluteten sein Herz. Die Straßen lagen noch still und öde, der Ueberfall war offenbar mit großer Vorsicht ausgeführt und von niemand wahrgenommen worden. Wo weilte der Konsul? Julian fühlte sein Auge feucht werden bei dem Gedanken an seinen edlen väterlichen Freund und an sein und der seinigen Schicksal.

So unter wechselnden Empfindungen dahinschreitend, erreichte er sein Landhaus. Schon begann die Nacht dem Tage zu weichen, die Dunkelheit machte einer schwachen Dämmerung Platz und im Osten begrenzte matte, graublaue Helle den Horizont. Müde und abgesspannt betrat Julian das Atrium, von der alten Sabina, die in tausend Aengsten um ihn gebangt hatte, mit Freudetränen begrüßt. Er hatte sie in sein Vertrauen gezogen und ihr die Ereignisse dieser Nacht mitgeteilt; denn er bedurfte ihrer Mithilfe zur Beschaffung der nötigsten Lebensmittel für die seiner Obhut Anvertrauten; sie war treu, und er konnte ihrer Verschwiegenheit vertrauen; dennoch verriet er ihr nicht den Ort, wo seine Schützlinge sich befanden; dies Geheimnis mußte gewahrt werden.

Trotz allem Zureden brachte sie den jungen Mann nicht dazu, sich Ruhe und Stärkung zu gönnen.

Von dem Imbiß, den sie ihm auftrug, nahm er nichts als einen Becher Wein, dann kleidete er sich hastig um und schritt ungeduldig und von tausend Gedanken gefoltert im Gemache auf und ab, die Stunde erwartend, zu welcher er den Präseften aussuchen konnte.



Kalt und grau kam der Tag heran; schwere Wolken zogen am Himmel dahin, und der Herbstwind fegte durch die Straßen der Stadt. Draußen auf dem Marsfelde deckten noch die Leichen der ermordeten Thebäer die blutgetränkte Erde, doch ehe noch die Trierer die Toten zu bestatten vermochten, brach der Sturm los, der alles verwüstete.

Die Kunde von dem, was sich während der Nacht ereignet, verbreitete sich rasch mit dem anbrechenden Tag, und Furcht, Entsetzen und Empörung erfüllten alle Herzen. Der nächtliche Gewaltakt wurde selbst von den Anhängern

des Heidentums nicht gebilligt, aber Niktivarus war mit unbeschränkter Vollmacht ausgerüstet, eine Legion an blinden Gehorsam gewöhnter heidnischer Soldaten gewärtigte seine Befehle, und keiner war, der dieser doppelten Macht Widerstand zu leisten vermocht hätte.

Als Julian sich am frühen Morgen Zutritt zu dem Präfekten zu verschaffen suchte, wies man ihn nach dem Forum, dem Gerichtsgebäude, wohin der Gewalthaber sich schon begeben hatte; dorthin eilend, fand er denselben von Offizieren und Beamten umgeben.

Inmitten des Saales stand Palmatius; mit ihm als Angeklagte und Gefangene waren erschienen sieben Senatoren und vier der vornehmsten trierischen Bürger. Sie alle waren Christen und von Niktivar vorgeladen worden, um entweder ihren Glauben abzuschwören oder das Todesurteil zu empfangen. Im Hintergrunde erhob sich auf einem Altar die Statue des Jupiter, und die Opferpriester schürten den heiligen Brand.

Der Präfekt hatte auf seinem erhöhten Sitz Platz genommen, zu seiner Rechten standen seine Offiziere, zur Linken die vornehmeren Beamten der Stadt, unter ihnen Sempronius, dessen wie aus Erz gegossenes Antlitz kalt und undurchdringlich erschien; Soldaten hielten ringsum die Wache.

Als Julian die hohe, säulengeschmückte Halle betrat, war die Verhandlung schon fast zu Ende, da dieselbe mit dem ersten Morgengrauen begonnen hatte.

„Noch einmal“, nahm Niktivarus jetzt das Wort, „fordere ich euch auf, den Christenglauben abzuschwören. Euer Leben liegt in eurer Hand. Dort steht der Altar — opfert, und ihr seid frei!“

„Niemals!“ riefen alle einmütig. „Wir wollen lieber als Christen sterben, denn als Abtrünnige leben.“

Zorn und Ingrimm blitzten in den Augen des Gewalthabers auf, und voll mitleidlosen Hasses ruhte sein Blick auf der kleinen Schar mutiger Bekenner.

„Höre mich, erhabener Präfekt“, rief hier Julian, rasch und festen Schrittes vortretend, „laß dich erbitten und schone des edlen Palmatius, des Konsuls dieser Stadt, der, wenn auch Christ, doch stets ein treuer Diener des Kaisers war. Sei gerecht, o Herr, und vergieß nicht dies unschuldige Blut —“

„Wer bist du?“ unterbrach Niktivar ihn scharf und zornig. „Bist du ein Christ?“

„Ich bin ein Römer und ein treuer Verehrer der Götter, gleich dir, doch der Konsul ist mein väterlicher

Freund, und für ihn leiste ich Fürsprache. Wenn du nicht Gerechtigkeit üben willst, o Herr, so lasse Gnade walten!"

Der Präsekt lachte kurz und hart auf.

"Tor — auf deine Fürsprache hin? Sieh zu, daß du nicht selber ihrer bedarfst! Doch du irrst — Gerechtigkeit soll diesen allen werden. Wer den Göttern nicht opfert, ist ein Feind des Kaisers und verdient den Tod. Es steht jenen frei, ihr Leben zu retten; doch verweigern sie den Gehorsam, so haben sie selbst ihr Schicksal erwählt."

Er winkte. Ein Trompetenstoß erklang, und Soldaten umringten die Gefangenen, um sie hinwegzuführen. Mit verzweifelndem Herzen brach Julian sich gewaltsam Bahn bis in die Nähe des Konsuls. Ernst und mild reichte dieser ihm zum letzten festen Druck die Hand.

"Habe Dank, mein wackerer Julian, für dein edelmütiges Bemühen", sprach er bewegt, "doch setze dich nicht wieder solcher Gefahr aus. Ich preise Gott, der mir vergönnt, um seiner Ehre willen zu sterben; bald grüßen mich, die mir vorangegangen. Doch Hermione und meine kleine Tertina —" seine Stimme brach, und er legte die Hand über die Augen.

"Sie sind gerettet und in Sicherheit", flüsterte Julian hastig, "und so lange ein Atemzug in mir lebt, sollen sie nicht unbeschützt sein."

"So wird mir das Scheiden leicht", versetzte Palmatius tief aufatmend; "Gott segne dich, mein Julian, dich und die meinen —"

Er konnte nicht weiter sprechen, ein Soldat stieß den jungen Römer zurück; ein flüchtiger Händedruck, ein letzter Blick, und die Menge drängte sich zwischen sie.

Am Nachmittag desselben Tages bereitete sich auf dem vor dem Forum, dem Gerichtsgebäude, gelegenen freien Platz ein düsteres Schauspiel vor. Ein den Göttern geweihter Opferaltar war errichtet und auf einer Erhöhung fand sich der Sitz für den Präsekten.

An der Spitze seiner Soldaten erschien Niktiobarus, und während er den für ihn bestimmten Platz einnahm, stellten sich die Soldaten ringsum in geschlossenen Reihen auf; eine besondere Abteilung stand abseits, ohne Schild und Speer, nur mit dem pilum, dem kurzen zweischneidigen Schwert, bewaffnet.

Jetzt nahen sich in langen, weißen Gewändern die heidnischen Priester dem Altar, und unter ihren geheimnisvollen Zeremonien und Gesängen entzündeten die Flammen, die Opferdiener, das heilige Feuer, das die Gaben der Opfernden verzehren sollte. Es war ein klug berechneter

Zug des Präfecten, durch den Anblick offener Vernachlässigung und Geringschätzung ihrer Götter die Gemüther des heidnischen Theiles der Bevölkerung gegen die Christen aufzureizen und damit seinem eigenen Vorgehen den Anschein gerechter Bestrafung zu verleihen.

Ein Trompetenstoß verkündigte die Ankunft der Gefangenen. Der Consul an der Spitze, schritten sie fest und mutig daher, und in ihren Augen leuchtete eine erhabene Begeisterung. Keinen von ihnen wandelte die Schwäche der Versuchung an, keiner wankte bei dem Anblick der Henker und Marterwerkzeuge, die ihrer harften, alle waren sie bereit, für ihren Glauben zu sterben, und in unerschütterlichem Mut und Gottvertrauen ging Palmatius ihnen allen voran.

Finster und haßersüchtig ruhte der Blick Riktiovars auf ihnen.

„Ihr seht, was eurer wartet“, sprach er mit kaltem Hohn, auf die Vorbereitungen zu ihrem Martyrium deutend, „seid ihr nunmehr bereit, den Göttern zu opfern?“

„Niemals!“ hallte es feierlich aus aller Munde. „Wir bekennen den allein wahren Gott und beten keine von Menschen geschaffenen Götter an.“

Ein Blick voll teuflischer Bosheit sprühte aus den Augen des Präfecten; er winkte. Ein Lictor¹⁾ mit dem Stab trat vor und verlas die Namen der Gefangenen; es waren die edelsten der Stadt. Nach Palmatius kamen die Senatoren Maxentius, Constantius, Justinus, Alexander, Soter und Leander der Aeltere, der krank und hinfällig sich aufgerafft hatte, um den Weg des Bekenners zu gehen. Außer diesen waren es noch vier der vornehmsten Bürger: Hormisdas, Pagirius, Constans und Jovinianus. Als die Namen verlesen waren, hielt der Gerichtsdiener ein und blickte nach dem Präfecten; dieser winkte abermals.

„Sie sind des Todes schuldig!“ rief jener mit lauter Stimme und seinen Stab zerbrechend, warf er denselben den Verurtheilten vor die Füße.

Auf einen dritten Wink Riktiovars traten die Henker herzu und schleppten die Unglücklichen vor den Altar. Da sie sich weigerten, den Göttern zu opfern, sollten sie selbst geopfert werden.

Vergebens drohten den kühnen Bekennern die Schrecken der Folter und des Todes. Laut und einstimmig einen Lobgesang zu Gottes Ehre anstimmend, traten sie ihren Henkern entgegen. Der erste, der die Siegespalme errang war Palmatius. Treu und standhaft, wie er immer zu Christus der bekannt, erduldet er auch jetzt um seines

¹⁾ Gerichtsdiener.

Namens willig mutig die furchtbarsten Qualen. Vergebens hatte der rohe Heide erwartet, Schmerz und Schwäche würden den Konsul überwältigen, und mit gefühlloser Grausamkeit ließ er alles versuchen, was erfinderische Bosheit zu ersinnen vermag. Doch täuschte ihn seine Erwartung, und in ausbrechender Wut befahl Niktivarus zuletzt, den Gemarterten zu enthaupten. In diesem Augenblick durchbrach die Sonne siegreich die Wolken, und ein freundlicher Strahl beleuchtete die Richtstätte, gleich als ob der Himmel den ihm entgeneilenden Seelen seinen Gruß senden wolle.

Auf Palmatius folgten der Reihe nach die Senatoren; auch sie wurden zum Schlusse enthauptet.²⁾



In derselben Nacht noch hatten die Christen die Leichen der Märtyrer in unterirdischen Begräbnisstätten zur letzten Ruhe gebettet. Ihr aller Schicksal war nunmehr besiegelt; denn nachdem Niktivarus die Edelsten nicht geschont, war für die Uebrigen kein milderer Urtheil zu erwarten. Doch angesichts der nunmehr unabwendbaren Gefahr wandelten sich Furcht und Entsetzen in Mut und Glaubensfreudigkeit um, die das Beispiel so glorreicher Vorgänger in aller Herzen entzündete. Auch die Kleinsten und Verzagtesten blieben nicht zurück — alle mütigsten und Verzagtesten blieben nicht zurück — alle waren sie bereit, lieber das Leben als den Glauben dahinzugeben.

Die Gelegenheit zur Betätigung dieser Standhaftigkeit sollte sich nur zu bald bieten. Noch ehe der Tag seine Höhe erreicht hatte, richtete sich die Wut des Verfolgers gegen alle, die den Namen Christi bekannten; und tausende und aber tausende erlitten um des Glaubens willen mutig und opferfreudig den Tod. Der Platz vor dem Kapitol, auf dem die Hinrichtungen stattfanden, bot einen grauenhaften Anblick. Der Blutdurst des Niktivar war unersättlich; nicht Greis noch Kind, nicht Weib noch Jungfrau wurde geschont; immer neue Opfer schleppten die Edergen herbei, obschon diese Maßregel kaum nötig war — fast alle kamen sie freiwillig, mit lauter Stimme Christus bekennend und um seines Namens willen freudig den Tod erleidend.

* * *

In dem Wirtshaus zum Elefanten war es still und öde. Kein Gast rief nach Falerner oder Allobroger, die

²⁾ Vier Steine bezeichnen noch heute die Stelle, wo Palmatius und die Senatoren hingerichtet wurden, und ein steinernes Kreuz die Marterstätte der übrigen Christen.

Krüge standen unberührt, und auch die Muränen hatten gute Ruhe. Oger und Totius hatte die Neugierde zu dem blutigen Schauspiel getrieben, und auch Anteros war verschwunden. In der Küche hockte die alte Basilla und horchte mit verstörtem Gesicht auf das dumpfe Getöse, das von ferne her drang.

Curius hatte seinen altgewohnten Platz hinter dem Schenkisch verlassen und saß an einem der Wirtstische mit aufgestemmtten Ellenbogen und das sorgenschwere Haupt in beide Hände stützend. Er war ein Heide, und die Verfolgung kummerte ihn nicht sonderlich, aber das Geschäft litt darunter, denn abgesehen davon, daß seit zwei Tagen fast kein Gast den Elefanten betreten hatte, was sollte es werden, wenn diese Hinnekelung so fortging, bis alle Christen vertilgt waren? Dann konnte er ruhig das Schild einziehen und seine Amphoren selber leeren. Die Trierer hatten stets über einen guten Durst verfügt, und die Christen waren ihm als Gäste lieber als die eigenen Glaubensgenossen, denn sie waren durchweg gesitteter und friedfertiger. Diese Erwägungen, sowie die ungewohnte Einsamkeit, stimmten ihn im höchsten Grade mißmutig.

„Auch der Schlingel, der Anteros ist davongelaufen“, knurrte er verdrießlich; „es sind allerdings keine Gäste zu bedienen. O, ihr Götter, welche Zeiten!“ stöhnte er dann seufzend.

Leichte Schritte näherten sich, und Claudia trat ein.

„Ah, da bist du ja“, rief Curius erleichtert, „ich dachte schon, auch du habest am Ende das Haus verlassen. Den Göttern sei Dank, daß ich dich vor mir sehe; das Alleinsein ist unerträglich. Komm' hierher und setze dich zu mir.“ Gelfertig rückte er ihr einen Schemel zurecht.

Doch Claudia schüttelte nur leicht den Kopf und blieb stehen. Sie war fast noch schöner zu nennen, als früher, wenigstens war ihre Schönheit eine edlere und durchgeistigtere. Chlorus' Tod, sowie die Ereignisse der letzten Tage hatten vollendet, was die Lehren des Christentums begonnen hatten: ihre Seele zu läutern und auf das Ewige vorzubereiten.

„Nein, Vater“, sprach sie sanft, „mein Weg ist ein anderer. Ich bin Christin und komme, von dir Abschied zu nehmen.“

„Christin — Abschied —“ stammelte Curius fassungslos, „aber um aller Götter willen, Mädchen, was soll das heißen?“

„Daß ich bereit bin, dem Beispiel derer zu folgen, die um des Glaubens willen, den Tod erleiden“, erwiderte sie fest. Sprachlos vor Born und Ueberraschung starrte Curius sie an.

„Alberne Törrin“, schrie er endlich kirschrot vor Aerger, „was fällt dir ein? Sind die Dämonen in dich gefahren? Wenn ich auch bisher deiner Christenfaselei nicht mit Entschiedenheit entgegen getreten bin, so war dies, weil ich dir diese Narrheit nicht im Ernst zutraute, doch es ist etwas anderes, wenn es sich um Tod und Leben handelt. Hier bleibst du und verlässest mit keinem Schritt das Haus! Fließt nicht schon genug Christenblut ohne dich? Das fehlte mir noch, daß auch du in die Hände des Henkers fielest; mir schaudert, wenn ich nur an solches denke. Sei vernünftig, Mädchen“, fuhr er ruhiger fort, „meinethalben magst du Christin sein, aber sprich zu niemand davon, am wenigsten brauchst du es dem Riktionar zu verkünden. Komm’, sei klug“, setzte er begütigend hinzu, indem er sie zum Niedersitzen zu bewegen suchte.

Sie wehrte ihn sanft ab.

„Gerade weil ich klug sein möchte, sichere ich mir den Weg zum Himmel“, entgegnete sie mit trübem Lächeln; „halte mich nicht zurück, Vater; würde mein Gebet erhört, auch du wendetest dich dem Kreuze zu.“

Curius betrachtete sie angstvoll.

„Claudia“, begann er bittend, „du wirst mir doch dies nicht antun? Sieh’, ich bin ein alter Mann und habe niemanden als dich; so verlasse mich auch nicht. Ich war dir doch immer ein guter Vater — wenn schon — das heißt —“ er stockte.

„Was denn, Vater?“ fragte Claudia mitleidig.

„Nein, nein — ich will’s jetzt nicht sagen“, murmelte er, „aber verlasse mich nicht, Claudia“, fügte er fast flehend hinzu, „bleib’ hier und sag’, daß du mich nicht verlassen willst!“

„Ich kann nicht, Vater“, erwiderte sie traurig; „mein Weg führt dorthin —“

„Wo Törrinnen deiner Art am besten aufgehoben sind: hinter Schloß und Riegel“, unterbrach eine kalte Stimme ihre Worte, und als beide erschreckt umblickten, gewahrten sie Sempronius am Eingang stehen.

„O Herr, dich senden die Götter“, rief Curius, „hilf mir, dem albernen Mädchen die Hirngespinnste ausreden, die es sich in den Kopf gesetzt hat. Auf mein Bitten will sie nicht hören, so hört sie vielleicht auf dich.“

Es war wohl zum erstenmal seit langer Zeit, daß in dem bleichen, unbeweglichen Antlitz des Sempronius die Röte innerer Scham aufstieg und sein Blick sich senkte; aber so schnell diese Bewegung gekommen, so rasch verschwand sie auch wieder, und nur in den Augen glühte es seltsam.

„So laß uns allein.“ Eine vornehme Handbewegung, und unter dem alten Banne gewohnter Servilität verließ Curius gehorsam das Gemach.

Eine Sekunde hatte es den Anschein, als ob Claudia ihm folgen wolle, doch dann preßte sie fester die Lippen zusammen und stand kalt und fremd dem Besucher gegenüber.

„Du wirst dir wohl nicht im Ernst die Macht zutrauen, das zu erreichen, was Curius vergebens erbat“, sprach sie ruhig.

„Wer weiß“, entgegnete er zerstreut. Es schien mächtig in ihm zu arbeiten, und mit großen Schritten ging er einigemal auf und ab. Dann atmete er tief auf.

„Claudia“, begann er stehen bleibend, „du betrachtest mich als deinen Feind, doch auch einem solchen soll man nicht versagen, sich zu rechtfertigen — und ihr Christen“, fügte er bitter hinzu, „lehret ja die Feindesliebe. So höre mich wenigstens ruhig an und antworte erst, wenn ich zu Ende bin. Willst du?“

Sie zögerte einen Augenblick, dann neigte sie bejahend das Haupt.

„Nun wohl“, sprach er mit einem tiefen Atemzug, „so will ich dir die Geschichte meines Lebens erzählen.“ Er hielt inne und legte einen Moment die Hand über die Augen, dann fuhr er ruhiger fort:

„Ich war vierundzwanzig Jahre alt, als ich ein junges Mädchen kennen lernte, dem bald mein ganzes Herz gehörte. Auch sie liebte mich, und es hätte unserer Vereinigung nichts im Wege gestanden, wenn sie nicht die Tochter eines Freigelassenen und mir dadurch unebenbürtig gewesen wäre. Sie war schön — sehr schön, und manchesmal ging ich mit dem Gedanken um, sie allen Vorurteilen zum Trotz zu meiner Gattin zu machen. Hätte ich es getan!“ murmelte er dumpf; dann fuhr er fort: „Sie war jung, unerfahren und vertraute mir, und die Leidenschaft riß mich fort — — du bist ihr und mein Kind!“ Er legte die Hand über die Augen, um die jäh aufsteigende Röthe zu verbergen, und senkte das Haupt.

Lautlose Stille herrschte. Claudia stand vorgebeugt mit starrem Blick. Sempronius ihr Vater?! Sie schauderte.

„Und — — meine Mutter?“ kam es endlich tonlos über ihre Lippen.

„Sie starb bald. Sie war Christin und wollte nicht in die Verbindung willigen, die ich ihr vorschlug. Ich will dir nichts verhehlen“, stieß er rauh hervor, „doch nicht Schmerz und Schande haben sie getötet, sondern die verfluchte Lehre der Nazarener! Hätte sie an die Götter ge-

glaubt, sie wäre mein geworden und hätte die Freuden der Erde gekostet. Und seitdem hasse ich die Christen und bin ihr unerbitterlicher Feind“, knirschte er in wild ausbrechender Leidenschaft; „sie hat mir verziehen, ehe sie starb, aber ärger als den Verdammten die Furien verfolgt mich diese Verzeihung.“ Von der Erinnerung gefoltert hielt er inne.

Ein Schauer durchbebte Claudias Gestalt.

„Und das Verbrechen an der Mutter denkst du mit dem Unglück der Tochter zu sühnen?“ fragte sie in seltsamem Ton.

Er sah scheu zu ihr empor.

„Du verkennst meine Absichten“, entgegnete er unsicher; „konnte ich zugeben, daß meine Tochter einen Arenakämpfer zum Manne nahm? Und denkst du, ich gebe zu, daß du dich als Christin dem Henker überlieferst? Denkst du, ich hätte dir diese Enthüllungen gemacht, wenn ich dich sterben lassen wollte — als Christin sterben?! Ich habe über dich gewacht, so gut ich konnte. Curius und sein Weib waren kinderlos und nahmen dich willig als ihr Kind an, ohne je zu ahnen, wie nahe ich dir stehe. Ich habe reichlich für dein Wohlergehen gesorgt; leider vermochte ich nicht zu verhüten, daß dieser verfluchte Glaube Eingang in deinem Herzen fand. Möge die ganze Sekte der Nazarener zugrunde gehen — doch dich will ich retten! Nicht länger will ich zögern, dich als mein Kind anzuerkennen, und als die Tochter des Sempronius wird kein Verdacht dich treffen. Ich will dir einen reichen, einen würdigen Gatten suchen, und dir das Glück bereiten, das ich deiner Mutter nicht bieten konnte. Ich habe in Jahren fruchtloser Reue geküht — und die letzte Sühne war dies Bekenntnis. Laß dir daran genug sein, erkenne mich als deinen Vater an und gewähre meinem Haus, was ihm so lange gefehlt: Glück und Ruhe!“

Sie hatte regungslos zugehört, nur in ihren Augen flammte es zuweilen seltsam auf. Auch jetzt schwieg sie noch, ohne seinen erwartungsvoll auf sie gerichteten Blick zu beachten.

„Glück und Ruhe“, wiederholte sie leise seine letzten Worte; „es ist gut, daß du mich daran mahnst, Glück und Ruhe erwarten mich dort, wohin meine Mutter mir vorgegangen ist. Auch sie war Christin“, fügte sie leuchtenden Auges hinzu, „ich danke dir, o Gott, für diesen Trost! Ich komme bald“, flüsterte sie weich.

„Claudia“, rief Sempronius halb zürnend, halb flehend, indem er sie beschwörend am Arm faßte, „besinne dich! Als meine Tochter —“

„Nicht weiter!“ unterbrach sie ihn mit Hoheit, indem sie von ihm zurückwich, „nie werde ich mich als deine Tochter betrachten! Dieser hier“, fuhr sie fort, Curius, der ängstlich den Kopf hereinstreckte, heranziehend, „war dem armen, fremden Kinde Vater, und ihn verehere ich als solchen. Armer, alter Mann“, setzte sie mit Wehmut hinzu, indem sie einen Augenblick ihre Wange an sein borstiges Gesicht legte, „ich muß dich verlassen, aber ich hoffe, Gott wird barmherzig sein und dich auch einst in seinen Himmel nehmen. Leb' wohl, mein Vater!“

„Bleib' — bleib' —“ schluchzte Curius, doch sie machte sich sanft los.

„Claudia“, klang die vor Erregung fast heisere Stimme des Sempronius, und in seinen Zügen suchte bitterer Schmerz, „scheide nicht so — sage, daß du mir verzeihst — nenne mich nur einmal Vater!“

Einen Moment stand sie schweigend, den Blick nach oben gerichtet; dann reichte sie ihm die Hand.

„Meine Mutter hat dich geliebt und dir verziehen — auch ich verzeihe dir. Lebe wohl, Vater.“

Und ehe der erschütterte Censor sie zu halten vermochte, hatte sie das Zimmer und im nächsten Augenblick das Haus verlassen. Einen Moment stand Sempronius regungslos, dann eilte er, ohne den auf einen Schemel niedergesunkenen Curius zu beachten, den gleichen Weg dahin, den Claudia genommen.

Eine dichtgedrängte Volksmenge umgab den freien Platz, auf dem die Hinrichtungen stattfanden. Zum teil aus Heiden und Neugierigen bestehend, bildeten die weit- aus größere Zahl die mit freudigem Opfermut sich herzu- drängenden Christen, die in begeistertem Glaubenseifer willig das irdische Leben dahingaben, um das ewige zu gewinnen.

Riktiovar wütete mit unersättlicher Grausamkeit; die Ströme des vergossenen Blutes schienen seine Mordlust noch mehr zu erhöhen, nicht Alter noch Geschlecht fand Schonung, erbarmungslos traf das Schwert des Henkers alle ohne Ausnahme.

Als Sempronius an der unheilvollen Stätte anlangte, erblickte er Claudia, die er nicht mehr einzuholen vermocht hatte, inmitten des vor dem Präsekten freigebliebenen Platzes hochaufgerichtet dastehen, indes ihre strahlenden, gen Himmel gerichteten Augen jetzt schon die Pforten des Himmels zu erblicken schienen. Selbst Riktiovar und seine rohen Söldner staunten die überirdische Schönheit des jungen Mädchens an, während unter den Umstehenden manches Auge um sie feucht wurde.

„Opfere den Göttern, und es geschieht dir kein Leid“, redete der Präseft sie an, und seine Stimme klang weniger hart.

„Nimmermehr!“ rief Claudia mit hinreißendem Ausdruck; „ich bete Gott allein an, und ihn opfere ich mit Freuden mein Leben!“

„Törin!“ donnerte Riktiovar, „noch ist es Zeit; du bist jung und schön, dir winkt das Leben mit seinen Freuden — weshalb suchst du den Tod?“

„Weil mir das ewige Leben und seine unvergängliche Freude winkt“, erwiderte sie mit verklärtem Antlitz; „o Feldherr, deine Worte locken mich nicht, noch schreckt mich deine Drohung — ich gehöre Christo allein an!“

„Erhabener Riktiovar“, rief in diesem Augenblick Sempronius, der mit Mühe den Kreis um den Präseften durchbrochen hatte, „ich bitte dich, übe Gnade! — sie ist noch jung und unerfahren und wird zu unseren Göttern zurückkehren — gönne ihr Zeit — ich stehe dir gut für sie.“

Der harte finstere Blick des heidnischen Befehlshabers ruhte durchbohrend auf dem Sprecher.

„Ah du, der Christenfeind, bittest für ein Christin?“ fragte er mit eifigem Hohn; „steht sie Deinem Herzen so nahe?“

Bornesröte stieg in dem Antlitz des Schatzmeisters auf, und in seinen Augen blickte es drohend. Dann schien er sich zu besinnen, und das Haupt senkend, antwortete er dumpf: „Sie ist meine Tochter!“

Ein Ausdruck des Erstaunens malte sich in den Zügen Riktiovars.

„Deine Tochter? Und Christin?“ fragte er mißtrauisch; „mich dünkt, Sempronius, du tätest besser, solche Fürsprache zu unterlassen. Hüte dich“, setzte er finster und mit scharfer Betonung hinzu, „daß deine Gesinnung mir nicht weniger lauter erscheint!“

Sempronius erbleichte. Der grausame, arglistige Präseft war imstande, die versteckte Drohung wahr zu machen. Während er noch schwankte und widerstrebende Gefühle in ihm stritten, wendetete Claudia selbst das Verhängnis gegen sich.

„Töte mich, Herr“, rief sie feierlich, „denn nie in meinem Leben werde ich deine Götter anbeten!“

Ein böser, tückischer Blick suchte in den Augen Riktiovars auf, dann ein Wink, und von dem Schwerte des Henkers durchbohrt sank Claudia zur Erde.

Mit einem Aufschrei der Wut und des Schmerzes taumelte Sempronius zurück. Was er Palmatius zugefügt, hatte sich nun gegen ihn selbst gewandt. Von Entsetzen geschüttelt, wankte er hinweg.

Während neue Opfer ihr Leben aushauchten, trat ein Mann vor, in dem Gewande eines römischen Augurs. Es war Attius Stolo, und sein fühner, fester Blick leuchtete in fast freudigem Glanze.

„Ha“, rief er heiter, „welch' ein Götterschauspiel! Du tust wohl daran, o Rittiovar, und ich gönne dir von Herzen den reich verdienten Lohn, der deiner harret! Denn wißt ihr“, rief er mit lauter, klangvoller Stimme, indem sein glänzendes Auge frei und mutig die Menge überslog, „wißt ihr, was diese Christen von den Göttern sagen? Bedenkt — von euren erhabenen Göttern! Der große Jupiter, der Beherrscher des Olymps, sagen sie, sei ein gemeiner Wüstling, die göttliche Venus eine Buhlerin, Merkur ein Lügner und Dieb, und die ganze Götterlehre ein Märchen, von Menschen erfunden, und an dem kein wahres Wort sei. Keine einzige von sämtlichen Gottheiten existiere anders als in eurer Phantasie, und nur diese und euer Aberglaube seien es, die sie zu Gottheiten stempeln. Sie sagen, der Dienst der Götter sei eine abscheuliche Götzendienerei, und die Priester seien Heuchler und Betrüger; sie sagen, daß die Auguren lachen, wenn sie einander begegnen, lachen über die alberne Gaukelei, mit welcher sie das abergläubische Volk betrügen müssen. Dies alles sagen diese Christen, und sie sagen ferner, daß es nur einen Gott gibt, der im Himmel thronet und von Ewigkeit zu Ewigkeit währt. Und dieser Gott, so sagen sie, ist ein Gott der Gerechtigkeit, der Wahrheit und des Friedens, der das Gute belohnt und das Böse bestraft; der nicht, wie eure Götter, von Menschen erdacht und mit menschlichen Fehlern und Lastern ausgestattet ist, sondern ein erhabener Gott, der Himmel und Erde und die Menschen alle erschaffen hat, vor dem nur das Reine und Gute besteht, und Sünde und Bosheit in den Abgrund versinken. So sagen diese Christen — und wißt ihr, was ich sage?“ fuhr er mit weithin klingender Stimme fort, indem sein Auge kühn und begeistert aufleuchtete, „ich sage: ja, es ist wahr, daß die Götter ein Märchen sind und nicht existieren, und daß die Götzpriester lachen, wenn sie einander begegnen; es ist wahr, daß es nur einen Gott gibt, und an ihn glaube auch ich! Denn ich bin ein Christ! Ich war Heide und bin Christ geworden, und bereit, Christum zu bekennen!“

Weiter kam er nicht. In rasendem Grimm war Rittiovar bei den letzten Worten Attius Stolos emporgefahren; denn wenn er auch die Ansprache des ehemaligen heidnischen Priesters mit Unbehagen und Mißbilligung ange-

hört, so war er doch nicht im entferntesten auf diesen Schluß gefaßt.

„Abtrünniger!“ schrie er heiser vor Zorn dem kühnen Sprecher entgegen, „du wagst meiner zu spotten, die Götter zu beschimpfen und die Priester zu höhnen? Den Frevel sollst du mit deinem Leben büßen!“

Ueber das Antlitz Attius Stolos breitete sich bei den Worten Niktiobars der freundliche, heitere Ausdruck, der ihm sonst eigen war, und sein Blick wandte sich in freudiger Verklärung gen Himmel. Im nächsten Augenblick trennte das Schwert des Henkers sein Haupt vom Rumpfe, und der kühne Mund war für immer verstummt.

Die Nacht deckte endlich ihren verhüllenden Schleier über die grausige Stätte.

Seitab von dieser stand eine Gruppe von drei Männern, deren einer eine trüb brennende Fackel trug, während der andere ein Grab schaufelte. Der dritte verharrte stumm vor einer in Tücher gehüllten, am Boden ruhenden Gestalt; es war Curius, der gekommen war, die Leiche Claudias zu bestatten.

Er hatte sie noch vor Einbruch der Nacht herausgefunden und mit seinen eigenen Armen hierhergeschleppt, um sie dann bei eintretender Dunkelheit mit Hilfe von Oger und Totius in die Erde zu senken.

Jetzt war das Grab fertig. Noch einmal hob Curius das Tuch, welches das schöne, jetzt so bleiche Antlitz verhüllte, und warf einen letzten langen Blick darauf; dann deckte er es sachte wieder zu und übergab mit Totius' Hilfe die Tote ihrer letzten Ruhestätte. Als alles fertig und die Erde auf das Grab geschaufelt war, winkte er den beiden Sklaven zum Gehen; sie ließen es sich nicht zweimal sagen, denn die Dämonen besaßen bei Nacht ganz besondere Gewalt, und Oger und Totius wollten es lieber mit einem halben Duzend betrunkenen Gäste zu tun haben, als mit unsichtbaren Geistern.

Curius war allein zurückgeblieben und hockte jetzt zusammengekauert neben dem Grab. Mit dem sonst so phlegmatischen und gewinnstüchtigen Elefantenwirt war eine große Veränderung vorgegangen. Sein Glaube an die Götter hatte wohl nie auf besonders festem Fundament geruht; Gleichgültigkeit und Gewohnheit hatten das meiste dazu getan. Jetzt aber hatten Claudias Tod und die letzten Worte Attius Stolos ihn emporgerüttelt, und eine Ahnung von der Größe und Erhabenheit des Christentums dämmerte in ihm auf und wandelte sein Inneres um. Zwar kam

sein ungelentfer Verstand nicht so ohne weiteres damit zurecht, aber aus dem Chaos unklarer Begriffe und Gedanken rang sich zuletzt doch die eine Ueberzeugung empor, daß es nur einen wahrhaften Gott gebe, und daß die Götter nichts als ein leeres Hirngespinnst, eine Erfindung der Menschen selber seien.

Unter solchem Grübeln schläfernte ihn die kalte Nachtlust nach und nach ein. Ihm träumte, er säße hinter seinem Schenktisch, und die Wirtsstube sei voll zechender Gäste. Doch während er sie anfangs für Ringkämpfer, Handwerker und Soldaten hielt, sah er nach und nach, daß es die Götter des Olymps, und daß, was sonst nie geschah, auch Weiber zugegen waren. Dort jener breit-schulterige Soldat mit dem weingeröteten Antlitz war Zeus, und die Gestalt neben ihm, die allen so verführerisch zulächelte, die Venus; die Juno, die Gemahlin des Zeus, setzte eben einen mächtigen Humpen Mlobroger an die Lippen, und der Gott Merkur betrog mit listigem Blick seinen Partner im Würfelspiel. Immer lauter und lärmender wurde das Geschrei der Zechenden, immer mehr zeigten sich die Götter als gewöhnliche, allen Lastern ergebene Sterbliche, und diese Erkenntnis erregte Curius' Grimm; unwirsch bot er die unliebsamen Gäste aus, und merkwürdigerweise leisteten sie keinen Widerstand. Doch keiner überschritt die Schwelle, sie verschwanden nur nach und nach wie leerer Dunst; ein helles Licht und erfrischender Luftzug drangen von oben herab.

Er mußte lange geschlafen haben, denn als er aufwachte, dämmerte es schon im Osten. Stöhnend rieb er sich die Schläfe und starrte stumpf und scheu in's Leere. Nach und nach kehrte die Erinnerung an alles zurück, und mit ihr reifte sein Entschluß, den der gestrige Tag vorbereitet hatte.

Mit dem anbrechenden Morgen belebte sich die Stätte des Todes auf's neue. Noch lagen die Leichen von gestern unbestattet, und schon gesellten sich wieder andere ihnen bei. Die Mordgier Riktiovars schien nicht eher nachlassen zu wollen, als bis auch der letzte Atemzug christlichen Lebens erloschen sein würde. Aus allen Teilen der Stadt schleppten die heidnischen Söldner immer neue Opfer herbei; viele aber, wie schon früher bemerkt, kamen freiwillig. Dies geradezu Herbeidrängen zu dem Marthirtode war eine Erscheinung, die von Anfang an die Christenverfolgungen auszeichnete; und auch die christlichen Trierer machten hiervon keine Ausnahme. Doch der Opfermut der standhaften Bekenner trieb noch im Sterben neue Blüten

und Früchte: eine große Zahl der den Hinrichtungen bewohnenden Heiden fühlten sich von solchem Beispiel zum Glauben und zur Ueberzeugung hingerissen und erlitten mutig gleich jenen den Martyrertod. Einer der ersten derselben war Curius.

Als er sich von dem Grabe Claudias erhob, um den Weg zu gehen, den sie vorangegangen war, stieß sein Fuß an eine der Leichen, und darauf niederblickend sah er, daß es Anteros war. Die gebrochenen Augen in dem bleichen Jünglingsantlitz schienen ihn ermutigend anzusehen, und noch scheu und ungewohnt legte Curius ihm mit dem Zeichen des Kreuzes die Hand auf die Brust.

„Auch er“, murmelte er, „auch er — so jung und lebensfroh, und ich sollte zögern? Schlaf wohl, mein wackerer Anteros — wir beide füllen keine Amphoren mehr; oh — oh — ob Gott mir auch verzeiht, daß ich so manches Faß Falerner und Allobroger getauft —?“ Und der reuige Elefantenvirt gedachte zerknirscht dieser allerdings ziemlich oft vorgekommenen Tatsache.

Kalt und geringschätzend streifte ihn der Blick Niktiobars, als er furchtlos vortrat und den neuen Glauben bekannte.

„Opfere den Göttern, du Tor, und dann scher' dich nach Hause“, herrschte er ihn finster an.

Doch Curius hörte nicht auf seine Worte. Niederknieend und die Arme ausbreitend, rief er laut:

„Jesus, ich glaube an dich — erbarme dich meiner!“

Ein Bornesblik schoß aus den Augen des Präfecten; im nächsten Augenblick fauete das Schwert eines Soldaten durch die Luft und spaltete das Haupt des mutigen Bekenners. Seine Bitte war erhört.

* *

Von dem Forum her schritten zwei Männer in der Richtung nach dem östlichen Thor. Es war Sextus und der Schauspieldirektor, und ihre Züge wie ihre Unterhaltung verrieten keineswegs die Absicht, sich dem Präfecten als Christen darzustellen. Sextus' Antlitz trug das gewöhnliche heitere Gepräge, während Pomponius dagegen ziemlich verdrießlich dreinsah. Kein Wunder — seine Mimen spielten vor leeren Bänken, und seine beiden besten Kräfte, Chloris und Eumenius, waren seit einer Reihe von Tagen nicht mehr zum Auftreten zu bewegen.

„Nun, sie werden schon beizutreiben sein, wenn diese Christenheke vorüber und alles wieder ruhig geworden ist“, tröstete Sextus, als Pomponius diese Kalamität zum so- und sovieltenmal bejammerte; „das bißchen Blutgeruch, das jetzt über der Stadt liegt, hat sie kopfscheu gemacht.“

Nur schade, daß die Geschichte uns um die köstlichen Muränen des Curius bringt; aber das Haus scheint ja rein ausgestorben und niemand mehr darin zu sein als die alte Hexe, die Basilla, die wie eine wilde Katze am Herd hockte und uns fast die Augen ausgekratzt hätte, als wir nach Muränen und vinum picatum frugen. Brrr — nichts ist mir mehr zuwider als ein altes Weib, und es überläuft mich kalt, wenn ich an ihr runzliches Gesicht mit den zornfunkelnden grünen Augen denke. Doch sieh' da", fuhr er lachend fort, "dort kommt ja dein wider-spensstiger Eumenius! Er schreitet einher, wie in der Tragödie. He, Eumenius, — deine Gönner grüßen dich!"

"Und ich hoffe, daß du bald wieder Vernunft annehmen und meine Bühne betreten wirst", fügte Pomponius hinzu.

"Suche dir einen anderen Mimen", sprach der Schauspieler ruhig; "meine Rolle auf Erden ist ausgespielt."

"Du bist verrückt!" rief der kleine Theaterdirektor verblüfft; "was soll das heißen?"

"Daß ich Christ geworden und zu sterben bereit bin."

"Ein Narr bist du geworden!" schrie Pomponius erbozt; doch jener hörte ihn nicht weiter an; flüchtig mit der Hand grüßend, schritt er des Weges dahin dem Tode entgegen.

Der Tag schien den beiden würdigen Freunden noch weitere Enttäuschungen vorbehalten zu haben.

An einer Straßenecke tauchte Chloris auf, eiligen Ganges, unbekümmert um das ungewöhnliche ihrer Erscheinung auf offener Straße, und offenbar mit ihren Gedanken ein bestimmtes Ziel verfolgend; denn sie wollte rasch und achtlos an den beiden vorüber eilen.

"Beim Zeus und allen Göttern der Ober- und Unterwelt", rief Sextus, erstaunt stehenbleibend und sie an dem buntumsäumten Gewande festhaltend, "geht man derart an seinen Freunden vorüber? Göttliche Chloris, was ficht dich an, daß du deinen treuesten Verehrer keines Blickes würdigest? Ist es nicht genug, daß er seit Tagen schon vergebens nach deinem Anblick schmachtet — willst du ihm jetzt, da ein glücklicher Zufall ihn in deine holde Nähe führt, nicht einmal einen freundlichen Blick und ein Lächeln gönnen? Komm', süßes Kind, der Glanz deiner Augen hat mein Herz entzündet und es ist Nacht darin, wenn diese Sterne ihm nicht leuchten. Komm' und zaudere nicht länger — die Freude winkt mit schäumendem Becher!"

Er legte den Arm um sie und wollte sie mit sich fortziehen. Doch sie stieß ihn weg und trat zurück.

"Geh'!" sprach sie bebend und mit einer ihr sonst fremden Hoheit, "ich habe den Becher dieser Freude lang

genug gekostet; sein Geschmack ist schaal und seine Gese bitter, und mir ekelt davor."

"Ausgezeichnet — vortrefflich!" rief Pomponius, begeistert in die Hände klatschend; "diese Stellung, dieser Ausdruck — du bist eine unvergleichliche Tragödin, teure Chloris! Unsere nächste Vorstellung muß ein Trauerspiel sein, du in der Titelrolle — ich höre schon den tosenden Beifall des Publikums. Goldene Ernte harret unser; doch du sollst mich anständig finden. Den Göttern sei Dank, daß sie mir gerade jetzt, wo die Gemüther auf das Tragische gerichtet sind, diese neue Seite deiner Begabung enthüllen. Ich verzeihe dir alle Launen, mit denen du mich so oft gequält; wir gehen in der nächsten Zeit nur Trauerspiele, du hast zu bestimmen, welche du vorziehst, ich füge mich dir in allem."

"Ist dies dein Ernst?" frug Chloris fein.

"Gewiß, gewiß, teure Chloris, der edle Sertus ist mein Zeuge", versicherte Pomponius mit Pathos.

"Wohlan", sprach die junge Schauspielerin, indem ein höheres Licht in ihren Augen aufleuchtete und ihr ganzes Wesen veredelt erschien, "so wähle ich das Trauerspiel, das jetzt draußen auf der Richtstätte gespielt wird, und zu welchem ich meine Rolle, wie ich glaube, gut gelernt habe. Wenn mir auch diesseits der Beifall der Menschen nicht zuteil wird, so hoffe ich dagegen, jenseits den Beifall des Himmels zu erlangen; denn man sagt ja, Gott sei barmherzig und verzeihe denen, die wahrhaft bereuen. Und ich habe viel zu bereuen", fügte sie leise hinzu.

Sertus und Pomponius hatten ihre Worte mit maßlosem Erstaunen angehört.

"Oh — es ist nicht ihr Ernst", lachte der erstere endlich.

"Du hast Recht, edler Sertus, es kann nicht ihr Ernst sein", stöhnte der kleine Schauspieldirektor als getreues Echo aufatmend nach; "sprich, Mädchen, wann geben wir das nächste Trauerspiel?"

"Wann du willst, Pomponius", erwiderte Chloris mit flüchtigem Lächeln, "doch jetzt halte mich nicht länger auf, daß ich mein Stichwort nicht versäume", und ehe sich beide genügend von ihrem Erstaunen erholt hatten, war sie schon weit weg, und nur in der Ferne noch sahen sie ihre schlanke Gestalt eilig dahinschreiten.

"Dieses Christenfieber scheint ja geradezu überhand zu nehmen und alle verrückt zu machen", bemerkte Sertus mit wirklichem Verdruß; denn der Verlust der hübschen Schauspielerin tat seiner guten Laune wesentlichen Eintrag; "wenn sogar eine Chloris diese Narrheit teilt —"

"Eine Chloris!" stöhnte Pomponius; "das ist es ja

eben — wo nehme ich wieder eine Chloris her? Ich bin ruiniert — tatsächlich ruiniert!“

Und ganz von diesem niederdrückenden Gedanken erfüllt, folgte er schwankend seinem weiterschreitenden Gönner.

Unter den Tausenden, die an diesem Tag den Weg nach dem Forum einschlugen, befand sich zu später Nachmittagsstunde auch Julian. Nicht Christenhaß noch Schaulust trieben ihn nach der furchtbaren Stätte; sein Beweggrund war nur die Hoffnung, sicheres über die ferneren Absichten Niktiobars zu erfahren. In Gedanken versunken, schritt er dahin; die hochgehenden Wogen stürmischer Erregung in seiner Brust hatten sich gelegt, und sein Denken war ruhiger und leidenschaftsloser geworden. Es war etwas in ihm, was sich der erhabenen Anschauungsweise der Christen näherte, ein Gefühl durchgeistigter Liebe und selbstloser Treue, die nur des göttlichen Zieles bedurft hätte, um christlich genannt zu werden. Seine Liebe zu Hermione war in diesen Tagen des Unglücks tiefer und reiner geworden, und der Gedanke, daß sie nur ihn habe, der sie beschütze, erfüllte ihn mit freudigem Stolz. Trotz der furchtbaren Umstände, welche dieselben begleiteten, und trotz Hermionens Liebe und Sorge für Leander, deren Augenzeuge er sein mußte, boten diese trüben Tage, während deren sie allein seiner Obhut anvertraut war, ihm ein schmerzlich süßes Glück. Manchmal nur regte sich sekundenlang in seiner Brust die im Menschenherzen nie ersterbende Hoffnung, die aus dem Gedanken aufkeimte, daß Leander, welcher von der Hinrichtung seines Vaters, des Senators, noch nichts wußte, seiner Wunde erliegen könne. Denn noch immer lag derselbe besinnungslos, und zu dem Wundfieber hatte sich eine allgemeine Verschlimmerung gesellt, die durch den Mangel an ärztlicher Hilfe, besonders aber an Luft und Licht, einen ungünstigen Verlauf zu nehmen drohte. Trotzdem wagte er nicht, den Kranken nach seinem Landhause schaffen zu lassen, da er wußte, daß der ihm unerklärliche Haß des Sempronius es mit Spähern umgeben habe. Mit größter Vorsicht nur, und nie auf geradem Weg besuchte er seine Schützlinge; die Beischaffung des zum Unterhalt nötigsten durch Sejus konnte glücklicherweise nicht auffallen, da derselbe ja bei Beturia wohnte und seit Monaten einen Teil des Tages in dem Landhause Julians zubrachte. Auch wunderte sich niemand in der Nachbarschaft, wie es zu anderer Zeit vielleicht der Fall gewesen wäre, über die Vor-

räte, die der Knabe in den letzten Tagen herbeitrug; denn die Gasse war verödet und nur wenige ihrer Bewohner noch vorhanden. Sowohl der behäbige Bäcker dort an der Ecke, als der fröhliche Schuster gegenüber, der den ganzen Tag gehämmert und sein Liedchen dazu gesungen hatte, der flinke Mühenmacher und der kräftige Schmied — sie lagen alle kalt und stumm, mit Weib und Kind, manche mit dem ganzen Hausgesinde. Die meisten hatten draußen auf der Richtstätte ihr Leben ausgehaucht, viele aber lagen erschlagen unter dem eigenen Dach. Die wenigen heidnischen Bewohner der Gasse hielten sich in scheuem Mitgefühl zurück oder liefen in roher Neugierde hinaus, das blutige Schauspiel mitanzusehen, gegen das die Szenen in der Arena nur Kinderspiel waren. Schweigen herrschte an Stelle des früheren regen Lebens, kein fröhlicher Zuruf, kein heiteres Lachen weckte mehr das Echo; nur ein Hund heulte hier und da in langgezogenen Klageklängen vor den verlassenen Wohnungen, daß es schauerlich durch die stille Herbstluft klang, sonst war alles stumm und öde.

Auch das Häuschen Beturia's hätte man für ausgestorben halten können, und so hatte auch keiner der Schergen Riktiovars es der Mühe des Durchsuchens wert gefunden, und die alte Frau war unbehelligt geblieben; doch selbst wenn dieselbe ihr Leben einbüßte, so vermochte dennoch das Auge auch des grimmigsten Verfolgers den Eingang zu dem unterirdischen Gewölbe nicht zu entdecken, dessen Geheimnis nur ihr und ihrem Enkel bekannt war.

Noch immer umringte eine dichte Menge den Platz, auf welchem Riktiovar Gericht hielt. Der Blutzengen waren schon so viele gefallen, daß man sich fragen konnte, woher immer noch diese neu hinzudrängenden Scharen kämen.

Schaudernd gewahrte Julian das blutige Schauspiel. Er war Heide, und mehr aus Treue für das Altgewohnte, denn aus religiösen Grundsätzen hielt er an der Lehre von den Göttern fest. Seine vornehme Natur achtete die Christen, ohne im mindesten ihre Lehre und Ueberzeugung zu verstehen oder ergründen zu wollen; und der Anblick dieser Tausende von Hingemordeten empörte in gleichem Maße sein Menschlichkeits- wie Gerechtigkeitsgefühl.

Ihm fehlte nur der göttliche Funke des Christentums, um das edle Feuer, das unter der Asche und den Schlacken heidnischer Anschauungen schlummerte, zu einer reineren Glut anzufachen.

Ueber dem dumpfen Rauschen und Stimmengewirr der Volksmenge schwebte gleich Geistern des Friedens der Gesang der sterbenden Christen; und ob sie auch im nächsten Augenblick auf immer verstummen, die jetzt noch zur Ehre

Gottes sangen, — immer auf's neue erklang dieser ergreifende Todesgesang, immer andere fanden sich, die bereit waren, in die Lücke einzutreten und die Siegeshymne über Tod und Vernichtung anzustimmen.

Eine weibliche Gestalt, von Söldnern eskortiert, drängte sich an Julian vorbei, welcher vier andere auf dem Fuße folgten. Mit tiefem Mitleid erkannte er sie — es war Aurelia, die Gattin des hingerichteten Senators Soter, mit ihren vier Töchtern. Auch sie erblickte ihn, und ein trübes Lächeln, gleich dem flüchtigen Sonnenstrahl, der im Herbststurm die dürre Haide streift, glitt über ihre Züge.

„Ach, Julian“, sprach sie schmerzlich, „wir haben einander lange nicht gesehen; und was liegt alles dazwischen! — Meine armen Töchter —“ Die Worte versagten ihr unter Tränen.

„Nenne uns nicht arm, Mutter“, erwiderte tröstend die wohlklingende Stimme der ältesten, und der junge Römer gewahrte, wie das ihm sonst unschön erschienene Mädchen der Ausdruck innerer Berklärung verschönte; „nenne uns nicht arm! Gehen wir doch dahin, wo kein Tod und keine Verfolgung mehr sein wird, und wo die Leiden der Erde gleich einem flüchtigen Schatten hinter uns liegen.“

Julian blickte forschend umher; die den Zug begleitenden Soldaten waren noch mehrere Schritte zurück.

„Meine teure Aurelia“, flüsterte er hastig in tiefer Bewegung, „weshalb dich und deine Töchter nutzlos dem Tode weihen? Riktiovar kennt keine Schonung — noch könnt ihr entinnen, rasch, ehe es zu spät! Dort jenes offene Thor nimmt euch auf — ich kenne das Haus und geleite euch —“

Aurelias hagere Gestalt richtete sich höher auf.

„Mein Gatte ist den Tod des Martyrers gestorben — er soll uns seiner würdig finden!“ erwiderte sie in feierlichem Ton. „Du meinst es gut, Julian“, setzte sie bewegt hinzu; „ich danke dir und will Gott bitten, daß er auch dir den rechten Weg zeige. Leb' wohl!“

Die Schergen drängten sie roh vorwärts, er konnte nichts mehr für sie tun. Mit feuchten Augen und einem Gefühl der Ehrfurcht sah er ihnen nach, wie sie mutig weiterschritten, dem sichern Tod entgegen.

Noch immer erscholl der Gesang der Christen und blitzte das Schwert des Henkers durch die Luft. Voll Zorn und Abscheu wandte Julian sich schauernd ab. Es gelang ihm nicht, Kunde über die Absichten des Präfecten zu erlangen, und von Sorge erfüllt, eilte er von dem blutigen Schauspiel hinweg.

Bis in die Nacht wüthete die Mordgier Riktiovars, und das Häuflein der Christen ward kleiner und kleiner. Endlich ruhten Schwert und Lanze, und der Gesang war verstummt. Sie alle lagen kalt und still, die hier so mutig den Tod erlitten; doch ihre Seelen stimmten im Himmel den ewigen Lobgesang an.

Die Fackeln der abziehenden Henker warfen schauerliche Streiflichter über das weite Leichenfeld; dann breitete die Dunkelheit ihren Mantel über die bleichen Schläfer aus.

Groß und klar stieg der Mond am Himmel empor, und sein silbernes Licht leuchtete friedlich über der unglücklichen und doch so glorreichen Stadt. Es beleuchtete ein furchtbares Bild: ungezählte Tote und Ströme Blutes. Auf Meilen hin, bis Noviomagus *), waren die Fluten der Mosel rot gefärbt von dem in sie geflossenen Blute der trierischen Märtyrer.

Im Mondlicht dahin schlich gebückt die Gestalt einer alten Frau. Nur langsam legte sie den Weg zurück, oftmals mußte sie stehen bleiben, um Atem zu schöpfen oder neue Kräfte zu sammeln. Es war Beturia. Ihr Herz drängte sie ungeduldig vorwärts; eine bange Ahnung hatte sie hinausgetrieben, und sie fühlte, sie werde sich erfüllen. Schon war sie fast erschöpft von der ungewohnten Wanderung; unter all' den Toten, die sie bis jetzt gesehen, war der nicht, den sie zu finden fürchtete. Da beleuchtete ein Mondstrahl das Gesicht eines der stillen Schläfer, und mit einem leisen Weheruf sank Beturia an der Leiche ihres Sohnes nieder. Er hatte den letzten Kampf tapfer bestanden, der wackere Streiter, und war nun den himmlischen Heerscharen eingereiht.

„Mein Sohn, mein Eingetius“, murmelte die alte Frau zitternd, „meine Ahnung hat mich nicht getäuscht; ach, warum nicht ich statt deiner! Doch, Herr, dein Wille geschehe.“

Sie faltete die Hände und verharrte in stummem Gebet. Doch durch allen Trost und alle Erhabenheit des Christentums hindurch brach der Schmerz des Mutterherzens sich Bahn; sie neigte den Kopf tiefer auf das Haupt des Toten und weinte bitterlich.

Der Wind erhob sich, und die Wolken zogen schneller. Ein Rauschen und Brausen ging durch das dürre Gezweig, der Mond leuchtete geisterhaft zwischen zerrissenem Gewölk, und der Herbststurm jagte heulend über den weiten Platz dahin, als wolle die Natur ein Klagelied anstimmen um die Toten.

*) Das heutige Neumagen a. d. Mosel.

Hastig schritt eine hohe Gestalt an der Richtstätte vorüber dem östlichen Thor zu. Es war Sempronius, und in wildem Haß glühten die dämonischen Augen in dem bleichen Gesicht. Der Tod Claudia's hatte die letzte weiche Regung in ihm vernichtet, doch merkwürdigerweise richtete sich sein Haß und Rachegefühl nicht gegen die Mörder, sondern gegen das Christentum.

Schritte wurden vernehmbar, und eine große, breit-schulterige Gestalt kam auf ihn zu.

"Hier bin ich, Herr!"

"Protus? Schurke, weshalb führst du meine Befehle nicht aus?" knirschte Sempronius; habe ich dich dafür gedungen, daß deine Ungeschicklichkeit immer alles wieder verdirbt?"

"Es ist nicht meine Schuld, Herr", verteidigte sich der riesige Gladiator unterwürfig; "ein andermal kommt er nicht so leicht davon."

"Ein andermal? Noch heute Nacht muß es sein, und fehlst du wieder, so sei versichert, daß die Tiere des Amphitheaters sich geschickter an dir erweisen werden, als du an diesem Julian!"

"Es war wirklich nicht meine Schuld", wiederholte jener halb trotzig; "er entwischte mir jedesmal glatt wie ein Aal. Und konnte ich dafür, daß er schon gleich zu Anfang gewarnt wurde?"

"Gewarnt? Von wem?"

Der Thraker grinste hämisch.

"Claudia, des Curius Tochter, warnte ihn vor dem Hause des Vitruv, ich hörte es mit meinen eigenen Ohren", erwiderte er schadenfroh; "ich erkannte sie zwar nicht genau, aber ich erinnerte mich, daß der Zufall sie in die Nähe geführt, als du mir jenen ersten Auftrag gabst; so mag sie ihn gehört haben. Ohne ihr Dazwischentreten wäre es mit jenem längst vorbei gewesen."

Sempronius stand stumm und regungslos.

Claudia! der plumpe Kämpfer ahnte nicht, welchen Sturm er mit diesem Namen in der Brust des vor ihm Stehenden heraufbeschworen hatte.

"Sie wird wohl sein Schätzchen gewesen sein", fügte er höhrend hinzu; "der feine Herr gefiel ihr besser als —"

Ein Faustschlag in's Gesicht ließ ihn jäh verstummen.

"Hund", knirschte Sempronius, "du wagst es, ihr An-denken zu befudeln? Noch ein solches Wort, und du sollst meine Macht fühlen. Nie wieder wage es, diesen Namen zu nennen."

Protus war zurückgetaumelt, und einen Moment schien es, als wolle er sich auf Sempronius stürzen. Dann

zuckte ein böser Ausdruck über seine Züge, und in seinen Augen blitzte es tückisch auf.

"Verzeih', Herr", knurrte er wie ein bissiger Hund. "Soll es noch in dieser Nacht geschehen?" fügte er lauernd hinzu, als jener ihn keines Wortes würdigte.

Sempronius antwortete nicht gleich. Sein Auge blickte starr in die dunkle Nacht hinaus, und in seiner Seele schien sich ein Kampf zu vollziehen, in welchem die Gefühle des Hasses und der Rache zuletzt den Sieg davontrugen.

"Noch in dieser Nacht", wiederholte er langsam; "du kennst den Preis — dreihundert Sesterzen oder zu den wilden Tieren!"

Eine verächtliche, befehlende Handbewegung bedeutete dem Fechter, sich zu entfernen, indes Sempronius langsam weiter schritt. Die weichere Regung, welche die Erinnerung an Claudia in ihm wach gerufen, verschwand, und im Vorgefühl befriedigten Hasses atmete er tief auf. Es sollte der Anfang seiner gegen Oktavia geplanten Rache sein. Sein Auge loderte auf; es war, als rängen alle Dämonen in ihm um die Herrschaft. Rascher schritt er dahin; dort lag das Totenfeld, und sein Blick glitt scheu und hastig darüber.

"Fluch über diese Christen!" rief er jetzt stehen bleibend und in wahnwitzigem Grimm die Faust erhebend; "ist es doch, als sei ihr Blut die Saat, aus der sie zehnfach wiedererstehen. Fluch den Nazarenern, Fluch ihrem Gott!"

Er schlug den Mantel fester um sich und schritt weiter. Da rauschte es leise im Gebüsch, wie blanker Stahl blitzte es im Mondlicht, und mit einem dumpfen Aufschrei stürzte Sempronius zu Boden. Der Stoß hatte gut getroffen; noch eine letzte Zuckung, dann war das Leben entflohen.

Der Mörder hatte sich im Schatten gehalten, jetzt trat er näher; es war Protus. Gleichmütig wischte er die Klinge ab, dann beugte er sich zu dem Toten nieder und zog aus dessen Gürtel einen wohlgefüllten Beutel. Grinsend wog er ihn in der Hand.

"Es mögen mehr sein als dreihundert", lachte er roh; "was schadet's — er ist ja auch gut bedient worden."

Dann eilte er, ohne sich weiter um den Ermordeten zu kümmern, scheu und hastig davon.

Drei Tage waren vergangen. Niktivarus hatte die Stadt verlassen und war mit seinen Soldaten weitergezogen. Was er zurückließ, war Tod, Verödung und ein auf immer fluchbeladenes Andenken. Auch die heidnischen Einwohner atmeten nach seinem Abzuge erleichtert auf; denn selbst den rohesten unter ihnen waren es der Greuel zu viel geworden. Die Physiognomie der Stadt hatte sich

seitdem nur wenig verändert; Dede und Leere innerhalb der Mauer, die Stille des Todes außerhalb. Die wenigen verschont gebliebenen Christen vermochten nur langsam die Bestattung der Toten zu bewältigen; die Fluten der Mosel nahmen Hunderte derselben in ihrem nassen Schoße auf, während die übrigen in große gemeinschaftliche Gräber gesenkt wurden. Auch Julian hatte Sorge getragen, daß die Leichen der in der Katakombe Ermordeten ihre letzte Ruhestätte fanden. Die Leiche des Priesters ließ er am Fuße des Altares einsenken, Cornelia und Sever dagegen nach der Begräbnisstätte des Konsuls bringen, wo sie neben Palmatus und Justinia beigesetzt wurden. Nachdem so die letzte Pflicht gegen die Entschlafenen erfüllt war, trat die Sorge um die Lebenden in den Vordergrund. Einen Tag und eine Nacht nach dem Abzuge Niktiobars hatte Julian vergehen lassen, ehe er es wagte, die Bedrohten aus ihrem Versteck hervorzuholen. Dann, als es unzweifelhaft war, daß der Präfekt die Gegend verlassen hatte, und als zudem die Kunde von der Ermordung des Sempronius bekannt ward, brauchte er keine Gefahr mehr zu fürchten und zögerte nicht länger, seine Schützlinge dem Tageslicht wiederzugeben. In den freundlichen, mit allen Bequemlichkeiten ausgestatteten Räumen seines Landhauses und unter der treuen Fürsorge der alten Sabina fanden dieselben einen wohlthuenden Kontrast gegen die Tage des Schreckens unter der Erde, und vorläufig eine gesicherte Heimat. Wohl war es schwierig und nicht ohne Gefahr gewesen, mit dem schwerkranken Leander diese Umsiedelung vorzunehmen; doch als er nun in hellem, lustigem Raum auf weiche Kissen gebettet lag, und die Heilmittel, welche die erfahrene Sabina zu bereiten verstand, ihre wohlthätige Wirkung zu üben begannen, da gewann auch der jugendlich kräftige Körper nach und nach seine Widerstandsfähigkeit wieder, und langsam aber sicher wendete es sich zum Besseren. Zeit und Verhältnisse waren derart, daß der äußere Schein nicht in Betracht gezogen werden konnte, und so war einstweilen keine Rede davon, daß Hermione mit Murrha und Tertia in ihr elterliches Haus zurückkehren sollte. Abgesehen von dem neu aufgewühlten Schmerz, den die Rückkehr in das verödete und verwüstete Vaterhaus mit all' seinen traurigen und glücklichen Erinnerungen ihr verursachen mußte, hätte es Leander auf's neue dem Tode nahe gebracht, wenn die treue Pflegerin, deren Bild im Wachen wie in allen Fieberträumen seine Phantasie erfüllte, ihn verlassen haben würde. Für Julian dagegen begann mit dem Tage, da

die Geliebte sein Haus betrat, eine Zeit so reinen, stillen Glückes, daß die Erinnerung daran noch lange dunkle Jahre der Entsagung tröstend erhellte. Auch Beturia hatte er zu überreden gewußt, ihr Häuschen zu verlassen und zu ihm überzusiedeln, wozu die Bitten ihres Enkels nicht wenig beitrugen. Am meisten erfreut hierüber zeigte sich die alte Sabina, die damit eine Hausgenossin erhielt, mit der sie, wie sie sagte, wie mit ihresgleichen vernünftig reden konnte, denn sich mit den übrigen Dienerinnen des Hauses vertraut abzugeben, hielt sie unter ihrer Würde. Für Beturia war dieser Wechsel gleichfalls ein wohlthuender, denn er zog ihre Gedanken von der Trauer um den toten Sohn ab, wobei die Zungengeläufigkeit der guten Sabina ganz Erstaunliches leistete. Auch Ombra trug den Schmerz um den verlorenen Gatten unverhüllt zur Schau, und unter vielen Tränen und mit großer Redegewandtheit gedachte sie der Vorzüge des Verstorbenen; aber es war dennoch nicht anzunehmen, daß die hübsche junge Witwe sich mit der Erinnerung an den ersten Gatten allein begnügen werde, zumal gewiß mehr als einer bereit war, die Nachfolgerschaft des Cingetius anzutreten. Und vielleicht in einer dunkeln Vorahnung dieser Möglichkeit erhob sie nur geringen Widerspruch, als Psyche sie bat, das Haus verlassen zu dürfen, um auf Julians Bitte Hermionens Gefährtin zu sein; die heranblühende Stieftochter mochte der klugen Ombra als keine ganz erwünschte Hausgenossin bei einem etwaigen zweiten Gatten erscheinen. Einstweilen brachte diese nur einige Stunden des Tages in dem Hause Julians zu, und was das Sonnenlicht für die Blume, war diese Zeit für Psyche. Die Klugheit Ottavias hatte sie vor dem entsetzlichen Schicksal der verfolgten Christen bewahrt. Die schöne Tochter des Vitruv empfand für das junge Mädchen eine Zuneigung, wie sie ihrem kalten, stolzen Herzen sonst fremd war. Es war wohl hauptsächlich das Gemeinsame ihres Schmerzes, sowie die rührende Unschuld und Selbstlosigkeit Psyche's, welche sie zu ihr hinzogen, und leise auch, und ohne daß sie sich dessen bewußt ward, begann durch sie das Wesen des Christentums sich ihr zu erschließen. Sie blickte in eine neue Welt, die von derjenigen, welche ihre Götter bevölkerten, unendlich verschieden war. Ihr Verkehr mit dem jungen Mädchen ward zum lindernden Balsam für ihr verwundetes Herz, und mildere Gefühle zogen damit in ihre Seele ein. Ihr im Grund edler Charakter fand in der Lehre Christi die Ruhe und die Befriedigung, welche sie bei ihren Göttern vergebens suchte, denn nicht Haß

und Rache, sondern Liebe und Vergebung traten ihr darin entgegen, Gefühle, welche die stolze Römerin seither nicht gekannt hatte. Als die Greuel der Christenverfolgung begannen, bangte ihr um Psyche, denn sie wußte, daß diese nie und nimmer ihren Glauben verleugnen werde. Trotz allem Zureden, das Haus des Medils als sichere Zufluchtsstätte zu betrachten, wollte das junge Mädchen Ombras nicht verlassen, obschon sie sich damit den schlimmsten Gefahren aussetzte. Kurz entschlossen erledigte Oktavia die Sache einfach dahin, daß sie es Psyche unmöglich machte, das Haus zu verlassen, und deren Bitten und Flehen nur gelassen anhörte, ohne ihr zu willfahren, so daß dieselbe sich allen Ernstes als Gefangene betrachten mußte, bis sie nach dem Abzuge Riktiovars ihre Freiheit wieder erhielt. Bleich und verstört eilte sie durch die verödeten Gassen nach Hause, und das erste, was sie vernahm, war das laute Wehegeschrei Ombras, die damit ihrem Schmerze über den Tod des Vaters Ausdruck gab.

Die arme Psyche setzte sich in einen Winkel und weinte lang und bitterlich. Ach, warum hatte Oktavia sie nicht sterben lassen! — Doch sie lebte nun einmal, und das Leben machte seine Ansprüche geltend. Und dann bat Julian sie, in sein Haus zu kommen, um Hermionens und Tertias Gefährtin zu sein. Zu ihm! Sie ging wie im Traum. Durch Nacht und Leid leuchtete dieses kurze, selige Glück: um ihn zu sein, seine Nähe zu empfinden, dieselbe Luft mit ihm zu atmen. Ihr war zu Mut wie in einem Märchen.

Es war um die erste Nachmittagsstunde. In unruhigem Schlummer ruhte Leander auf seinem Lager, an dessen Fußende Hermione saß. Schmerz und Kummer hatten der Erscheinung des jungen Mädchens ihr Gepräge aufgedrückt; das liebliche Gesicht war schmal und bleich geworden und der Glanz der braunen Augen vom vielen Weinen getrübt. Ihre Schönheit war zarter und ätherischer, aber gerade dadurch um so rührender. Die schlanken Hände ruhten gefaltet im Schoß, und der Blick bewachte ängstlich die Atemzüge des Geliebten. Nun waren schon sieben Tage seit seiner Verwundung verflossen. Sieben Tage! Ihre Gedanken schweiften zurück, und ein Schauer durchrieselte sie. In furchtbarer Deutlichkeit stieg jene entsetzliche Stunde vor ihr auf, da ihr Vater verhaftet, ihre Schwester und Sever ermordet, und Leander und sie nur wie durch ein Wunder gerettet worden waren. Julian hatte dies Wunder gewirkt, ihm verdankte sie alles: ihre und Leanders Rettung, wie die ihrer armen, kleinen Tertia,

und ihr Herz empfand unauslöschliche Dankbarkeit. Mit Tränen gedachte sie des Leides, das sie ihm unbewußt zugefügt, und zu dem Dankgefühl gesellte sich die Bewunderung seiner edlen Selbstlosigkeit. Dann kehrten ihre Gedanken zu Leander zurück. O, er mußte wieder gesunden! Gott würde das Furchtbare nicht von ihr verlangen, ihn zu verlieren, den der Priester schon im Begriff gestanden, auf immer mit ihr zu vereinen. War doch ohnehin schon Schmerz und Leid genug über sie gekommen — — die Erinnerung überwältigte sie, und unaufhaltsam entströmten die Tränen ihren Augen.

„Hermione!“ klang es leise wie ein Hauch.

Sie fuhr hastig empor, und ihr angstvoller Blick begegnete den Augen Leanders, die klar und innig auf ihr ruhten. Mit einem Aufschluchzen der Freude sank sie an seiner Seite nieder.

„O Leander, mein Geliebter! Gott sei gepriesen — er hat dich mir wiedergeschenkt!“

Sein Haupt ruhte in ihren Armen, und vergebens bemühte sie sich, die Tränen zurückzuhalten. Die Schmerz und Freude ihr gleichzeitig entpreßten.

Im geräumigen Wohngemach weilte Tertia mit Sejus und Psyche. Die Gesellschaft der Beiden sagte der Kleinen ungemein zu, und in der kurzen Zeit ihres Beisammenseins hatte das blasser ängstliche Kindergesicht einen schwachen Schimmer seiner früheren Heiterkeit wieder erlangt.

„Ach, Sejus“, versicherte sie diesem jetzt ernsthaft, „ich fürchte mich auch gar nicht mehr; du bist ja da und wirst mich beschützen, nicht wahr? Julian sagte, deiner Klugheit verdanken wir alle unsere Rettung.“

„Sagte er das?“ frug Sejus, vor Stolz errötend. „O, das ist zu viel des Lobes — er allein hat euch alle gerettet, wenn ich auch ein wenig mitgeholfen habe. Wenn ich einmal groß und ein Mann sein werde“, fuhr er mit leuchtenden Augen fort, „ja, dann kann ich dich beschützen, und du sollst sehen, daß ich dann so gut ein Schwert zu führen verstehe, wie der stärkste Legionar.“

„Aber du darfst dich nicht töten lassen, wie dein armer Vater getötet worden ist“, meinte die Kleine ängstlich.

„Warum nicht, wenn ich damit in den Himmel komme? Mein Vater ist im Himmel“, erwiderte der Knabe mit feierlicher Zuversicht.

„Der meinige auch“, flüsterte Tertia, wobei ihr das Weinen ankam, „und auch meine Mutter und Cornelia und Sever. Nun bin ich ganz allein mit Hermione, nur

Murrha und Molosso sind mir noch geblieben“, und die Tränen der Kleinen flossen reichlicher.

„Ich werde dich nicht verlassen“, versicherte Sejus sie in ritterlicher Aufwallung, und näher rückend legte er den Arm um sie und suchte ihr nach Knabenart Trost zuzusprechen.

In geringer Entfernung von ihnen saß Psyche und blickte träumerisch den flüchtigen Sonnenstrahlen nach, die hier und da durch das graue Gewölk hervorbrachen und dem hinter der Säulengalerie des Peristyls sich ausdehnenden herbstlich kahlen Garten einen letzten sommerlichen Anstrich verliehen. Ihre Gedanken verfolgten kein bestimmtes Ziel, nur die Empfindung eines stillen, traumhaften Glückes erfüllte ihr Herz, und ihr gab sie sich willig hin. Sie ließ den Zauber der sich so unverhofft gestaltenden Gegenwart auf sich einwirken und genoß wunschlos die Seligkeit des Augenblickes.

„Julian!“ rief jetzt Tertia Cäcilia freudig aus, dem Eintretenden entgegeneilend.

Der junge Mann beugte sich liebevoll zu ihr nieder.

„Wird meine kleine Tertia sich bald von der dumpfen unterirdischen Luft erholen?“ frug er freundlich, das noch immer blasse Gesichtchen, das jetzt freudige Erregung rötete, aufmerksam betrachtend.

„O mir ist ganz wohl“, versicherte die Kleine, sich an ihn schmiegend, „nur Leander ist noch immer krank. Wird er nicht wieder gesund?“ frug sie dann mit einemmale.

„Gewiß, Kind, wird er wieder gesund“, erwiderte Julian ruhig; „wir wollen es wenigstens hoffen.“

„Weißt du“, plauderte Tertia Cäcilia, seine Hand in der ihren haltend, altflug weiter, „es wäre gar nicht so schlimm, wenn Leander stürbe; dann würdest du Hermione heiraten, und wir blieben alle bei dir, nicht wahr?“

Ungestim machte er sich von ihr los und wandte sich jäh ab.

„Sprich keine Torheiten, Kind“, verwies er sie fast rauh, worauf er hastig das Peristyl verließ.

Nur Psyche hatte die tiefe, dunkle Röte gesehen, die bei den Worten Tertia's in seinem Antlitz aufgestiegen war, und mit vergehendem Ausdruck starrten ihre Augen dem sich Entfernenden nach. Er liebte Hermione! Wie ein Schleier fiel es ihr von den Augen, und der Schmerz um ihn überwog das eigene Leid.

Auffeufzend faßte sie mit der Hand nach dem Herzen, und Tränen verdunkelten ihren Blick. Ihre Liebe war zu selbstlos, als daß sich an diese Entdeckung auch nur die leiseste Hoffnung oder Enttäuschung geknüpft hätte. Aber

über den sonnigen Märchentraum hatte sich ein Schleier gelegt, und die Sonnenstrahlen waren erloschen.

Die Tage kamen und schwanden. Die Genesung Leanders schritt langsam, aber stetig voran, und bald konnte er das Lager verlassen. In dem Grad als die durch Krankheit und Blutverlust verursachte Schwäche abnahm, kehrten auch die Geisteskräfte wieder, und die vorgefallenen Ereignisse konnten ihm füglich nicht länger vor-
enthalten werden.

So schonend als möglich unternahm es Julian, ihn davon in Kenntniß zu setzen, doch die Mitteilung wirkte so erschütternd auf den Genesenden, daß der junge Römer seine Unvorsichtigkeit fast bereute. Er sandte Hermione zu ihm, deren Gegenwart allein schon der beste Trost für ihn war.

„Nun hab' ich nur dich“, rief Leander, die Geliebte an sich ziehend, in tiefem Schmerz; „mein armer Vater! Krank und fast schon am Sterben, und so zu enden!“

„Unser Schicksal ist das gleiche“, flüsterte Hermione unter Tränen; „unsere Toten sind uns vorangegangen und haben die Palme des Sieges errungen.“

Lange hielten sie sich in wortlosem Schmerz umschlungen, und jedes fühlte, daß sie nun eines dem andern alles seien, alles ersetzten, und ein Dankgebet stieg in ihrem Herzen dafür empor, daß Gott sie einander erhalten hatte.

Die übrigen hatten sich zu friedlichem Zusammenleben eingewöhnt, Beturia und Sabina harmonierten vortrefflich, und die letztere erklärte Julian wiederholt mit großem Nachdruck, welch' eine verständige alte Frau des Sejus Großmutter sei, und wie gut es sich mit ihr reden lasse; ein Lob, dessen Begründung hauptsächlich darauf basierte, daß Beturia der Rede Sabina's geduldig standhielt, was die treffliche Wirtschaftlerin des jungen Römers nicht so leicht bei irgend jemand fand.

Die Stadt erholte sich nur langsam von den Tagen des Schreckens. Die heidnischen Einwohner gingen ihren gewohnten Beschäftigungen nach, und die übrig gebliebenen Christen, nachdem sie mit der Bestattung der Toten zu Stande gekommen waren, bewahrten in stiller Trauer das Andenken an ihre opfermütigen Glaubensgenossen. Hunderte von Häusern und Wohnungen waren leer und verödet, andere, deren Insassen zum Teil am Leben geblieben, wurden von diesen nach und nach wieder hergerichtet; denn die Schergen Riktiovars hatten bei dem Auffuchen ihrer Opfer auch deren Eigentum der Zerstörung anheim gegeben, und manches christliche Heim umfaßte im vollen Sinne des Wortes nur noch die Trümmer seines einstigen Glückes.

Die Häuser des Konsuls und der Senatoren hatte die Wut der Verfolger in erster Linie getroffen, und wenn Hermione und Leander ihr altes Heim wieder bewohnen sollten, so mußten zuerst die Trümmer beseitigt werden, die Fanatismus und Zerstörungswut hinterlassen hatte.

In dem Maße als die Genesung des jungen Leander voranschritt, trat auch der Gedanke in den Vordergrund, daß beide das eigene Heim wieder aufnehmen sollte. Wohl lag es nahe, ihre Vereinigung für das Leben, die so jäh und in so furchtbarer Weise unterbrochen worden war, nunmehr in aller Stille zu vollziehen; doch sträubte sich Hermionens Sinn gegen den Gedanken, den Bund der Ehe zu einer Zeit zu schließen, in welcher nur Schmerz und Trauer auf ihnen lag und das Andenken an ihre Toten noch so lebendig war.

Julians treue Fürsorge übernahm es, die Häuser des Palmatius und des Senators Leander soweit in Stand setzen zu lassen, daß Sohn und Tochter das elterliche Heim wieder bewohnen konnten.

Es war an einem der letzten Tage des Oktober, als er dem Hause des Konsuls zuschritt, das er seit jener Schreckensnacht nicht wieder betreten hatte. Er setzte den eisernen Türklopfer lange vergebens in Bewegung; endlich fragte eine ängstliche Stimme von Innen nach seinem Begehre. Als er seinen Namen nannte, wurde das Tor hastig geöffnet, und mit Tränen begrüßte ihn einer der alten Diener des Hauses und geleitete ihn in das Innere.

„O Herr“, rief er weinend, „welches verödete Haus findest du! Herr und Herrin, alles, alles tot! Wir sind unserer nur noch vier von sämtlichen Dienern und Dienerinnen; ich und meine Enkelin, sowie der Koch und der Gärtner; alle anderen sind der Wut des Feindes zum Opfer gefallen. Vierzehn Leichen haben wir hier herausgeschafft, und der arme Xanthos ist draußen auf dem Blutfelde gefallen. O, und sieh, wie alles zerstört ist! Ach, wie oft wünschte ich mich zu den Toten, um all diesen Jammer nicht mitanzusehen zu müssen!“

Julian legte ihm tröstend die Hand auf die Schulter.

„Mein wackerer Catullus“, sprach er gerührt, „es war eine furchtbare Zeit, und wir alle werden sie nie vergessen. Doch die Toten ruhen in Frieden, und für die Lebenden ist es ein Trost, daß wenigstens so treue Diener ihnen erhalten blieben. So wollen wir in der Trauer um das Vergangene nicht der Zukunft vergessen, die deine junge Herrin bald wieder zurückführen wird.“

Der Alte starrte ihn mit weitaufgerissenen Augen an

"Herr, von dem sprichst du?" stammelte er dann.

"Die Götter sind nicht so grausam, alles Glück vernichten zu wollen", erwiderte Julian ernst; "so freue dich, mein guter Catullus, — deine junge Herrin Hermione, sowie die kleine Tertia Cäcilia mit Murrha sind dem Tode entronnen und werden demnächst unter ihr elterliches Dach zurückkehren."

Der Alte sank sprachlos vor Freude weinend auf die Knie.

"O Herr, Herr", rief er dann, die gefalteten Händen Himmel erhebend, "Gott segne dich für diese Kunde! Meine Füße tragen mich nicht bei solcher Freudenbotschaft. Gerettet — am Leben! Unsere teure junge Herrin am Leben — und unsere süße kleine Tertia —" die Stimme versagte ihm vor Rührung und Freude; "o wie ist dies Wunder geschehen?"

In kurzen Worten theilte Julian ihm den Verlauf der Ereignisse mit, und der alte Diener hörte aufmerksam zu.

"Gott möge dir's lohnen, Herr, dir und dem wackeren Sejus", murmelte er erschüttert; "ach, wie haben wir sie beweint! Als Murrha und Tertia so spurlos verschwunden waren, und wir dann am Morgen von den entsetzlichen Ereignissen der Nacht hörten, dachten wir nicht anders, als auch sie wären umgekommen, da jede Spur von ihnen fehlte. Ach, und nun diese Freude! Gestatte mir, o Herr, daß ich sie rasch auch den andern verkünde!"

Julian gewährte es ihm gern, und Catullus humpelte, so rasch seine alten Beine es zuließen, nach dem Innern des Hauses.

"He, Livinius — Valens — Pollia —" schrie er, "herbei! Freudige Botschaft hab' ich — so kommt doch, ihr Langsamen —" und nach den entlegeneren Räumen zu hörte der junge Mann die zitternde Stimme sich verlieren. Langsam schritt er nach dem Wohngemach, an dessen Eingang er schmerzlich bewegt stehen blieb. Der sonst so trauliche Raum, die Stätte des Behagens und guten Geschmacks, bot ein trauriges Bild. Die zierlichen Marmorsäulen und der elegante Mosaikboden zeigten Blutspuren; die an den Wänden entlang laufenden Polster lagen zerrissen; die Statuen in den Nischen und die an den Säulen hangenden Familienbilder waren zertrümmert, und hier und da sah man eine mit Blut gemischte trübe Wasserlache. Mit tiefer Wehmut gedachte Julian der freundlichen Stunden, die er hier verlebte, und des trauten Familienkreises, der so furchtbar zerstört worden war. Noch hatte der Mond, der jenes glückliche Heim gesehen, seinen Kreislauf nicht beendet, und schon weilten sie alle, die hier gelebt und gewirkt, bis auf wenige nur, im Reiche der Schatten.

„Glückliche Justinia“, flüsterte er bewegt; „sie ist die einzige, die im Frieden dahingegangen; die andern alle hat der verheerende Sturm gefällt. Ach, mein unvergeßlicher, väterlicher Freund!“ fuhr er, die Schwelle des Gemaches überschreitend, erschüttert fort; „mein edler Palmatius! Noch weht dein Geist in diesem Raume, und mir ist, als stelle er mir die Frage, ob ich mein Versprechen gelöst und seinen letzten, sehnlichen Wunsch erfüllt habe. Ja,“ sprach er emporblickend mit feierlicher Stimme, „ich war meinem Worte treu! Ich habe die deinen, die du meinem Schutze anvertraut, mit meinem Leben behütet, und werde sie sicher und ungefährdet in dein Haus zurückführen!“

Lange noch stand er in Gedanken versunken, und tausend Erinnerungen stürmten mächtig auf ihn ein. Als er sich zum Gehen wandte, geschah es mit dem festen Vorsatze, alles so herzustellen, daß Hermione die trauten Räume unverändert wiederfinde.

Doch, ach! die Lücken, die der Tod gerissen, konnte er ihr nicht ausfüllen.

* * *

Es war wenige Wochen darnach, als der Sonnenschein, der eine kurze, glückliche Zeit hindurch sein Haus wie Frühlingshauch durchweht, Abschied von ihm nahm: Hermione mit Tertia und Murrha kehrten in das elterliche Heim zurück. Des Freundes treue Sorge hatte es wie einst wieder hergestellt. Doch in neuerwachendem Schmerz warf das junge Mädchen sich der treuen Murrha in die Arme und weinte lange und bitterlich.

An dem Tage, da Hermione die kleine Villa vor dem östlichen Tore verließ, kehrte auch Leander in sein Elternhaus zurück. Beide schieden von dem Freunde mit Tränen stummen Dankes, die deutlicher redeten als Worte. Es war ein freundlicher Tag, und die Sonne schien trotz der späten Jahreszeit hell und warm. Aber als Julian in sein Haus zurückkehrte, war es ihm, als seien Licht und Sonne entschwunden und nur die Schatten der Einsamkeit zurückgeblieben.



„Ich will dich nicht halten, Kind; gehe hin, wohin dein Herz dich zieht. Wann immer du zurückkehrst, bist du mir jederzeit willkommen.“

Es war Oktavia, welche diese Worte zu Psyche sprach.

Das junge Mädchen errötete.

„Halte mich nicht für undankbar“, flüsterte sie bittend, „auch im Hause Julians werde ich deiner Güte nie vergessen; ich —“

Lächelnd zog Oktavia sie an sich und küßte sie auf die Stirne.

„Sprich nicht weiter“, sprach sie gütig, „es bedarf keiner Worte, denn ich verstehe dein Herz. Nun gehe, Kleine. Vale und vergiß nicht, daß mein Haus dir immer eine Heimat bietet.“

Als Psyche gegangen war, blickte Oktavia einige Augenblicke sinnend vor sich hin, und ein Ausdruck von Wehmut breitete sich über ihre Züge.

„Ich verstehe ihr Herz“, wiederholte sie leise; „besser vielleicht als sie es selbst versteht. Was habe ich alles von diesem reinen, selbstlosen Wesen gelernt“, fuhr sie fort, indem ein warmer Glanz in ihre Augen trat; „wie hat ihr Beispiel meine Seele in schlimmer Zeit geläutert und zum Guten hingeführt! Nie hätte mich das Christentum verlockt, wenn nicht dieses Kind mir die Tiefe und Schönheit desselben gezeigt hätte. Erst seitdem ich Gott erkenne, hat mein Herz Ruhe gefunden. Wohl kann ich noch nicht vergessen, doch die Erinnerung ist ruhiger geworden, und die feste Stütze der Pflicht gibt meiner Seele Halt. Mein edler Gatte verdient ein ungeteiltes Herz; es soll der Tag kommen, wo kein fremder Schatten mehr zwischen ihm und mir steht.“

In ihren Augen strahlte bei diesen Worten ein höheres Licht. Ihre Schönheit war eine edlere geworden, den stolzen kalten Zug von früher milderte der weichere Ausdruck reiner Weiblichkeit.

Der Tod des Sempronius war wie eine Erlösung für sie gewesen, wie eine Befreiung aus drückendem Bann; seit sie seine dämonischen Augen nicht mehr zu fürchten brauchte, fühlte sie sich von einer geheimen Furcht befreit.

Nun war sie seit wenig Wochen die Gattin des Markus Viktorinus. Der tapfere Offizier war nach monatelanger Abwesenheit liebeglühender denn je zurückgekehrt, und sein standhaftes Ausharren hatte endlich das Herz Oktavias gerührt, wobei sie jedoch ehrlich genug war, ihm zu sagen, daß sie nicht die Liebe für ihn empfinde, die er zu erwarten berechtigt sei. Dies schreckte den treuen Bewerber jedoch keineswegs ab; denn was die Gegenwart ihm nicht gewährte, hoffte er von der Zukunft. Umsomehr beglückte es ihn, sie dem Christentum geneigt zu finden; er selbst war Christ, und seinem wie Psyches Einfluß gelang es nach kurzer Zeit, auch Oktavia zur Annahme der neuen Lehre zu bestimmen. Auch Aglaja und Marcellus traten mit ihr zum Christentum über; den jungen Marcellus hatten die Greuel der Verfolgung nachdenklich und dem Glauben an die Götter abwendig gemacht. Die hübsche Aglaja folgte seinem Beispiel, vielleicht weniger aus

eigenster Ueberzeugung als dem künftigen Gatten zulieb, immerhin aber wurde sie eine gute Christin, und einer ihrer Zeitgenossen rühmt ihr nach, daß sie ihre Söhne und Töchter christlich erzogen habe. Die stattliche Cassia jedoch war ebensowenig wie Vitruv zur Annahme des Christentums zu bewegen; die würdige Dame empfand doch zu geringe Neigung zu etwa erforderlichem Opfermut, und die Aussicht, gefoltert oder auch nur geköpft zu werden, war nicht nach ihrem Geschmack, weshalb sie es vorzog, unter dem einstweilen sichereren Schutz der Götter zu bleiben. Aglajas und Oktavias Vermählung fand am gleichen Tage statt, und ein christlicher Priester segnete beide Ehen ein.

Es hatte sich manches geändert. Die Christen durften wieder freier aufatmen, und die alles lindernde Zeit erprobte auch hier ihre Heilkraft.

Maximian war vom Kaiser zum Augustus erhoben worden und erhielt als solcher den westlichen Teil des Reiches zur Verwaltung, worauf er die alte Keltenstadt der Trevierer zu seinem Wohnsitz erwählte. Am 1. Januar 287 hatte er zu Trier sein erstes weströmisches Konsulat angetreten und damit die Stadt zur kaiserlichen Residenz erhoben. Ob er selbst, trotz seinem Christenhaß, die von Niktivar verübten Greuel nicht billigte, oder ob Diokletian das im Jahr 259 vom Kaiser Gallienus erlassene Toleranz-Edikt, welches das Christentum als eine vom Staat geduldete, religio licita, anerkannte, besser gehandhabt wissen wollte, sei dahingestellt; wohl auch mochte er in seiner Hauptstadt nicht als Verfolger auftreten — wie dem auch sei, so ward den Christen auf's neue Duldung und Gleichberechtigung zuteil, und das christliche Leben durfte sich ungeschert entfalten.

Auch im übrigen blühte Stadt und Provinz in dem Glanze des kaiserlichen Hofes zu bisher nicht erreichter Bedeutung auf. Für die, welche Gefallen daran fanden, gab es fürder keinen Mangel mehr an Wagenrennen, Tierhetzen und Kämpfen, und weit öfter als früher wiederhallte die Arena von dem Beifallsgebrüll der Zuschauermenge, welches das Todesröcheln der Sterbenden übertobte.

So war der Winter vergangen und der Frühling ins Land gekommen.

Es war zu Ende Mai und die Rosen blühten. Golden strahlte die Sonne über Stadt und Strom, und die heitern Ufer grüßten in jungem Grün.

Was dazwischen lag, zwischen den Rosen von damals und jetzt — — —!

Tiefe Trauer breitete sich bei dem Gedanken daran über das liebevolle Antlitz Hermionens, die mit ernst, sinnenden Augen in die blühende Landschaft hinausjah. Das Frührot des folgenden Tages sollte sie auf immer mit dem Geliebten vereinen, und mit tiefer Wehmut gedachte sie der Dahingegangenen, welche dieser Tage nicht an ihrer Seite stehen sollte. Eltern, Schwester — sie alle ruhten in der kühlen Gruft, nur ihre kleine Tertia war ihr geblieben.

„Geliebte!“ flüsterte eine zärtliche Stimme neben ihr. Leander neigte sich über sie und zog sie sanft in seine Arme. Ja, er war nun ihre Familie, ihre Heimat, ihr alles! Durch Tränen blickte sie innig und vertrauensvoll zu ihm empor.

„In dir werde ich alles wiederfinden, was ich verlor, du bist nun mein Heim, meine Welt“, murmelte sie.

„Wie du es mir bist, mein Lieb“, erwiderte er bewegt, „und in dieser unserer Liebe werden wir glücklich sein. Haben wir doch der Prüfungen genug bestanden, daß Gott uns die Zukunft freundlicher gestalten möge! Morgen ziehst du als Herrin in mein Haus ein — es dir zur schönen Heimat zu gestalten, soll meine Aufgabe sein.“

Unterdessen leistete Psyche der kleinen Tertia Gesellschaft; denn Murrha hatte alle Hände voll zu tun, und mit Molosso allein war es gar zu langweilig.

„Weshalb willst du nicht mit uns bei Hermione wohnen?“ fragte die Kleine jetzt, sich an Psyche an-schmiegend.

Das junge Mädchen errötete.

„Beturia wünscht, daß ich bei ihr bleibe“, versetzte sie lächelnd; „doch ich werde dich besuchen.“

„Ja, und recht oft“, stimmte Tertia angelegentlich bei. „Ach, bleibe doch Julian hier“, fügte sie dann traurig hinzu; „weshalb geht er fort?“

Psyche antwortete nicht, wenn auch ihr Herz die Beweggründe wohl verstand, welche den jungen Römer bestimmten, Trier zu verlassen und nach Rom zurückzukehren.

„Wird er lange fortbleiben?“ fragte Tertia weiter.

„Ich weiß es nicht, doch glaube ich wohl“, erwiderte Psyche mit einem unwillkürlichen Seufzer; „vielleicht bist du schon ein großes Mädchen, wenn er wieder kommt“, fügte sie mühsam lächelnd hinzu.

Die Kleine wurde nachdenklich.

„O, das dauert aber lange“, meinte sie enttäuscht; „weshalb bleibt er aber denn so lange fort?“

Weshalb! In dem Herzen der armen Psyche rang sich die Antwort schmerzlich empor. Vielleicht kehrte er erst

nach langen Jahren, vielleicht nie wieder — — ein tiefes Weh durchzitterte ihre Brust, und Tränen verdunkelten die sanften Augen.

„Sag, Psyche — — — aber du weinst ja?“ rief die Kleine bestürzt, „warum weinst du denn?“

Ach, auch auf diese Frage gab ihr Herz nur zu deutliche Antwort. Doch sie bezwang sich.

„Ich weine nicht, Liebling“, sprach sie mit schwachem Lächeln; „doch komm' in den Garten, wir wollen Molosso ein Halsband von Blättern machen.“

Bereitwillig ging Tertia auf den Vorschlag ein, und bald waren sie eifrig in diese Arbeit vertieft. Während ihr Psyche dabei half, schweiften ihre Gedanken weit ab. Julian hatte die Absicht ausgesprochen, gleich nach der Vermählung Hermionens mit Leander abzureisen, und morgen um diese Stunde war er vermutlich schon lange unterwegs. Er hatte Psyche aufgefordert, in seinem Hause, bei Beturia und Sabina ihre Heimat aufzuschlagen, wenn sie es nicht vorzöge, bei Hermione zu sein. Sie nahm das erstere an, wie schwer es ihr auch fiel, Oktavia zu verlassen, die ihr mit so viel Liebe und Güte entgegenkam. Aber es lockte sie das stille selige Glück, die Räume zu bewohnen, in denen er gewohnt und wo alles und jedes von der Erinnerung an ihn umgeben war.

Sejus sollte ihn nach Rom begleiten. Julian hatte den Knaben liebgewonnen, dessen treue Anhänglichkeit ihm wohlthat. Beturia gab gerne ihre Einwilligung, wußte sie doch, wie guten Händen sie ihren Enkel anvertraue. Dieser selbst war übergücklich, sowohl darüber, daß er bei seinem geliebten Gönner bleiben durfte, als auch in der Erwartung der ersten Reise, von welcher seine Knabenphantasie sich die wunderbarsten Vorstellungen machte.

An alles das dachte Psyche, während sie Tertia half, das Blättergefüge zu winden. Jetzt war der Kranz fertig, und mit lautem Jubel streifte die Kleine ihn dem Hund über den dicken Kopf.

„Halt' still, Molosso“, ermahnte sie ihn, „morgen ist Hermionens Hochzeitstag!“

Am andern Morgen in der Frühe wurde die Trauung still vollzogen. Auch diesmal war Julian zugegen, und er gedachte jener furchtbaren Nacht und blickte feuchten Auges und dankerfüllten Herzens nach der Geliebten, die es ihm vergönnt gewesen, dem Tode zu entreißen. Kein Zug seines Antlitzes verriet das Weh, das sein Herz durchbebt, als

der Priester die bindenden Worte sprach, mit denen auf immerdar alle Hoffnung für ihn schwand.

Schon lag das Schiff im Hafen bereit, das ihn von dannen führen sollte, und als die Trauung vorüber, rüstete er sich zum Abschied.

Unter Tränen reichte Hermione ihm die Hand zum Abschiede, und mit unbeschreiblicher Empfindung beugte er sich zum ersten und letzten Kuß auf ihre reine Stirne.

„O Julian, Julian, gehe nicht fort!“ flehte die kleine Tertia, sich in leidenschaftlichem Schmerz an ihn klammernd. Er preßte sie einen Augenblick in heißer Zärtlichkeit an sich und küßte das tränenüberströmte Gesichtchen.

„Vale, mein Liebling“, murmelte er mit feuchtem Blick.

Zulezt nach allen ruhte noch sekundenlang eine kleine kalte Hand in der seinen, und Psyche's schöne sanfte Augen sahen durch Tränen zu ihm auf.

Sejus hatte den Schmerz der Trennung schon ziemlich überwunden und sah nun leuchtenden Blickes dem Beginn der Reise entgegen. Die Tränen des Abschiedes von Beturia und Psyche waren versiegt, und die Wunder einer neuen Welt umgaukelten das sorglose Knabenherz. — Vale!

Die Anker wurden gelichtet, und der Kiel teilte die rauschenden Fluten. Die dunkeln Augen des jungen Römers blickten schwermütig nach den immer weiter entschwindenden Ufern, und seine Gedanken schweiften zurück zu jenem ersten Morgen, da er vor Jahresfrist die alte Trevieris begrüßt. Auch heute war es Frühling, und wie damals lag ein weicher Duftschleier über Stadt und Strom. Wie damals funkelten die Strahlen der Sonne in den friedlich dahinfließenden Wellen — die doch vor wenig Monden erst das Blut der Märtyrer gerötet. Welch' eine entsetzliche Zeit lag dazwischen!

Julian gedachte, wie der Traum seiner Liebe zu Hermione emporgeblüht und zu Ende gegangen war, doch tröstend und über alles Leid erhebend empfand er das Bewußtsein, die er gerettet zu haben, die ihm das Teuerste war auf Erden und deren Glück er um den Preis des seinigen geborgen hatte.

Geschenkliteratur für die reifere kathol. Jugend:

Schuler, „Eucharisticum“, Vierer z. Ehren d. allerhl. Altarssakramentes; 130 S. Oktav, in sehr eleg. Geb. Mf. 2.20. Postgewicht 290 Gramm. Dieses Büchlein eignet sich vorzüglich als Kommunion-Andenken.

Schuler, „Dantes göttliche Komödie“. 300 S. in erzählender Form mit Erläuterungen; eleg. gebunden Mf. 2.50. Postgewicht 550 Gramm.

Schuler, „Credo“, Dogmatik für Laien; 450 Seiten gr. Oktav; in sehr eleganter Ausstattung, gebd. Mf. 3.50. Postgewicht 1250 Gramm.

Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Gebr. Parcus) München.

auf

von
üftete

zum
te er

die
ihn
Bärt-
chen.
Blick.
seine
ugen

alich
ginn
uria
euen
!

Die
ners
iden
ften
üßt.
ein
als
hin-
erst
iche

Der-
och
das
erste
des

ntes ;
iefes

mit

sehr

StB Trier Weberbach



:94001182939

